

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR
BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY
UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 1/2008 (21. Jahrgang)

Schwerpunkt:
**„Erinnerung und Medialität
als Kategorien politischer Kulturgeschichte“**

Mit Beiträgen von:

*Arthur Schlegelmilch, Aleida Assmann, Harald Welzer,
Dorothee Wierling, Eva Ochs, Bettina Mosbach und Nicolas Pethes,
Andrea Brockmann, Alexander von Plato, Arthur Schlegelmilch und
Bernd Faulenbach*

Weitere Aufsätze

Charlotte Heinritz

Autobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerungen.
Zentrale Lebensthemen und autobiographische Schreibformen
in Frauenaufbiographien um 1900

Dieter Nittel und Astrid Seltrecht

Der Pfad der „individuellen Professionalisierung“.
Ein Beitrag zur kritisch-konstruktiven erziehungswissenschaftlichen
Berufsgruppenforschung. Fritz Schütze zum 65. Geburtstag

Literaturbesprechung und Mitteilungen



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2008 (21. Jahrgang)

Schwerpunkt:

„Erinnerung und Medialität als Kategorien politischer Kulturgeschichte“

Arthur Schlegelmilch

Einleitung zum Schwerpunkt3

Aleida Assmann

Das Rahmen von Erinnerungen
am Beispiel der Foto-Installationen von Christian Boltanski.....4

Harald Welzer

Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses.....15

Dorothee Wierling

Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen.
Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten
und zwölf Thesen28

Eva Ochs

„Warten auf Antwort“:
Öffentliche Wahrnehmung und individuelle Verarbeitung
am Beispiel der Speziallagerhäftlinge in der Bundesrepublik Deutschland37

Bettina Mosbach und Nicolas Pethes

Zugzwänge des Erzählens. Zur Relation von Oral History und Literatur
am Beispiel von W.G. Sebalds Roman *Austerlitz*.....49

Andrea Brockmann

Historische Fernsehdokumentation und Geschichtswissenschaft –
eine Deutungskonkurrenz?.....70

<i>Alexander von Plato</i> Medialität und Erinnerung. Darstellung und „Verwendung“ von Zeitzeugen in Ton, Bild und Film	79
<i>Arthur Schlegelmilch</i> Der (politische) Spielfilm als historische Quelle	93
<i>Bernd Faulenbach</i> Flucht und Vertreibung in der individuellen, politischen und kulturellen Erinnerung	104
<u>Weitere Aufsätze</u>	
<i>Charlotte Heinritz</i> Autobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerungen. Zentrale Lebensthemen und autobiographische Schreibformen in Frauenautobiographien um 1900	114
<i>Dieter Nittel und Astrid Seltrecht</i> Der Pfad der „individuellen Professionalisierung“. Ein Beitrag zur kritisch-konstruktiven erziehungswissenschaftlichen Berufsgruppenforschung. Fritz Schütze zum 65. Geburtstag	124
<u>Literaturbesprechung</u>	
Gabriele Schabacher: Topik der Referenz (<i>Carsten Heinze</i>)	146
<u>Mitteilungen</u>	
Einladung zum 12. Bundesweiten Methodenworkshop zur qualitativen Bildungs- und Sozialforschung	153
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	154

„Erinnerung und Medialität als Kategorien politischer Kulturgeschichte“

Einführung zum Schwerpunkt von Arthur Schlegelmilch

Am 22. Dezember 2008 fand im „Haus der FernUniversität“ in Lüdenscheid die Tagung „Erinnerung und Medialität als Kategorien politischer Kulturgeschichte. Zwischenbilanz und Perspektiven“ statt. Die Veranstaltung wurde vom Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen ausgerichtet und von der Friedrich-Ebert-Stiftung gefördert. Die dort gehaltenen, von den Autoren durchgesehenen und teilweise überarbeiteten Vorträge werden im folgenden Schwerpunkt abgedruckt.

Das Konzept der Veranstalter zielte darauf ab, die beiden Leitkategorien „Erinnerung“ und „Medialität“ miteinander zu verknüpfen und auf diese Weise den interdisziplinären Austausch im Bereich der politischen Kulturgeschichte voranzubringen. Mithin waren neben der Geschichtswissenschaft Vertreter der Literaturwissenschaft, der Kommunikationswissenschaft sowie der Sozialpsychologie als Referenten geladen, Vertreter weiterer sozial- und kulturwissenschaftlicher Fächer befanden sich auf der Gästeliste.

Im Zentrum der Tagung stand das Phänomen der Kulturabhängigkeit von Erinnerung. Hieraus ergaben sich Fragen nach dem Authentizitätspotential und Rekonstruktionsvermögen memorierter Sachverhalte, nach deren gesellschaftlicher und kultureller Anbindung und „Rahmung“ sowie nach dem Verhältnis zwischen fiktiven und wirklichkeitsorientierten (empirischen) Erinnerungspräsentationen. Dies vor dem Hintergrund eines sich rapide medialisierenden öffentlichen und damit auch politischen Raumes, der den Kultur-, Sozial- und Humanwissenschaften in wachsendem Maße Medienkompetenz für ihre Arbeit abverlangt, aber auch fachliche Selbstreflexivität im eigenen Umgang mit den Medien erfordert. Eine mögliche, verschiedentlich artikulierte Antwort der Geschichtswissenschaft auf diesen Anforderungskatalog könnte in der konsequenten Rückwendung zum Historismus bestehen. Demgegenüber machte sich auf unserer Tagung die Auffassung geltend, dass sich die Geschichtswissenschaft im innergesellschaftlichen Kampf um das „richtige Gedächtnis“ sowohl den Befangenheiten ihrer eigenen „Wahrheitsquellen“ als auch deren (unterschiedlicher und eigensinniger) Verwertung durch konkurrierende Interessenten und Interpreten (weiter) zu stellen hat und kein Weg zurück in den historistischen Elfenbeinturm geschweige denn zur Formulierung exklusiver historischer Wahrheitsansprüche führen kann. Somit lautete die „Botschaft“, dass gerade im Begegnungs- und Überschneidungsbereich von fiktiver und empirischer Erinnerung sowie personaler und medialer Kommunikation und Gedächtnisbildung ein erhebliches Potential wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung über das Vergangene besteht und es hierzu des fortgesetzten interfachlichen Austausches sowie gemeinsamer Forschungsaktivitäten bedarf.

Das Rahmen von Erinnerungen am Beispiel der Foto-Installationen von Christian Boltanski

Aleida Assmann

Die Frage, der ich im Folgenden nachgehen möchte, lautet: Wie verwandelt sich individuelle Erfahrung in soziale Erinnerung und, noch wichtiger: wie verwandeln sich heterogene Erfahrungen und Erinnerungen in ein vereinheitlichtes und gemeinsam geteiltes Gedächtnis? Ich möchte dafür auf einen Schlüsselbegriff der Gedächtnisforschung zurückkommen: das Framing, die Rahmung. Maurice Halbwachs, der Patron der sozialen Gedächtnisforschung, hat den Begriff des ‚kollektiven Gedächtnisses‘ zusammen mit dem des ‚sozialen Rahmens‘ eingeführt. Aber nicht nur das kollektive, auch das individuelle Gedächtnis ist auf soziale und kulturelle Rahmen angewiesen: „Es gibt kein mögliches Gedächtnis außerhalb derjenigen Bezugsrahmen, derer sich die in der Gesellschaft lebenden Menschen bedienen, um ihre Erinnerungen zu fixieren und wiederzufinden.“ (Halbwachs 1992, 121) Diese Bezugsrahmen gehen noch weiter, da sie auch an der Struktur und Gestaltgebung der Erinnerungen selbst beteiligt sind. Da der Begriff der Rahmung zwar oft benutzt, aber selten näher erläutert und detailliert beschrieben wird,¹ nehme ich hier den Umweg über das Werk eines Künstlers, Christian Boltanski, um spezifische Operationen der Rahmung zu unterscheiden und ihre Funktionsweise genauer zu beschreiben.²

Ent-Rahmung

In vielen seiner Installationen arbeitet der französische Künstler Christian Boltanski mit Porträt-Fotographien, die innerhalb der westlichen Kultur als ein zentrales Medium eingesetzt werden, um individuelle Identität abzusichern, Erinnerungen zu stützen und die Biografie zu beglaubigen. Boltanski stellt diese Portrait-Fotos nicht selber her, sondern sammelt sie in großem Stil, wo immer er sie findet: in eigenen Kästen und Schubladen, auf Dachböden, im Trödel, in Zeitungen und Archiven. Sie bilden das Rohmaterial, aus dem er neue Konstellationen und Konfigurationen zusammensetzt. In seinen Arrangements erscheinen die Fotos losgelöst von Namen, Jahreszahlen oder sonstigen Informationen. Durch die schiere Menge dieser Bilder werden die Betrachter mit einem Aufmerksamkeits- und Erinnerungsimperativ konfrontiert, der ins Leere geht. Es ist aber nicht nur die Fülle der Bilder, die die Besucher seiner Aus-

1 Der Begriff des Rahmens, den Halbwachs in die Gedächtnisforschung eingeführt hat, wurde unmittelbar vor ihm von anderen Philosophen und Soziologen thematisiert. Vgl. Ortega y Gasset: „Meditation über den Rahmen“ (1921) und Georg Simmel: „Der Bilderrahmen. Ein ästhetischer Versuch“ (1922).

2 Fotos der Arbeiten, auf die ich mich beziehe, sind in folgenden Katalogen abgedruckt: Semin/Garb/Kuspit 1997 und Gumpert 1994.

stellungen überwältigt, sondern gerade auch die Rahmenlosigkeit der Bilder. Ohne eine spezifizierende Referenz, d.h. die Rahmung durch Namen, Zahlen, Erzählungen und andere Informationen, werden diese exakten Fotos bedeutungslos.



Abbildung 1: *Images d'une année de faits divers. Sonnabend Gallery, New York (1973), 'Installation view, Sonnabend Gallery, New York, 1973' (Flammarion, p. 41)*

Siegfried Kracauer hat am Beispiel einer historischen Fotografie seiner Großmutter diesen Unterschied näher analysiert. Er kam dabei zu dem Ergebnis, dass die Fotografie, die mit ihrer detailgenauen Akkuratess jede Rüsche und Falte des Gewandes festhält, das Gegenteil von Erinnerung ist. Sie zeigt eine äußere Hülle, die die Qualität einer Mumie besitzt. Die Fotografie ist für Kracauer kein Medium des Erinnerns, sondern Indiz eines Erinnerungsverlusts. Die eigentliche Erinnerung wird von der Fotografie „wie unter einer Schneedecke begraben“. (Kracauer 1927/1963, 26) Die Fotografie, die von der menschlichen Gedächtniskraft abgelöst ist, wird zu einem Gespenst, das abgetrennt vom menschlichen Leben durch die Gegenwart geistert. (Kracauer 1927/1963, 31) „Diese gespenstische Realität ist unerlöst. Wir sind in nichts enthalten, und die Fotografie sammelt Fragmente um ein Nichts. Die Fotografie vernichtet (den Menschen), indem sie ihn abbildet; und fiele er mit ihr zusammen, so wäre er nicht vorhanden. Die Züge der Menschen sind allein in ihrer ‚Geschichte‘ enthalten.“ (Kracauer 1927/1963, 32) Ganz im Sinne der von Kracauer vorgetragenen Argumentation gemahnen uns die von Boltanski gepflasterten Foto-Wände an Gespenster in einem Mausoleum des Vergessens.

Rahmung durch ein biografisches Narrativ

Private Fotografien halten immer nur isolierte Augenblicke fest. Aus dem flüchtigen *Moment* wird durch die Stillstellung der Fotografie ein potentiell bedeutungsvolles *Monument*. Das kann die Fotografie jedoch niemals Kraft ihrer puren Medialität leisten, sondern sie braucht dafür einen spezifischen Rahmen. Mit Rahmen ist nicht nur die ovale oder rechteckige Einfassung des Bildes gemeint, sondern auch eine Geschichte, eine Erzählung, die den isolierten Bildern einen inneren Zusammenhang

gibt. Um auf diesen unsichtbaren Rahmen einer Kohärenzstiftenden Erzählung hinzuweisen, hat Boltanski ein interessantes Experiment geschaffen. Die Arbeit entstand 1972 und trägt den Titel *10 fotografische Porträts von Christian Boltanski 1946-1964*. Zu sehen sind zehn Fotos, die den Künstler als Kind und Jugendlichen zeigen. Die Einheit der Serie wird in diesem Fall aber gerade nicht durch die Identität des Abgebildeten verbürgt, sondern allein durch das Bildschema der Serie. Authentisch ist in diesem Falle überhaupt nur das letzte Bild, alle anderen sind an dieses angeglichen, indem die Körperhaltung des Motivs – stehende Person mit herabhängenden Armen – und vor allem der Hintergrund – sonnenbeschienener Weg mit Stufen im Grünen – übernommen wurden. Die zehn Bilder zeigen also nicht den Wandel einer Person, sondern zehn verschiedene und zum Teil sehr unterschiedliche Personen, die allerdings im Rahmen des kulturellen Bildschemas biografischer Serien die Einheit im Wandel zu verbürgen scheinen.

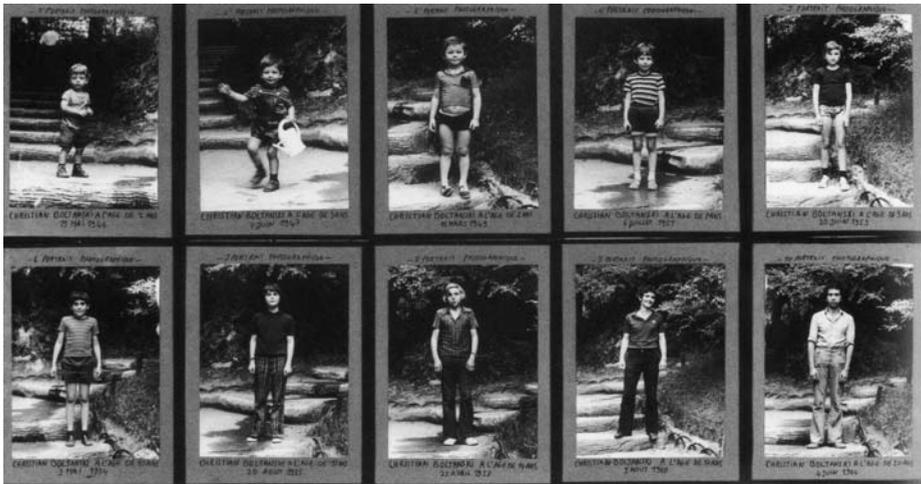


Abbildung 2: 'Ten photographic portraits of Christian Boltanski, 1946-1964, black and white photographs, mounted on board, frames, handwritten texts.' (1972) (Christian Boltanski, Phaidon Press, 1991, p.86)

Gleichzeitig macht Boltanski auf die Bedeutung der den Bildern beigegebenen Beiletttexte aufmerksam. Der Zeitausschnitt 1946-1964 suggeriert eine exakte Chronologie, könnte aber auch durch eine spielerische Umstellung der Zahlen zustande gekommen sein. Die Beischrift wird als autoritative Leseanweisung übernommen, was dazu führt, dass die erheblichen Variationen zwischen den Bildern – in die Serie wurde auch ein blonder Jüngling aufgenommen – automatisch ausgeblendet werden. Die Rezeption von Fotografien, das macht uns Boltanski bewusst, wird also von vielen Faktoren gesteuert. Dazu gehören die verinnerlichteten Annahmen über ihren dokumentarischen Wert sowie kulturell vorgeprägte Bildschemata, aber auch Beischriften, die als Dekodierungsanweisungen in aller Regel fraglos übernommen werden.

Mit dieser Arbeit ist die Grundfrage nach dem Zusammenhang von Bild und Zeit, Erinnerung und Identität gestellt, deren philosophische Vorgeschichte bis ins 18.

Jahrhundert zurückreicht. In einem Essay über menschliche Intentionalität hat Gottfried Wilhelm Leibniz die Erinnerung als jene Kraft definiert, die jedes einzelne Seiende mit dem ganzen Universum verbindet, die jegliche Gegenwart mit der Zukunft schwanger gehen und mit der Vergangenheit beladen sein lässt und die auch das Individuum als in sich identisch konstituiert. Während auch der englische Philosoph John Locke die personale Identität ganz im Sinne von Leibniz über den Wandel der Zeit hinweg mithilfe der Brückenfunktion der Erinnerung etablieren wollte, verweigerte sich sein Landsmann David Hume solchen Konstruktionen, die er als ‚Fiktion‘ zurückwies. Boltanskis künstlerische Operationen stehen, wenn man so will, in der Tradition des großen Skeptikers Hume, der zu Lockes Identitätsbegriff kritisch angemerkt hat: „Wir erfinden ein Kontinuum in unserer sinnlichen Wahrnehmung, um den Bruch zu kaschieren; wir erfinden eine Seele, ein Selbst, eine Substanz, um den Wandel unsichtbar zu machen.“³ Dieses Kontinuum ist nichts anderes als eine Rahmung in Form einer imaginativen Zutat zu den Bildern; in diesem Falle springt das autobiographische Narrativ der ‚Identität im Wandel‘ ein. (Vgl. auch: Lemmon/Moore 2001)

Autobiografisches Erinnern, so betonen Psychologen und Soziologen, ist eine Bewusstseinsleistung, die Menschen nicht naturwüchsig beherrschen, sondern die sie innerhalb von Kulturen in konkreten sozialen Kontexten erlernen. Sie sprechen in diesem Zusammenhang von ‚conversational remembering‘ oder ‚memory talk‘ und bezeichnen damit eine Sprechhandlung, die Erinnerungen in der Kommunikation aufbaut und durch Zirkulation aufrechterhält. (Middleton/Edwards 1990, 23-45) In dieser Kommunikation, die bevorzugt anhand der Betrachtung von Fotoalben stattfindet, werden Erzählungen (auch in Form erstarrter Anekdoten, Anspielungen und Schlüsselworte) produziert und eingeübt, die die Fotos rahmen und damit den Schatz eines gemeinsamen Familiengedächtnisses bilden.

Rahmung durch das Familiengedächtnis

Das individuelle Gedächtnis bezieht sich nicht ausschließlich auf die eigene Lebensspanne, sondern ist immer schon in den größeren Horizont des Familiengedächtnisses eingebunden. Innerhalb der Familie entwickeln wir unser eigenes autobiografisches Gedächtnis, das ja nicht nur auf selbst Erlebtem beruht, sondern notwendig auch ein durch Erzählungen angereichertes und angeeignetes Gedächtnis ist. Dieses Familiengedächtnis baut sich durch die zeitliche Überlappung mehrerer Generationen auf, die miteinander eine Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaft bilden. In der Regel sind es drei Generationen, die sich begegnen bzw. voneinander wissen, womit sich der Zeithorizont des Familiengedächtnisses auf circa achtzig bis hundert Jahre ausdehnt. Danach löst sich das Familiengedächtnis „naturgemäß“ immer wieder auf und macht im fließenden Übergang den Erinnerungen nachfolgender Generationen Platz. Natürlich geht nicht sofort alles verloren, was mit diesem Leben verbunden war: Objekte wie Möbel, Briefe oder Fotografien bleiben zurück, die dem Familiengedächtnis auch über die Schwelle von drei Generationen hinweg als Erinnerungsstützen dienen könn-

3 “In order to justify to ourselves this absurdity, we often feign some new and unintelligible principle, that connects the objects together, and prevents their interruption and variation. Thus we feign continu’d existence of the perceptions of our senses, to remove the interruption, and run into the notion of a soul, and self, and substance, to disguise the variation.” (Hume 1969, 302).

ten. Doch besteht hier ein deutlicher Unterschied zwischen der Persistenz der materiellen Überreste einerseits und den lebendigen Erinnerungen andererseits, die nur durch systematisch wiederholte sprachliche Kommunikation aufrechterhalten werden können.

Zur „nostalgischen Dimension“ von Familienfotos kommt die „memoriale Dimension“ hinzu, denn eine Fotografie ist oft auch die letzte Spur, die von einem menschlichen Leben übrigbleibt. Die verstorbenen Familienmitglieder bleiben solange integraler Bestandteil des kollektiven Familiengedächtnisses, wie sie gerahmt auf dem Sekretär oder Kaminsims stehen, ihre Namen bekannt sind und affektive Bande zu ihnen aufrecht erhalten werden, weil Fragmente ihrer Biografie noch im Umlauf sind. Marianne Hirsch hat in ihrem Buch *Family Frames* für diese vermittelte und vermittelnde Erinnerungskraft der Fotografien den Begriff *postmemory* geprägt; er verweist auf ihre Rolle in der intergenerationellen Weitergabe von Erinnerungen innerhalb der Familie. (Hirsch 1997, 22) Die Bedeutung und Aura solcher Fotografien ist besonders dort stark und prägend, wo es sich dabei um traumatische Lücken wie zum Beispiel um im Holocaust ermordete Familienangehörige handelt, deren letzter Stellvertreter ihrer gewaltsam ausgelöschten Existenz die Fotografie selber ist. Diese abwesenden Toten verblassen nicht und fallen nicht aus dem Rahmen des Familiengedächtnisses heraus, sondern sitzen in den Familien, wie es in einem Erinnerungsroman ausgedrückt wird, weiterhin „mit am Tisch“. In diesem Fall gehen für die zweite und dritte Generation in die Fotografie indirekte Formen der Familienkommunikation mit ein; das „Nach-Gedächtnis“ der Fotografie ist für sie mit traumatischen Konnotationen aufgeladen, obwohl die Erinnerungen über ihre eigene biografische Reichweite hinaus gehen. Diese unausgesprochene ‚Erinnerung‘ der älteren Generation greift in diesem intergenerationellen Transfer auf die Jüngeren über und verwandelt sich in diesem Prozess in obsessive Imagination der jüngeren Generation.

Jede Fotografie, so könnte man einwenden, produziert ein „Nach-Gedächtnis“. Von Gedächtnis und „memorialer Dimension“ der Fotografie können wir allerdings nur dann sprechen, wenn diese auch in einen sozialen Kommunikationsrahmen eingebettet ist. Außerhalb solcher Rahmen beweisen und bezeugen Fotografien nichts. Wenn sie anlässlich von Wohnungsaufösungen auf dem Flohmarkt landen, beweisen sie nur noch eines: dass sich das Familiengedächtnis, das sie einst gerahmt und gestützt hat, aufgelöst hat. Das Familiengedächtnis, um es zu wiederholen, ist nichts Stabiles, es ist – im Gegensatz zum kulturellen Gedächtnis – nicht auf Ewigkeit hin angelegt. Es hat seine unerbittlichen Halbwertszeiten. Die materiale Speicherkraft der Fotografie bleibt zwar erhalten: Die abgebildeten Personen sind noch zu *erkennen*. Doch ihre memoriale Kraft ist ausgelöscht: Es lässt sich niemand mehr *wiedererkennen*.

Boltanskis künstlerischer Gebrauch und Wiedergebrauch von Familien- und Personenfotografien bringt uns nachdrücklich diese Erosion des Gedächtniswerts ungerahmter Fotografien zu Bewusstsein. Seine ins Großformat gebrachten Abzüge dienen dabei gerade nicht, wie vordergründig suggeriert, der Steigerung von Bedeutung und Aufmerksamkeit, sondern eher der Inszenierung des Vergessens. Durch die amorph fleckige und gerasterte Schwarzweißstruktur der Fotografie schimmert das Nichts hindurch; Gesichter lassen sich kaum noch erkennen, geschweige denn wiedererkennen. Darüber hinaus, und davon soll im Folgenden die Rede sein, interessiert sich Boltanski aber gerade auch für Möglichkeiten einer sozialen und kulturellen Wieder-



aufladung von Bildern. Indem er die gesammelten Fotografien noch einmal abfotografiert, rahmt und in neue räumliche Konstellationen einbringt, eignet er sie sich künstlerisch an und produziert damit auf seine Weise ein auratisches „Nach-Nach-Gedächtnis“.

Abbildung 3: Double-page spread from the artist's book "Le Lycee Chases: classe terminale du Lyceé Chases en 1931: Castelgasse, Vienne" (Chases High School: senior class of the Chases High School in 1931: Castelgasse, Vienna), 1987 (Flammarion, p. 104)

Rahmung durch Bilder-Rahmen

Boltanski hat die Operation des ‚framing‘ auch von ihrer materiellen Seite her beleuchtet. Aus einem eigenen Klassenfoto aus dem Jahre 1951 hat er einzelne Köpfe der in Reih und Glied versammelten Schulkinder herausfotografiert und in Blechrahmen eingefasst. Diese Köpfe, an die er sich selbst, wie er gesteht, schon nicht mehr erinnern konnte, die für ihn also gewissermaßen bereits „gestorben“ waren, hat er in geometrische Kompositionen aus Blöcken von gerahmten monochromen Papieren in den Farben Rot, Gold und Grau eingefügt. Die Installation, die den Titel *Monuments* (1985) erhielt, unterstrich die memoriale Dimension der Fotografien durch eine sakral anmutende Komposition und Beleuchtung. Durch Kerzen, verkabelte Spotlights und Klemmlampen hat er dabei nicht nur das Lenken der Aufmerksamkeit auf etwas, sondern gewissermaßen auch die Tätigkeit des Erinnerns selbst (als synaptische Vernetzung feuernder Neuronen) optisch in Szene gesetzt. In einer anderen Serie, wo es um jüdische Schulklassen-Fotos aus den dreißiger Jahren geht, die ihrer Zukunft auf brutalste Weise beraubt wurden, macht er diese gewaltsam abgebrochenen Biographien in seiner Rahmung durch einen unauflöselichen Verbund von Aufhellen und Abdunkeln sinnfällig. Die Lampen sind so angebracht, dass sie die Gesichter gleichzeitig beleuchten und verdecken. Erinnern und Vergessen greifen bei dieser Rahmung ineinander. Der ethische Imperativ zu erinnern entzündet und bricht sich an dem mörderischen Impuls der Vernichtung so vieler hoffnungsvoller Individuen.

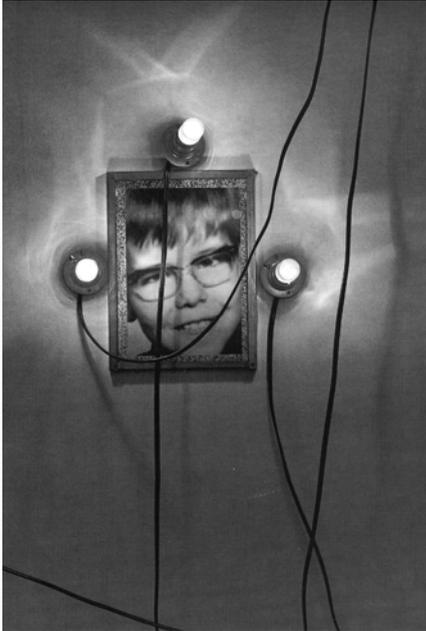


Abbildung 4: *Monuments (1)*: “*The Children of Dijon*”, from ‘*Inventory*’ 1991, black and white and colour photographs, tin boxes, light bulbs, wire. Photographs: 20.5x15cm each. Installation, Vancouver Art Gallery, 1989’ (Phaidon, p. 95)



Abbildung 5: *Monuments (2)*: “*The children of Dijon*” 1986, *Galérie Grusel-Hussenot, Paris, 1986*’ (Flammarion, p. 81)

Rahmung durch auratische Gedächtnis-Orte

Die ins Sakrale deutende Komposition und Auratisierung der Kinderfotos ließ es als nur folgerichtig erscheinen, dass Boltanski für seine Installationen auch Kirchenräume wählte wie die Kapelle von Salpêtrière in Paris (1986) oder die Kirche Saint Eustache (1994), ebenfalls in Paris. Die Kirche mit ihren an den Wänden aufgestellten Grabskulpturen und Steintafeln ist ein einzigartiger Memorialraum, der

Jahrtausende übergreift. Die Kirche ist nicht nur der Inbegriff einer zeitüberdauernden und Ewigkeit symbolisierenden Architektur, sondern auch der Raum eines kulturellen Funktionsgedächtnisses, in dem religiöse Tradition transgenerationell erneuert wird, indem sie liturgisch über die Jahrhunderte hinweg praktiziert wird. In eklatantem Kontrast zu dieser Memorialarchitektur stehen die anonymen und ephemeren Kindergesichter. Hier möchte man in leichter Abwandlung ein berühmtes Gedicht von Ezra Pound zitieren:

*The apparition of these faces in the church
Petals on a wet black bough.*

Rahmung durchs Archiv

Das Archiv ist das wohl wichtigste Format von Boltanskis Installationen. Im Gegensatz zum auratischen Kirchenraum, der ein Raum des kulturellen Funktionsgedächtnisses ist, ist das Archiv ein Raum des kulturellen Speichergedächtnisses. Archive gibt es in allen Schriftkulturen; sie enthalten das Wissen, das die Macht stützt, legitimiert und ihre Handlungsorientierung festlegt. Extreme Beispiele für *politische* Archive, die Herrschaftswissen definieren und bereitstellen, sind nicht zuletzt die Akten der Inquisition und die Stasiakten. Die *historischen* Archive sind demgegenüber eine neue Errungenschaft des Historismus, die nicht älter ist als die Französische Revolution. Sie sammeln ein und beherbergen (wie auch die historischen und ethnografischen Museen) umgekehrt dasjenige, was keine unmittelbare Bedeutung mehr für die Gegenwart hat, aber auf eine erst noch näher zu bestimmende Art doch noch von Interesse ist. Die historischen Archive sind die Grundlage eines historischen Wissens, das historische Neugier befriedigt und für eine unbefristete Zukunft bereitgestellt wird. Das Archiv ist die Grundlage dessen, was einst in der Zukunft noch über unsere Gegenwart gesagt und gewusst werden kann. Die Objekte, die ins Archiv gelangen, haben ihren ursprünglichen „Sitz im Leben“ verloren; doch trotz ihres Funktionsverlusts für die Gegenwart wird ihnen – wenn sie als wichtig genug eingestuft werden – der zweite Kontext eines Nach-Gedächtnisses geboten und damit die Chance eines zweiten Lebens und damit einer enormen Existenzverlängerung eingeräumt.

Was in den historischen Archiven lagert, wird materiell konserviert und katalogisiert; es wird auf diese Weise zugleich Teil einer Ordnung, die seine Wiederauffindung möglich macht. Die Informationen, die im Archiv lagern, sind vorhanden und verfügbar, aber nicht gedeutet. Die Aufgabe der Deutung geht über die Kompetenz der Archivare hinaus. Es ist die spezifische Aufgabe der Wissenschaftler oder Künstler, die Bestände der Archive zu sichten und Objekte durch ihre Deutung oder Bearbeitung für die Forschung oder das kulturelle Funktionsgedächtnis, an dem die Gesellschaft partizipieren kann, zurückzuerobern. Die Institution des Archivs ist deshalb Teil des kulturellen Gedächtnisses, jedoch nicht in ihrer aktiven Dimension der Erinnerung, sondern in ihrer passiven Dimension der Latenz und des reinen Speicherns.



Abbildung 7: “Réserve: Détective”, 1988, Installation view, “Inventar”, Kunsthalle Hamburg, 1991’ (Flammarion, p. 129)

Eine Vorstufe des Archivs sind Dachkammern und Kellerräume. In diesen dezentralen Depots herrscht in der Regel allerdings keine bewusste Auswahl und Ordnung, vielmehr handelt es sich um Sedimentierungen dessen, was der Aufmerksamkeit entzogen und in Vergessenheit geraten ist. Weitere Stationen des sozialen und kulturellen Vergessens sind der Flohmarkt und der Müll. Rückstände von Wohnungsaufösungen und Nachlässen, um die sich niemand kümmert, werden entweder entsorgt und spurlos vernichtet oder landen im Trödel, wo Boltanski einige seiner Fotoalben erworben hat. Dort werden dann die materiellen Rückstände eines aufgelösten Familiengedächtnisses in alle Winde zerstreut und gehen möglicherweise in neue Sammlungen ein, aus denen sie unter Umständen auch den Weg ins Archiv finden können. Das kulturelle Gedächtnis umfasst also Formen und Praktiken des Entsorgens und Vergessens ebenso wie Institutionen des Speicherns und Erinnerns. Entscheidend bleibt dabei jedoch die grundsätzliche Möglichkeit, dass Verlorenes und Vergessenes, sofern es nicht materiell zerstört ist, noch einmal ins kulturelle Gedächtnis zurückgeholt werden kann.

Genau diese Grundfragen der Möglichkeit bzw. der Unmöglichkeit der Rückholung des bereits Vergessenen und Ausgelagerten in die lebendige Erinnerung sind ein zentrales Thema von Boltanskis Installationen. Sein künstlerisches Format des Archivs suggeriert alle Aspekte des *Speicherns* wie Auswahl, Konservierung, asepti-

scher Sauberkeit, makelloser Ordnung, Übersicht, Kontrolle und Rückrufbarkeit. Diese Verheißung hängt allerdings am Rückgrat des Archivs, dem Katalogsystem, das Boltanski nicht übernimmt. Er baut keine Archive auf, sondern zitiert lediglich die Form des Archivs; er speichert nichts, sondern inszeniert den Gestus des Speicherns. Seine Inventare, losgelöst von Namen und Schrift, den unersetzlichen Medien des Registrierens, erschließen nichts. Seine Archive sind reine Fassaden; die Hohlräume dieser Archive, die gestapelten, patinierten Blechbüchsen und die in großen Regalen sortierten Pappschachteln, sind leer.

Rahmung durch innere Bilder

Boltanskis große Archiv-Installationen, die er unter dem Titel *‘Les Suisses morts‘*, bzw. *‘Die Toten Schweizer‘* zusammengestellt hat, machen uns aufmerksam auf die Tatsache, dass die Auswahlkriterien des kulturellen Gedächtnisses unklar geworden sind und die Speicherkapazität der Archive grundsätzlich die Grenze dessen überschreitet, was überhaupt noch in menschliche Erinnerung, sei sie individuell oder kollektiv, rückübersetzbar ist. Die Ausstellung präsentiert Archive vieler unbekannter Gesichter, für die wir keine kulturelle Erinnerungs-Kategorie haben. Gleichzeitig produziert sie noch etwas anderes mit, nämlich die inneren Bilder der Betrachter, die diese selbst in die Ausstellung hineinbringen. Was immer wir wahrnehmen, ist nämlich bereits durch innere Bilder gerahmt, die wir mit uns herumtragen. Sie stellen die notwendigen Schemata, die Vorprägungen bereit, durch die hindurch wir überhaupt etwas wahrnehmen. Die Ausstellungswände und -gänge, die mit den Passfotos *‘toter Schweizer‘* gepflastert sind, kollidieren in der Imagination der Besucher automatisch und unausgesprochen mit den inneren Bildern von Millionen ermordeter Juden, die sich geradezu reflexartig als Hintergrundfolie einstellen und die Wahrnehmung verwirren. Diese imaginären Bilder schaffen einen Assoziations- und Resonanzraum, in dem gerade das zum Gegenstand der Wahrnehmung und des Nachdenkens wird, was gar nicht ausgestellt ist. Boltanski macht uns auf diese Weise aufmerksam auf die unbewusste Rahmung der äußeren durch innere Bilder und lenkt damit die Aufmerksamkeit auf das, was er gerade nicht zeigt.

Zusammenfassung

In seinen Installationen stellt Boltanski nicht nur die ineinander greifenden Mechanismen des Erinnerns und Vergessens heraus, sondern macht uns auch auf die Stufen der Verwandlung von individuellen Erfahrungen zu kollektiven Symbolen aufmerksam. Der in der Gedächtnisforschung wiederholt bemühte aber notorisch unterbelichtete Begriff der Rahmung lässt sich anhand seiner Arbeiten näher entfalten und illustrieren. Die Stabilisierung von Erinnerungsbildern geschieht zunächst durch primäre Konstruktionen der Rahmung. Dazu gehören lebensweltliche Milieus sowie biographische Narrationen und Familien-Erzählungen, die einzelne Ereignisse und Bilder auswählen, mit Bedeutung belegen, kommunizierbar machen und in ihrer Vielfalt zusammenhalten. Sekundäre Formen der Rahmung treten ein, wenn das stabilisierende primäre Band des Milieus und der Erzählung zerrissen und das grundlegende Insider-Wissen abhanden gekommen ist. Die Auswahl materieller Bilder und Relikte und ihre Überführung in neue institutionelle Kontexte wie Archive und Museen führen zu einer *‘Umspeicherung‘* und *‘Umbettung‘* in neue Kontexte und schaffen damit aller-

erst die Chance ihrer zeitlichen Existenzverlängerung. Diese beruht auf einer neuen Rahmung, die mit einer neuen Erzählung, diesmal aus der Perspektive von Historikern oder Ausstellungsmachern, einhergeht. Indem das Outsider-Wissen auf diese Weise das Insider-Wissen ersetzt, verwandelt sich unsichtbar aber merklich die Qualität der Objekte als Erinnerungsträger: Es hat ein Wandel von individueller Erfahrung hin zu öffentlicher Inszenierung stattgefunden, womit sich der Radius der potentiellen Teilhaber an dieser Erinnerung radikal vergrößert hat. Das nachträglich unterlegte Outsider-Wissen allein macht die Bilder und gegenständlichen Relikte aber noch nicht automatisch zu Erinnerungsträgern für einen neuen Trägerkreis. Dazu gehört obendrein die Bereitschaft zur Aneignung der überlieferten Informationen mittels qualitativer Identitätsbezüge wie emotionale Berührung, faszinierte Anmutung, Relevanz und Betroffenheit, kurz: die Aufladung mit existentieller Bedeutung. Wir können diesen sekundären Impuls der Möglichkeit / Unmöglichkeit einer Wiederaeignung verlorener Erinnerung, den Boltanski in den Mittelpunkt seiner Installationen stellt, auch unter dem Stichwort ‚Aura des Imaginären‘ zusammenfassen. In dem Maße, wie das primäre Wissen ausbleicht, muss ein sekundäres Wissen an seine Stelle treten, und diesem muss, um wiederum die Qualität einer Erinnerung zu gewinnen, die Imagination zur Hilfe kommen.

LITERATUR

- Gasset, Ortega y (1921/1978): Meditation über den Rahmen, in: ders.: Gesammelte Werke, Band 1, Stuttgart, 209-216.
- Gumpert, Lynn (Hg.) (1994): Christian Boltanski, Paris.
- Halbwachs, Maurice (1925/1992): Das Gedächtnis und seine sozialen Rahmen, Frankfurt a. M.
- Hirsch, Marianne (1997): Family Frames. Photography, Narrative, and Postmemory, Cambridge, Mass.
- Hume, David (1969): A Treatise of Human Nature (Book I, SECT. IV „Of personal Identity“). Ernest C. Moosner (ed.). Harmondsworth.
- Kracauer, Siegfried (1927/1963): Die Photographie, in: ders.: Das Ornament der Masse, Frankfurt a. M., 21-39.
- Lemmon, Karen and Chris Moore (2001): The Self in Time. Developmental Perspectives, Mahwah.
- Middleton, David and Derek Edwards (1990): Conversational Remembering: a Social Psychological Approach, in: David Middleton, Derek Edwards (Eds.): Collective Remembering, London, Newbury Park, New Dehli, 23-45.
- Semin, Didier; Tamar Garb und Donald Kuspit (Hg.) (1997): Christian Boltanski, London.
- Simmel, Georg (1922): Der Bilderrahmen. Ein ästhetischer Versuch, in: ders.: Zur Philosophie der Kunst. Philosophische und Kunstphilosophische Aufsätze, Potsdam, 46-54.

Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses

Harald Welzer

1. Engramme und Exogramme

Der Film „Blade Runner“ von 1982 ist ein Film über das Gedächtnis. Er spielt im Jahr 2028. Zu dieser Zeit haben sich die Menschen mit Hilfe der Gentechnik längst Hilfstuppen geschaffen, sogenannte Replikanten, die, mit Hochleistungseigenschaften unterschiedlichster Art ausgestattet, Arbeit auf anderen Planeten verrichten. Replikanten wissen nicht, dass sie künstlich erschaffen worden sind; man hat ihnen ein autobiographisches Gedächtnis gegeben, sie tragen Fotos aus ihrer fiktiven Kindheit in ihren Brieftaschen, und sie können Geschichten von früher erzählen. Ihre Lebensdauer ist freilich begrenzt. Sowenig sie eine Vergangenheit haben, so wenig haben sie eine Zukunft. Nach einigen Jahren ist ihre vorprogrammierte Lebensdauer erschöpft. Von Zeit zu Zeit gelingt es vereinzelt Replikanten, hinter das Geheimnis ihrer prekären Existenz zu kommen. Für solche Fälle gibt es speziell ausgebildete Detektive, sogenannte Blade Runner, die mittels besonderer Befragungs- und Beobachtungstechniken herausfinden können, ob sie es mit einem richtigen Menschen oder einem Replikanten zu tun haben, um letztere dann unschädlich zu machen. Einer von ihnen ist Deckard. Rachel, die Assistentin von Tyrell, dem Vater des genetic engineering und Chef der Tyrell-Company, die die Replikanten herstellt, befürchtet, dass sie ebenfalls künstlich erschaffen wurde. Sie sucht Deckard auf, um sich davon zu überzeugen, dass sie menschlich ist. Es entspinnt sich der folgende Dialog:

Rachel: *You think I am a replicant, don't you. (zeigt ein Foto) Look, it's me with my mother.*

Deckard: *Ya! Remember when you were six? You and your brother sneaked into an empty building through the basement window, you were gonna play doctor. He showed you his and when it was your turn you run away. Do you remember this? Did anybody tell you that? Your mother? Tyrell?*

Do you remember the spider living in a bush outside your window, orange body, green legs? You watched it build a web all summer, and one day there was a big egg in it. The egg hatched

Rachel: *the egg hatched and hundreds of baby spiders came out, and they ate her.*

Deckard: *Implants. Those are actually memories of somebody else. Of Tyrells nices.*

Rachel: *(cries)*

Deckard: *Okay! Bad joke. I made a bad joke. You are not a replicant.*

Deckard wendet eine so einfache wie vernichtende Strategie an, um Rachel nachzuweisen, dass sie eine Replikantin ist: Er erzählt ihr, an was sie sich erinnert. Wenn man sich einen Augenblick lang vorstellt, jemand Fremdes würde einem die tiefsten und geheimsten Details aus der eigenen Lebensgeschichte so erzählen, als kenne er sich darin aus wie man selbst, wird einem klar, dass Rachel in diesem Augenblick das Fundament ihrer ganzen Existenz genommen wird. Sie kapituliert, indem sie Deckards Erzählung ihrer autobiographischen Erinnerung nahtlos zu Ende bringt. Deckard schließt kühl: kein gelebtes Leben, Implantate. Rachels Erinnerungen sind die Erinnerungen von jemand anderem. Rachel weint.

In dieser kurzen Dialogsequenz zeigt sich, worauf das autobiographische Gedächtnis ruht: nämlich keineswegs nur darauf, was der neuronale Apparat an Erfahrungen synaptisch encodiert hat, sondern eben auch darauf, dass Erfahrungen nur dann als solche gelten können, wenn diese Geltung sozial fundiert ist: Es muss noch andere Menschen geben, die jederzeit bestätigen, dass das Erinnerungsinventar des Autobiographen mit dem auf ihn bezogenen Erinnerungsinventar seiner sozialen Umwelt übereinstimmt. Dabei spielen externe Erinnerungsquellen eine wichtige Rolle – deshalb präsentiert Rachel Fotos, die sie als Kind zeigen. Autobiographisches Gedächtnis ist, im Gegensatz zu landläufigen Annahmen, keineswegs ein organismusinternes Gedächtnissystem, sondern in außerordentlich hohem Maße auf externe Quellen, Daten und Marker angewiesen – in Gestalt anderer Personen und in Gestalt von Erinnerungsspeichern unterschiedlichster Art.

Die neurowissenschaftliche Gedächtnisforschung bezeichnet die neuronalen Aktivierungsmuster, die zu einer Vorstellung oder einer Erinnerung gehören, als „Engramme“; Engramme repräsentieren, wenn man will, die Spuren all unserer Erlebnisse und Erfahrungen. Dagegen bezeichnen Exogramme (Donald 2001) externe Gedächtnisinhalte jeglicher Art, die zur Bewältigung gegenwärtiger Anforderungen und zur Entwicklung von Handlungsoptionen für die Zukunft genutzt werden. Es kann sich dabei um schriftliche, mündliche, symbolische, gegenständliche, musikalische, habituelle, kurz: um jegliche Inhalte handeln, die entweder selbst als menschliches Orientierungsmittel entwickelt worden sind (wie zum Beispiel die Sprache) oder als solches verwendet werden können (wie der Sternenhimmel zum Navigieren). Ein solcher Inhalt springt aber, um es quantentheoretisch zu formulieren, in dem Augenblick in den Zustand eines Exogramms, in dem er von einem Subjekt als externer Gedächtnisinhalt betrachtet und verwendet wird.

Im Unterschied zu Engrammen sind Exogramme permanent, das heißt, sie überschreiten die zeitlichen und räumlichen Grenzen der individuellen Existenz und den Horizont persönlicher Erfahrung. Evolutionär betrachtet liegt der entscheidende Schritt der menschlichen Phylogenese in der Entwicklung von Symbolen, weil diese, wie Merlin Donald gezeigt hat, die Möglichkeiten der menschlichen Kognition um einen höchst leistungsfähigen Gedächtnisspeicher bereichern, wobei sich vor allem die Speichereigenschaften von Engrammen und Exogrammen unterscheiden: Während Engramme „impermanent, small, hard to refine, impossible to display to awareness for any length of time, and difficult to locate and recall“ sind, stellen Exogramme „stable, permanent, virtually unlimited memory records that are infinitely reformatable“ dar und erweisen sich als bewusstseinsfähig (Donald 2001, 309 ff.). Entsprechend kann man Exogramme leicht und mit einer Fülle unterschiedlicher Verfahren abrufen. Das menschliche Bewusstsein verfügt damit über zwei Repräsentations-

systeme, ein internes und ein externes, während alle anderen Lebewesen nur über ein internes verfügen.

Gedächtnis repräsentiert mithin nicht nur Spuren von faktischen Geschehnissen, sondern von allem, was in der kommunikativen Existenz von Personen eine Rolle gespielt hat. Anders gesagt: Man kann sich nicht nur an Dinge erinnern, die einem tatsächlich widerfahren sind, sondern auch an solche, über die man nur gesprochen hat, die man geträumt oder die man sich lediglich vorgestellt hat. Das autobiographische Gedächtnis ist also eine biopsychosoziale Einheit, die nach Maßgabe gegenwärtiger Erfordernisse auf Erinnerungsbestände potentiell jeder Art zugreift (Markowitsch/Welzer 2005). Evolutionär betrachtet ist Gedächtnis ohnehin nichts anderes als das Vermögen von Organismen, sich an sich verändernde Umwelten anpassen zu können, indem sie auf gespeicherte Muster von Reaktionen auf Reize zurückgreifen können. Gedächtnis dient der Bewältigung von Gegenwartsanforderungen; der Bezugspunkt von Erinnerungen liegt also weniger in der Vergangenheit als in Gegenwart und Zukunft.

2. Die sieben Sünden des Gedächtnisses

Erinnert wird also so, wie es im jeweiligen Augenblick zu gebrauchen ist. Dass das autobiographische Gedächtnis ausgesprochen geschmeidig in der Integration unterschiedlichster Quellenbestände ist, dafür liefert die Gedächtnisforschung eine Reihe von Begründungen. Dabei liegt grundsätzlich ein Problem darin, dass die Nichterfüllung realitätsgerechter Wiedergaben von vergangenen Geschehnissen stets als defizitär betrachtet wird, als „Fehlleistung“ des Gedächtnisses oder als „false memory“ etwa. Es erscheint aber als höchst verwunderlich, dass das Zentralorgan der menschlichen Weltbewältigung evolutionär so insuffizient entwickelt wurde, dass es sich pausenlos Fehler leistet. Vielleicht hat das, was als falsches Erinnern und Fehlleistung erscheint und als ärgerlich empfunden wird, ja Methode. Anders könnte das menschliche Gedächtnis seine schier grenzenlose Integrationsfähigkeit gar nicht erfüllen, und als assoziativ arbeitendes System muss es notwendig mit Unschärfen und riskanten Verbindungen operieren. Die markantesten „Fehlleistungen“ des Gedächtnisses hat Daniel Schacter (1999) aufgelistet:

(1) Das Verblässen von Erinnerungen. Man kann davon ausgehen, dass Erinnerungen dann verschwinden, wenn sie nicht in Anspruch genommen werden; möglicherweise lösen sich die synaptischen Verknüpfungen der entsprechenden Engramme auf, wenn die Erinnerung nie abgerufen wird (Schacter 1999, 184).

(2) Eine weitere Problematik des Erinnerns entsteht schon im Moment der Einspeicherung, denn natürlich ist unsere Wahrnehmung in jeder Situation, in der wir uns befinden, höchst selektiv. In das Langzeitgedächtnis werden also überhaupt nur jene Aspekte einer Situation überführt, denen unsere Aufmerksamkeit gegolten hat. Man kann sich das an den Tricks von Variete-Zauberkünstlern klarmachen, die darauf basieren, dass die Aufmerksamkeit der Zuschauer so sehr auf einen Aspekt der sichtbaren Situation focussiert wird, dass diese andere Manipulationen selbst dann nicht wahrnehmen, wenn sie ganz unverdeckt vollzogen werden. Daneben spielt eine Rolle, dass Personen nach Kategorien wahrgenommen werden; es ist einfach im Regelfall nicht wichtig, sich die Charakteristika einer Person einzuprägen, die einen nach dem

Weg fragt und die man danach nie wiedersehen wird. Kriminalisten können eine unendliche Fülle solcher Erinnerungsfehleistungen aus Zeugenverhören berichten.

(3) Oft scheint der Abruf von Erinnerungen irgendwie blockiert. Hierbei handelt es sich meist um temporäre Schwierigkeiten, etwas klar zu erinnern; man hat das Gefühl, es „läge einem auf der Zunge“ (weshalb diese Blockierung auch als TOT (tip-of-the-tongue)-Phänomen bezeichnet wird). Man geht davon aus, dass andere Erinnerungspartikel mit jener Erinnerung interferieren, die man abzurufen beabsichtigt. Da der Erinnerungsabruf offensichtlich in der Aktivierung eines assoziativen Musters besteht, würde ein Interferieren anderer Assoziationen einer korrekten Aktivierung tatsächlich auch im Wege stehen. Deshalb fällt einem oft zu einem späteren Zeitpunkt, wenn es um ganz andere Dinge geht, die gesuchte Erinnerung ganz von selbst wieder ein (Schacter 1999, 188).

(4) Ein sehr weites Feld bilden die Fehlerinnerungen. Der problemlose Import „falscher“ Erinnerungen in die eigene Lebensgeschichte etwa geht darauf zurück, dass ein Erzähler sich zwar korrekt an einen Zusammenhang erinnern kann, sich aber in der Quelle täuscht, aus der er diese Erinnerung geschöpft hat – weshalb etwa auch Bücher oder Filme zur Quelle von Erinnerungen werden können, die man als seine eigenen empfindet. Quellen-Verwechslungen und Quellen-Amnesie spielen gelegentlich auch eine Rolle in urheberrechtlichen Streitigkeiten, etwa wenn die Melodie eines Schlagers anscheinend plagiiert wurde. Auch in solchen Fällen von „unintended plagiarism“ kann die Ursache eine Quellen-Verwechslung sein und der Komponist ganz unabsichtlich eine Melodie, die er in Wahrheit von irgendwoher kannte, als seine eigene Kreation verstanden haben.

In diesem Zusammenhang sei noch auf die Bedeutsamkeit der visuellen Repräsentanz von Erinnerungen hingewiesen: Gerade das, was einem „noch genau vor Augen steht“, wovon man noch jedes einzelne Detail buchstäblich zu sehen glaubt, stattdessen sich Erinnernden mit der felsenfesten Überzeugung aus, dass das, woran er sich erinnert, auch tatsächlich geschehen ist. Erstaunlicherweise und subjektiv äußerst schwer nachvollziehbar liegt das aber nicht unbedingt daran, dass sich das Geschehen erst auf der Netzhaut und dann im Gehirn nachgerade eingebrannt hat, sondern daran, dass die neuronalen Verarbeitungssysteme für visuelle Perzeptionen und für phantasierte Inhalte sich überlappen, so dass auch rein imaginäre Geschehnisse mit visueller Prägnanz „vor den Augen“ des sich Erinnernden stehen können. Gerade hier ist die Diskrepanz zwischen der subjektiven Überzeugung, sich genauestens zu erinnern, und dem Artefaktischen der Erinnerung am größten (Welzer 2002, 34 ff.).

(5) Einen wichtigen Aspekt bei Fehlerinnerungen aufgrund von Quellen-Amnesien und -Verwechslungen stellt Suggestibilität dar, die in spezifischen Situationen wie etwa therapeutischen Settings oder Tiefeninterviews besonders hoch sein kann und zur Generierung von lebensgeschichtlichen Erinnerungen führen kann, die keine Entsprechung in der faktischen Lebensgeschichte haben. Ein spektakuläres Beispiel hierzu stellt der Fall des Schriftstellers Binjamin Wilkomirski dar, der seine Kindheitserfahrungen im Konzentrationslager in einem äußerst erfolgreichen Buch veröffentlicht hatte (Wilkomirski 1996). Es stellte sich allerdings bald heraus, dass Wilkomirski in Wahrheit Bruno Dösseker heißt, bei Schweizer Adoptiveltern aufgewachsen war und nie etwas mit dem Holocaust zu tun hatte. Allerdings hatte er sich über Jahre hinweg durch Besuche in Lagern, Aneignung der entsprechenden Lektüre

und mit einem gewissen suggestiven Feedback aus Therapien eine Opfer-Identität zugelegt, an die er offenbar selbst glaubte (Assmann 2001).

(6) Erinnerungen werden verzerrt. Grundsätzlich ist es so, dass vorhandene Überzeugungen und Einstellungen in Bezug auf Menschen und Situationen uns dazu veranlassen, diese auch entsprechend selektiv wahrzunehmen und gemäß unserer Kategorisierungen zu erinnern. So konnte etwa in einer Reihe neuerer Studien nachgewiesen werden, wie unterschiedliche Informationen über das Ende erzählter Geschichten die Nacherzählungen beeinflussen – die Reproduktionen werden in Richtung auf das jeweilige Ende hin „verzerrt“ (retrospective bias; Koch/Welzer 2004). Dazu später mehr.

(7) Schließlich ist noch das Problem der Persistenz von Erinnerungen zu erwähnen – dass einem also etwas nicht „aus dem Sinn geht“, obwohl man sich nicht daran erinnern möchte. Dieses Phänomen tritt besonders im Zusammenhang traumatischer Erfahrungen oder depressiver Erkrankungen auf und führt etwa dazu, dass die Patienten ständig über negative Ereignisse und schlechte Erfahrungen „nachgrübeln“. In diesen Symptombereich gehört auch die Übergeneralisierung solcher Erinnerungen in der Weise, dass etwa der ganze Lebensabschnitt, in den eine negative Erinnerung fällt, in dieser Tönung gesehen wird.

Solche scheinbaren Dysfunktionen des Gedächtnisses werden im Allgemeinen, wie gesagt, als etwas prinzipiell Negatives aufgefasst. Aber vieles von dem, was im Alltag als ärgerliches Versagen des Gedächtnisses erscheint, ist höchst funktional. Vergessen ist konstitutiv für die Fähigkeit des Erinnerns überhaupt, denn wenn wir alles erinnern würden, was im Strom der Ereignisse und im Inventar der Dinge, die uns in jedem Augenblick umgeben, prinzipiell wahrnehmbar und damit erinnerbar ist, hätten wir nicht die geringste Möglichkeit, uns zu orientieren und Entscheidungen darüber zu treffen, was als Nächstes zu tun ist. Vergessen ist also eine höchst funktionale adaptive Fähigkeit. Auch Blockierungsphänomene gehen auf eine adaptive Funktion zurück, nämlich die Inhibierung, die notwendig dafür ist, dass wir beim Abruf von Gedächtnisinhalten genau dasjenige erinnern, was wir gerade benötigen, und eben nicht alles andere auch noch. Blockierung ist mithin lediglich ein kleinerer Betriebsunfall in einem ansonsten höchst funktionalen System des gezielten Abrufs. Dasselbe gilt für die Selektivität der Wahrnehmung. Wir sehen in erster Linie das, worauf sich unser aktuelles Interesse richtet, alles andere verschwindet an den unscharfen Randbereichen unserer Aufmerksamkeit. Jeder weiß, wie eng die Aufmerksamkeit fokussiert ist, wenn man einen bestimmten Gegenstand, etwa einen Zettel mit einer Telefonnummer, in einer Schublade voller Papiere, Notizen, Visitenkarten etc. sucht. Aber auch generell finden aus einer beliebigen Situation nur die allerwenigsten Merkmale Eingang in das Arbeitsgedächtnis, und von dort wandert, wie gesagt, wiederum nur das wenigste in die Langzeitgedächtnissysteme weiter. Auch in den Vorgängen der Einspeicherung, der Aufbewahrung, des Abrufs und der erneuten Einspeicherung findet Selektion statt – Engramme können sich auflösen, wenn sie nicht aktiviert werden; in der Abrufsituation geht es gelegentlich nur um einen einzigen Aspekt eines komplexen Erinnerungszusammenhangs; beim Rückspeichern werden Merkmale der Situation, in der die Erinnerung abgerufen wurde, mit abgespeichert – kurz: Erinnerungsinhalte unterliegen in hohem Maße gebrauchsbabhängigen Veränderungen.

Dass das autobiographische Gedächtnis nicht zwischen „wahren“ und „falschen“ Erinnerungen unterscheidet, sollte Veranlassung geben, die Unterscheidung zwischen

„wahr“ und „falsch“ im Zusammenhang von Erinnerungen kontextspezifisch vorzunehmen. Ein Wahrheitsbegriff, der sich an der objektiven Rekonstruktion zurückliegender Sachverhalte orientiert, hat zweifellos in der Wissenschaft oder vor Gericht höchste Relevanz, aber juristische wie wissenschaftliche Wahrheitskriterien werden methodisch anders erfüllt als soziale. Gelten im ersten Fall nur durch codifizierte Verifikationsstrategien gesicherte Daten als „wahr“, bemisst sich Wahrheit im sozialen Alltag am Kriterium sozialer Übereinstimmung. Viele Erinnerungskonflikte zwischen Wissenschaftlern und Zeitzeugen und besonders die Durchmischungen von „Erinnern“ und „Gedenken“ gehen auf die chronische Vernachlässigung dieser Unterscheidungen zurück. Auch könnte man die Medialität des Gedächtnisses analytisch weit besser in den Griff bekommen, wenn man auf die tradierten, normativ codierten Unterscheidungen von wahren und falschen Erinnerungen verzichtet.

Die folgenden beiden Abschnitte liefern einige Hinweise, dass das Gedächtnis jedenfalls utilitaristisch als *eigene* Erinnerung betrachtet, was auch aus ganz anderen Quellen, etwa aus Erzählungen oder Filmen, stammen kam, was durch Kommunikation vielfältig überschrieben und umgeformt wurde oder überhaupt nur vorgestellt ist. Medialität ist für menschliches Gedächtnis konstitutiv.

3. Weitererzählforschung – eine Exploration

Die klassische Untersuchung zur Medialität des Gedächtnisses hat vor bald einem Jahrhundert Frederic Bartlett geliefert. Im bekanntesten seiner Experimente wurde Versuchspersonen, britischen Studenten von Bartlett, eine für sie exotische Geschichte vorgelegt, die sie lesen und anschließend nacherzählen sollten. Dabei kamen zwei experimentelle Settings zur Anwendung: in dem einen wurde die Versuchsperson aufgefordert, die Geschichte jemand anderem weiterzuerzählen, dieser hatte sie dann einem Dritten zu erzählen usw. – eine Variante des Kindergeburtstagsspiels „Stille Post“, allerdings mit einem komplexeren Inhalt. Dieses Verfahren bezeichnete Bartlett als „serielle Reproduktion“. In einem zweiten Setting wurde jeweils dieselbe Versuchsperson in Zeitabständen darum gebeten, die Geschichte erneut zu erzählen („wiederholte Reproduktion“). Die Geschichte selbst trug den Titel „The War of the Ghosts“ und entstammte dem Untersuchungsmaterial des Anthropologen Franz Boas. Sie war eine Art Märchen, das in einem nordamerikanischen Indianerstamm erzählt wurde, und der Geschehensverlauf dieses Märchens wich deutlich von Märchen ab, wie sie in der abendländischen Tradition erzählt werden. Die vorkommenden Namen (wie „Egulac“), Objekte (wie Kanus), Akteure (wie Geister) waren den Lesern so fremd wie der Plot der Geschichte, die also den Versuchspersonen einigermaßen „strange“ vorkommen musste.

Bartlett verzeichnete im Fall der wiederholten Reproduktion schon am nächsten Tag signifikante Abweichungen von der Originalgeschichte; die Nacherzählungen wurden kürzer, moderner und nach westlichen Sinnkriterien logischer (Bartlett 1997 (1932), 66). Diese Veränderungen behielten dieselbe Richtung bei, wenn die Versuchspersonen, zum Teil nach Jahren, erneut gebeten wurden, „The War of the Ghosts“ nachzuerzählen. Zusammengefasst ergab die Untersuchung eine deutliche Neigung der sich erinnernden Personen, die Geschichte mit einem eigenen Sinn auszustatten – was Bartlett „Rationalisierung“ nannte: Über den Zeitverlauf hinweg zeigte sich eine immer größere Verdichtung des Erzählmaterials, die einem Prinzip des

„Sinnmachens“ („effort after meaning“) folgte – woraus Bartlett den Schluss zog, dass vorhandene kulturelle Schemata die Wahrnehmung und dementsprechend die Erinnerung in so hohem Maße prägen, dass Fremdes auf subtile und vom sich Erinnernden unbemerkte Weise zu Eigenem wird. Das heißt, die Geschichte wurde aller überraschender, merkwürdiger und unlogischer Aspekte entkleidet, zugleich wurden Merkmale (Namen, Objekte) in die Geschichte importiert, die den kulturellen Schemata der Erzähler entsprachen (1997, 86 ff.). Aus Kanus wurden Boote, Namen entfielen oder wurden in weniger ungewöhnliche verwandelt; selbst das Wetter, das die Stimmung der Geschichte unterlegte, wurde britischer. Erst wenn die Nacherzählung eine hinreichend stereotype Form erreicht hatte, veränderte sie sich im weiteren Verlauf kaum noch. Kurz: die sich erinnernden Personen nivellierten die Geschichte auf eine Art Standardformat und machten sie damit von einer fremden zu einer eigenen. Bartletts allgemeine Schlussfolgerung lautete, dass diese Tendenz zum Heimisch-Machen, das zweifellos einem kulturellen Muster folgt, ein machtvoller Faktor in allen Wahrnehmungs- und Wiedergabevorgängen sei (1997, 89) und dass – noch allgemeiner – die exakte Wiedergabe von Wahrgenommenem, Gehörtem, Gesehenem die Ausnahme und nicht die Regel sei (1997, 61 u. 93). Im Verfahren der seriellen Reproduktion zeigten sich ähnliche Effekte: Auch hier wurde verkürzt, verdichtet, importiert, rationalisiert.

Bartlett hat eine Erzählung aus einer fremden Kultur verwendet, die er zur Nacherzählung westlich geprägten Probanden vorlegte. Auch Geschichten, die über die Zeit des Nationalsozialismus erzählt werden, enthalten Fremdheitselemente: Sie berichten von Erlebnissen aus einer anderen Epoche, einer anderen Gesellschaft. Diese Berichte werden von den Angehörigen der Nachfolgegenerationen immer aufgrund der Erfahrung ihrer eigenen Kultur und Zeit interpretiert.

Für unsere Exploration zur seriellen Reproduktion haben wir¹ als Ausgangserzählung einen Bericht von Ralf Dahrendorf (1995) gewählt, der einem Vortrag – gehalten aus Anlass des 50. Jahrestags des Kriegsendes – entstammt.

Dass es zu Ende ging, sagt uns nicht nur das näher kommende Artilleriefeuer, sondern auch die Tatsache, dass die ansehnlichen Damen im Haus nebenan, die noch vor kurzem allerlei hohen SS-Besuch gehabt hatten, weiße Bettlaken aus den Fenstern hängten. Zur gleichen Zeit (das erfuhren wir erst später) hatte der preußisch-aufrechte Offizier aus dem Ersten Weltkrieg ein paar Häuser weiter zuerst seine Frau, dann sich selbst erschossen.

Dann kamen die ersten sowjetischen Soldaten den Süntelsteig herauf, zwei junge Offiziere aus Leningrad, die deutsch sprachen und uns hoffen ließen. Lange währten die Hoffnungen nicht. Ein paar Stunden später gingen wir mit Drahtscheren daran, Lücken in die Gartenzäune zu schneiden, damit die Frauen fliehen konnten, wenn an der Vordertür sowjetische Soldaten Einlass begehrten. Die Angst ging um, und Willkür herrschte. Ein Sowjetsoldat hoch zu Ross sah eine schluchzende Frau, der ein anderer Soldat gerade ihr Fahrrad weggenommen hatte; ihn packte das Mitleid und er gab der ratlosen Frau sein Pferd.

1 Die Untersuchung ist wie dieser Textabschnitt in Zusammenarbeit mit Torsten Koch entstanden (vgl. Koch/Welzer 2004).

Manche machten sich auf zu den Geschäften im U-Bahnhof Onkel Toms Hütte, deren Eigentümer das Weite gesucht hatte. Was nicht niet- und nagelfest war, und zuweilen auch das, wurde geplündert; nur in dem Buchladen war ich fast allein und holte mir vom Regal ein halbes Dutzend Rütten & Löhningen-Bände mit romantischer Lyrik, die ich noch heute besitze – wenn das das richtige Wort für gestohlenen Gut ist ...

Gerüchte kamen auf, ohne dass irgend jemand ihren Ursprung kannte. Mein Freund und ich folgten ihnen in ein SS-Warenlager, wo wir einen halben Zentner rohes Fleisch auf eine Holztrage luden und nach Hause schleppten, wo meine Mutter es dann im Waschkessel unten im Keller kochte, damit es sich hielt. (Dahrendorf 1995, 11 f.)

Was geschieht nun, wenn diese Geschichte von Studierenden reproduziert wird? Bemerkenswert ist grundsätzlich – und das entspricht Bartletts Befunden – dass Erinnerungseinheiten, an die die Weitererzähler aus ihrer eigenen Erfahrungswelt anknüpfen können, wenig Schwierigkeiten bei der Reproduktion machen. Der Zusammenhang etwa, dass Hoffnung aufkam, weil die jungen Offiziere aus Leningrad Deutsch sprachen, spiegelt vielleicht eine alltagspraktische Erfahrung aus Fremdheitssituationen, dass die meisten Probleme lösbar sind, wenn zunächst mal eine sprachliche Verständigungsmöglichkeit hergestellt ist. Unsere Probanden hatten wenig Probleme, solche Erzählelemente wiederzugeben. Schwieriger verhält es sich dagegen mit Erinnerungseinheiten, die sowohl hinsichtlich der Erfahrungsnähe als auch der Plausibilität den Weitererzählern eher ferne scheinen, wie etwa die Geschichte mit den Drahtscheren, mit denen die „Wir“-Gruppe des Ich-Erzählers Dahrendorf daranging, „Löcher in die Gartenzäune zu schneiden“. Eine entsprechende serielle Reproduktion kann dann so aussehen:

Und dann war auch etwas über... die Gartenschere genommen und die Bäume abgeschnitten, damit die Frauen laufen konnten.

Oder so:

Und es wurden dann irgendwie riesige Löcher in die Zäune vor dem Haus reingeschnitten, mit irgendsoeinem Messer, damit die Leute dann halt aus dem Haus irgendwie wieder rausgekommen sind, also praktisch flüchten konnten.

Oder so:

Ja, die Rote Armee kam dann auch und ist dann anscheinend durch den Zaun, und... nee, Quatsch. Die Rote Armee kam ins Haus und hat dort geplündert und die Leute sind anscheinend, ich glaube, geflüchtet und durch den Zaun, in den sie irgendwie Löcher geschnitten hatten. Muss wohl ein ziemlich großer Zaun gewesen sein.

Im ersten Beispiel ist interessant, dass die Reproduktion einer eigenen Plausibilität folgt, sobald ein Erzählelement abweichend erinnert wird: Hier ist aus der Drahtschere eine Gartenschere geworden, mit der man folgerichtig irgendetwas im Garten beschneidet. Der eigentliche Plot der Ausgangserzählung, dass die Aktion der Rettung der Frauen dient, bleibt hier aber nichtsdestoweniger erhalten. Das zweite Beispiel zeigt einen Weitererzähler, der sich bemüht, die Erinnerungsaufgabe zu erfüllen, und sich dabei um Plausibilität nicht sonderlich bemüht: Hier kehrt die Vordertür, an der

die Soldaten in Dahrendorfs Geschichte Einlass hätten begehren können, semantisch irregeleitet in den „Zäunen vor dem Haus“ wieder, aus der Drahtschere wird ein Messer, und die reproduzierte Erzählung ist insgesamt etwas verwirrend geworden. Das dritte Beispiel zeigt einen expliziten Vorgang des Sinnmachens. Hier spielt sich die Geschichte nicht mehr wie bei Dahrendorf im Potentialis einer Bedrohung ab, sondern ist wirkliche Geschichte geworden: „Die Rote Armee“, von der in der Ausgangserzählung übrigens begrifflich nicht die Rede war, „hat geplündert“, die Bewohner „sind geflüchtet“. Der verbleibende Rest an Inplausibilität wird durch eine eher ratlose, aber deutlich konstruktive Überlegung bewältigt: „Muss wohl ein ziemlich großer Zaun gewesen sein.“

Gerade solche Konkretisierungen ursprünglich bloß potentieller Gefahrensituationen haben wir auch im intergenerationellen Gespräch vielfach vorgefunden (vgl. Welzer et al. 2002, 81 ff.) – solche Substantialisierungen dienen offenbar vor allem dazu, die Personen, mit denen die Erzähler sympathisieren, in einen Zustand größter Gefahr und größter Bewährung zu versetzen, während die Rolle der Aggressoren noch einmal brutaler und rücksichtsloser erscheint. Bemerkenswert erscheint hinsichtlich der Reproduktionen der Dahrendorf-Geschichte vor allem, dass die Rolle der sowjetischen Soldaten ausgesprochen stark negativ schematisiert ist. Man könnte hier von einer Inkubation von Stereotypen in der Reproduktion sprechen, wie sie auch im intergenerationellen Gespräch anzutreffen ist.

Eine Interferenz des semantischen Gehalts der Ausgangserzählung und erinnerungskultureller Deutungsmuster, wie sie in der Bundesrepublik standardisiert worden sind, zeigt das folgende Beispiel einer seriellen Reproduktionskette:

Und dann ähm, ist er dann in einem Buchladen [...] und holt sich da romantische Lektüre, die er bis heute immer noch hat, wobei er meint ja, wenn er das überhaupt behalten kann, weil es ja geklaut ist von den ganzen Juden. (1. Reproduktion)

Dann geht er noch in einen Buchladen und kauft sich Liebesromane und die hat er bis heute noch und er will aber nicht sagen, ob er die gekauft hat oder geklaut hat. (2. Reproduktion)

Und anschließend habe er sich dann noch ein paar Bücher gekauft, und diese Bücher, die soll er jetzt angeblich noch besitzen, und macht daraus ein Geheimnis, was es jetzt mit diesen Büchern auf sich hat, ob die jetzt geklaut sind oder verboten, was auch immer... (3. Reproduktion)

Die bei Dahrendorf nur juristisch fragwürdige Aneignung der Bücher wird in der Reproduktion durch eine Angehörige der Enkelgeneration deshalb problematisch, weil die Bücher ursprünglich „den ganzen Juden“ gehört hätten – hier interferieren offensichtlich zeitgenössische Diskussionen über Arisierung und Restitution mit den Elementen einer Erinnerungserzählung, die damit überhaupt nichts zu tun hat. In der zweiten Reproduktion taucht der opake Zusammenhang der Herkunft der Bücher nur noch in der Form auf, dass der Erzähler „nicht sagen will“, ob sie gekauft oder gestohlen waren, was in der dritten Reproduktion dann wiederum Anlass gibt, „ein Geheimnis“ darin zu sehen, „was es jetzt mit diesen Büchern auf sich hat“ – und hier ist

es, als transportiere sich die moralische Fragwürdigkeit, die sich in der ersten Reproduktion auf die Herkunft der Bücher aus jüdischem Besitz gerichtet hatte, bis in die dritte Weitererzählung und löse sich in einem allgemein Unheimlichen auf.

Dass etwas Mysteriöses mit den geklauten Büchern verbunden wird, zeigt auch das folgende Beispiel, das vor allem den konstruktiven, hier geradezu epischen Charakter der seriellen Reproduktionen zeigt und keiner Kommentierung bedarf:

Und diese Bücher hat er immer noch bei sich, ja, als Erinnerung, obwohl sie dann irgendwie gestohlen sind. (1. Reproduktion)

Und, es ist irgendwie ein Sprung gemacht worden, dann wurde gesagt, dass der Autor, der diese Geschichte geschrieben hat, sich irgendwann nur noch in seinen vier Wänden verkrochen hat, also in einem Zimmer in seinem Haus und gar nichts mehr gemacht hat, nicht mehr rausgegangen ist, sondern nur noch lyrische [...] Bücher gelesen [...]. So, und die hat er dann bis an sein Lebensende behalten und hat so irgendwie seinen Lebensabend vertrieben. (2. Reproduktion)

Es geht um den Autor, der sich dann außer dieses Buchs irgendwie in sein Haus zurückgezogen hat und hat bis an sein Lebensende nur noch lyrische Bücher gelesen und geschrieben. Ähm. Ja, das eben bis zu seinem Lebensende. (3. Reproduktion)

Ein letztes Beispiel für die rastlose Tätigkeit des Sinnmachens, die die seriellen Reproduktionen prägt:

Ähm, . wir liefen mit meinem Freund zu einem SS-Warenlager und wollten da ein bisschen Fleisch nehmen. Äh, meine Mutter hat das dann in einem in einem großen Topf im Keller gekocht, damit das länger hält. (1. Reproduktion)

Auf dem Weg sind sie an so einem SS-Warenhaus vorbeigekommen, und meine Mutter hat sich da n bisschen Fleisch mitgenommen, und dass wir das dann abends kochen konnten. (2. Reproduktion)

Wir gehen an diesem Kaufhaus vorbei, meine Mutter will schnell noch Fleisch holen. (3. Reproduktion)

Hier wird der Akt des Plünderns sukzessive zu einer Verhaltensweise normalisiert, die der alltäglichen Erfahrungswelt der Reproduzenten entspricht: Man geht einkaufen, und weil man keine Zeit hat, springt man schnell in ein zufällig am Weg liegendes Kaufhaus und besorgt sich das Nötige. Aus dem SS-Warenlager wird dabei ein SS-Warenhaus und schließlich ein Kaufhaus – die ganze Geschichte wird veralltäglicht und die Sinnhorizonte werden einer selbstverständlichen Gegenwart eingeordnet.

Ein kurzes Resümee dieser Impressionen zeigt die von Bartlett festgestellten Merkmale der Reproduktion: Die Geschichte wird „modernisiert“ und bekommt eine Struktur, die mit den Sinnbedürfnissen der Gegenwart kompatibel ist. Die Geschichte wird also in einem sehr konkreten Sinn „angeeignet“ und heimisch gemacht. Das

Weitererzählen als konstruktiver Akt ist aber keineswegs eine individuelle Leistung, sondern folgt erinnerungskulturellen Normen, Schemata und Bildern, die insofern ein überpersonales Eigenleben zu haben scheinen, als sie in Weitererzählungen auch dann vorkommen oder in gesteigerter Version repräsentiert werden, wenn sie ursprünglich gar nicht oder in milderer Form vorhanden waren.

4. Importierte Erinnerungen

In Zeitzeugengesprächen spielen vorgefertigte Scripts, mediale formatierte Drehbücher und sozial abgestützte Narrative wichtige Rollen, ohne dass dies bislang systematisch untersucht worden wäre. In unserer Mehrgenerationenstudie „Opa war kein Nazi“ (Welzer et al. 2002) haben wir eine Reihe von Beispielen aufgelistet, in denen Filmsequenzen in autobiographische Erzählungen einmontiert wurden, ohne dass dies den Erzählern selbst bewusst gewesen wäre. So verdeutlicht etwa eine Passage aus dem Interview mit einer 1924 geborenen Frau, wie sehr sich ein massenmedial repräsentiertes Bildinventar über die lebensgeschichtliche Erinnerung legt bzw. deren Illustration liefert:

H.S.: *45 ist das gewesen und zwar im April, da hab ich äh da bin ich in äh Röderau gewesen, das war bei Riesa (hmhm), da wohnte meine Freundin, und da warn wir da bei den Eltern und da muss in der Nähe irgendwo so'n KZ gewesen sein, denn wir guckten zum Fenster und da kam so'n langer Zug (hmhm) (.), das warn alles KZ-Häftlinge (Ja.). Ah, das haben wir nicht begriffen, wir haben nur gesehen, daß die alle Fußlappen an den Füßen hatten, keine Schuhe und zerfetzte Kleidung und dann ä/ also furchtbar ausgemergelte Menschen, ne, und ich/ wir guckten zum Fenster raus und da, das sehe ich noch vor mir, diesen Zug seh ich noch vor mir, da waren auch viele Juden dabei, das sieht man ja dann immer, ne. # Und auch Ausländer/*

S.M.: *Woran hat man das gesehen? Die/ die/*

H.S.: *Na, die hatten, also die jüd/ Juden kann man schon erkennen, also die echten Juden, so mit der Nase und dann, vor allen Dingen hatten sie alle Bärte gehabt, weil sie sich ja nicht rasieren konnten und so weiter. Also die sahen furchtbar aus. Und die haben uns da einen haßerfüllten Blick zugeworfen (hmhm), daß ich da eigentlich mir das erste Mal Gedanken [leiser werdend] gemacht habe. Also, was sind das für Menschen und was ist mit denen und was haben wir mit denen gemacht, ne.*

Die hier verwendeten deskriptiven Elemente haben wahrscheinlich viel mit der Ikonifizierung (Brink 1998) bestimmter Bilddokumente zu tun, die sich von ihrem historischen und sozialen Entstehungszusammenhang gelöst haben und zu einem konvertierbaren Bestandteil des sozialen Bildgedächtnisses geworden sind – das reicht in diesem Beispiel von den „Fußlappen“, die die Häftlinge tragen, bis hin zu ihren „Bärten“.

Es müssen aber nicht nur visuell repräsentierte Inventare des sozialen Gedächtnisses sein, die den Erzählern die Modelle für ihre Geschichten liefern: Ein anderer Erzähler greift zum Beispiel auf Wilhelm Busch zurück, um auch mal eine spaßhafte Episode aus der unmittelbaren Nachkriegszeit zum Besten zu geben:

Der Iwan, den haben wir ja auch noch ausgetrickst, ja. Hier nebenan hatte der ,n Tabaklager und, naja, Hunger hatten wir immer, also essen konnteste immer was, also morgens haste vom Mittag Deine Schnitten zugeteilt gekriegt, zwei mit Sirup oder irgendsowas, also so, daß jeder gesagt hätte, 'ne Stulle hätteste immer essen können. Na, jedenfalls, was haben wir gemacht, hatten sie alles verriegelt, verrammelt da ihr Tabaklager da die Iwans, dann haben wir von oben ausgeschnitten da 'ne Scheibe, war so'n Dachfenster. Von da aus haben wir mit 'ner Angel den Tabak hochgeangelt. Ja, und von da aus sind wir dann 'n Stück weiter, war dann hier 'ne Bäckerei, und da hat dann der Iwan Brot gebacken hier für die irgendwie für die Gegend, ich nehme an, für irgendwelche Kompanien oder Kommandanturen oder so was ähnliches, hat der dann Brot gebacken, na, und dann haben wir dann getauscht. Dann haben wir dem Iwan seinen Tabak geklaut und dafür hat der uns das Brot gegeben.

Hier liefert offensichtlich die Geschichte von „Max und Moritz“, die der Witwe Bolte die Hühnerbeine durch den Schornstein vom Herd wegangeln, die Vorlage für die Erzählung vom „Austricksen“ des „Iwans“. Diese Erzählung wird dann durch einen Plot angereichert, der „Tom Sawyer“ entlehnt scheint: Jemandem genau das zu verkaufen, was man ihm zuvor gestohlen hat. Der Versuch, die Zeitzeugenerzählungen nach Modellen aus der Jugend- und Abenteuerliteratur zu durchforsten, lohnt durchaus: Hier finden sich Versatzstücke aus Karl May ebenso wie aus Grimms Märchen oder, klassisch, aus der Odyssee:

Unten, nicht, am Kap, diese riesigen Stürme, ne, ... – ich hatte mich festgebunden am Mast –, das war ein tolles Erlebnis, ne? Sie können sich das vorstellen, haushohe Wellen, nicht, und dann die Albatrosse, die da immer, das war schon, nicht? Und dann nachts noch das Kreuz des Südens, nicht? Also das ist so in meiner Erinnerung, nicht, ne tolle Geschichte, nicht?

5. Das Gedächtnis und das Unbewusste

Wenn eine kommunikative Praxis Vergangenheit und Geschichte zum Gegenstand hat, geht es keineswegs nur um die Weitergabe von narrativen und inhaltlichen Versatzstücken, die so und so kombiniert werden können und werden, sondern immer auch um die Organisationsstruktur dieser Kombinationen, die vorab schon festlegt, in welchen Rollen welche Akteure überhaupt auftreten können und wie zu bewerten ist, was sie erlebt haben. Deshalb werden situative Umstände, Kausalitäten, Abläufe etc. so erinnert, wie es für die Zuhörer und Weitererzähler am meisten „Sinn macht“. Deshalb werden sowohl individuelle Lebensgeschichten wie die Geschichten von Kollektiven permanent im Lichte neuer Erfahrungen und Bedürfnisse, vor allem aber auch unter den Bedingungen neuer Deutungsrahmen aus der Gegenwart heraus überschrieben. Man könnte sagen, jede Generation, jede Epoche schafft sich jene Vergangenheit, die für ihre Zukunftsorientierungen und -optionen den funktional höchsten Wert hat. Mit einem Gedächtnis, das immer dasselbe immer auf dieselbe Weise erinnert, wäre das nicht möglich.

Die konstitutive Medialität des Gedächtnisses bedeutet zugleich, dass das Wahrnehmen, Deuten und Handeln offenbar immer viel mehr Faktoren einrechnet, als bewusst zugänglich sind. Vor diesem Hintergrund ist Autobiographie, wie der Psychologe Mark Freeman formuliert hat, keine Frage der Repräsentation eines Lebens, sondern das Ensemble der vielfältigen Quellen, die das Selbst ausmachen (Freeman 2001, 40). Es ist ein „kommunikatives Unbewusstes“, das diese Quellen verbindet und grundsätzlich auf mehr „Wissen“ basiert, als jedem einzelnen Handelnden und auch allen zusammen bewusst verfügbar ist. Wesentliche Bestandteile unseres Selbstgefühls, unserer Handlungsorientierungen und unseres Gedächtnisses operieren auf unbewusster Grundlage – nicht in dem Sinne, dass es hier um „Verdrängtes“ oder „Abgespaltenes“ ginge, sondern im Sinne eines funktionalen Unbewussten, das aus operativen Gründen jenseits der Bewusstseinschwelle angesiedelt ist. Würden alle mentalen Operationen unter bewusster Kontrolle ablaufen, wäre man überfordert und handlungsunfähig. Insofern wäre es an der Zeit, dem Unbewussten einen viel positiveren Status zuzuschreiben, als es Freud und die Psychoanalytiker nach ihm getan haben: Das Unbewusste ist für die menschliche Existenz höchst funktional, weil es das bewusste Handeln durch Entlastung effizienter und freier macht. Man könnte in diesem Sinn in Umkehrung des berühmten Freudschen Diktums sogar sagen: Wo ich war, soll es werden.

LITERATUR

- Assmann, Aleida (2001): Wie wahr sind Erinnerungen? In: Harald Welzer (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg, 103-122.
- Bartlett, Frederic C. (1997): Remembering. A study in Experimental and Social Psychology. (Erstver. 1932). Cambridge.
- Dahrendorf, Ralf (1995): Die Stunde Null: Erinnerungen und Reflektion. In: Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg (Hg.): Hamburg 1945: Zerstört. Befreit. Hoffnungsvoll? Dokumentation der Vorträge von Ralf Dahrendorf, Margarete Mitscherlich und Ralph Giordano. Hamburg, 11-129.
- Donald, Merlin (2001): A mind so rare. The evolution of human consciousness. Norton.
- Koch, Torsten und Harald Welzer (2004): Weitererzählforschung, in: Th. Hengartner und B. Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Biographie- und Erzählforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann zum 65. Geburtstag. Berlin.
- Markowitsch, Hans J. und Harald Welzer (2005): Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Stuttgart.
- Schacter, Daniel L. (1999): The seven sins of memory. In: American Psychologist 54, 182-201.
- Welzer, Harald (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall (2002): „Opa war kein Nazi!“ Nationalsozialismus und Holocaust im deutschen Familiengedächtnis. Frankfurt a. M.
- Wilkomirski, Binjamin (1996): Bruchstücke. Frankfurt a. M.

Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen

Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis
– drei Geschichten und zwölf Thesen

Dorothee Wierling

1.

Das kommunikative Gedächtnis wird in der Regel verstanden als die persönliche Weitergabe selbst erlebter Geschichte, die mit einer hohen Glaubwürdigkeit ausgestattet, ungeformt, beliebig und unorganisiert erscheint, so Jan und Aleida Assmann, zugleich aber sozial konstruiert ist und auf diverse Gruppenzugehörigkeiten verweist. Das kulturelle Gedächtnis dagegen ist Assmanns zufolge weniger fluid als das kommunikative, es fixiert Geschichte und Geschichten als bedeutsam für eine Gruppe, z.B. eine Nation, es beruht auf Sammlungen und verbindlichen Deutungen, es ist eine Angelegenheit der Öffentlichkeit. (Assmann 1992, 48 ff.)

Für mein Thema – die Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen – entsteht sofort das offensichtliche Problem, dass der Zeitzeuge sowohl als ein Vertreter des kommunikativen als auch des kulturellen Gedächtnisses gesehen werden kann. Auch ein anders Gegensatzpaar: Gedächtnis und Geschichte, ist wenig nützlich in diesem Zusammenhang. Denn die Zeitgeschichte nach ihrer klassischen Definition im Prozess ihres Entstehens ist ja die „Geschichte der Mitlebenden“ (Rothfels 1953) und insofern wie das kommunikative Gedächtnis in ständiger Verschiebung nach vorn. War Zeitgeschichte in den fünfziger Jahren noch identisch mit der Geschichte der ersten Hälfte, so wäre nach der Rothfelschen Definition Zeitgeschichte heute diejenige der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die so umrissene Zeitgeschichte hat natürlich immer Zeitzeugen, z.B. uns. Was soll also die Rede vom Verschwinden des Zeitzeugen? Sie ergibt nur Sinn, wenn wir unter Zeitgeschichte eben nicht den sich immer weiter verschiebenden Zeithorizont des kommunikativen Gedächtnisses verstehen, sondern eingestehen, dass es uns wie den Begründern der „Zeitgeschichte“ als Subdisziplin nach 1945 um eine ganz bestimmte Zeit geht, nämlich die durch Krisen und Gewalt geprägte erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, und um ganz bestimmte Zeitzeugen, nämlich die Opfer und Täter, Überlebenden und Mitlebenden der Kriege und Massenmorde dieser Epoche. Eine gewisse Fortsetzung in das späte 20. und frühe 21. Jahrhundert findet diese dramatische Zeitzeugenschaft in Deutschland lediglich in der DDR und mit deren Zusammenbruch – und in diesem Sinn ist ja auch 1989 als das Ende der Nachkriegszeit und des „kurzen“ 20. Jahrhunderts bezeichnet worden. An dieser letzten Zeitgeschichte und Zeitzeugenschaft haben aber die Westdeutschen nur einen äußerst geringen Anteil. Verglichen mit all dem andern sind unsere historischen Erfahrungen in der Regel viel zu trivial, um aus uns Zeitzeugen im emphatischen Sinn zu machen.

2.

Vor einigen Monaten wurde die Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg von einer kleinen Delegation aus Magdeburg aufgesucht. Der westdeutsche Leiter einer dortigen Stasi-Gedenkstätte hatte uns gebeten, in einem kleinen *workshop* die Möglichkeiten und Probleme der *oral history* im Zusammenhang mit der Repression in der DDR und dem Gedenken daran zu behandeln. Linde Apel, die Leiterin unseres Oral-History-Archivs, der „Werkstatt der Erinnerung“, und ich stellten ein entsprechendes Vortragsprogramm zusammen, allerdings drang der Delegationsleiter – gegen unseren Rat – darauf, eine Zeitzeugin aus Magdeburg mitzubringen, die ebenfalls zu Wort kommen sollte. Mit ihr und den Gedenkstättenmitarbeitern kam auch eine Gruppe Studenten aus Magdeburg dazu. Bei der Zeitzeugin handelte es sich um eine ältere Dame, die als junges Mädchen in den fünfziger Jahren wegen ihrer oppositionellen Haltung verfolgt und dann für einige Jahre in jenem Gefängnis eingesperrt worden war, das heute den Sitz der Gedenkstätte ausmacht. Nach drei Vorträgen über den Umgang mit solchen Zeitzeugen, über den Einsatz des Interviewmaterials im Museum und über die Deutungen des Stalinismus im Kalten Krieg kam die Zeitzeugin selbst ausführlich zu Wort. Und es war, als wäre damit der bis dahin vermeintlich gemeinsame Lernprozess wie ausgelöscht: Nicht nur hatte die Zeitzeugin selbst nichts von dem aufgenommen, was gesprochen worden war – auch das Publikum wagte nicht, ihre im krassen Gegensatz zum bisher Vorgetragenen stehenden Aussagen und Deutungen in irgendeiner Weise in Frage zu stellen, und sei es noch so taktvoll. Statt dessen verliehen ihr das Leiden im Stasi-Gefängnis und ihr weiteres Unglück in der DDR eine Aura, der man nur in respektvollem Zuhören begegnen konnte. Nicht nur ihre Erfahrungen, sondern auch ihre Deutungen blieben unwidersprochen. So griff sie den zuvor von dem Referenten Friedhelm Boll ausführlich kritisierten, aber in den fünfziger Jahren offiziell benutzten Begriff des „KZ“ für die DDR-Internierungslager und Gefängnisse distanzlos auf, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Insbesondere die Studenten, aber auch die Gedenkstättenmitarbeiter waren – wieder einmal – tief berührt und beeindruckt. Auch ich wagte als Moderatorin keine Nachfrage – vor dem unbestreitbaren Leiden schien das keinen Sinn zu haben.

3.

In letzter Zeit häufen sich in den Feuilletons die Artikel über den Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis, festgemacht am „Aussterben“ der Zeitzeugen. Wenn ich das richtig wahrnehme, wird das allgemein mit der Befürchtung verbunden, die Zeitzeugen als die Beglaubigten der großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts würden uns fehlen, vor allem aber die Unterweisung der jüngeren Generationen werde in gewisser Weise verarmen, weil die unmittelbare Begegnung mit diesen Zeitzeugen eine persönliche Anschauung vermittelt, die allein jenen tiefen Eindruck schaffen kann, der durch die bloß mediale Vermittlung des Zeitzeugen – und sei es im bewegten Bild und O-Ton – ausbleiben muss. Gelegentlich wird das verbunden mit der bedauernden Annahme, dass nach dem Tod der Zeitzeugen die von ihnen bis jetzt bezeugte Geschichte ihren dramatischen Stellenwert verlieren und zu Geschichte im banalen Sinn werde, zu Vergangenen, mit dem man sich als Schulfach, als Bildungsgut beschäftigen muss, ohne dass der Bezug zum eigenen Leben

oder zur gegenwärtigen Gesellschaft noch deutlich werde. In anderen Worten: Der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis wird überwiegend als Verlust und Gefahr verstanden.

Das Verschwinden des Zeitzeugen habe auch ich im letzten Jahr einmal ganz unmittelbar als kommenden Verlust erlebt, als bei der jährlichen, immer etwas feierlich langweiligen Gedenkstunde zur Befreiung des KZ Neuengamme im kitschigen Hamburger Rathaus der sehr alte Vorsitzende der Häftlingsvereinigung „Amicale“ seine vermutlich letzte Rede zu diesem Anlass hielt – und sie mit einem flammenden Appell für den Antifaschismus beendete. Nur jemand wie er konnte dies noch glaubwürdig und wirkungsvoll, ohne die geringste Peinlichkeit tun.

4.

Der Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts verspricht Authentizität und ist umgeben von der Aura, die sich der Vorstellung verdankt, dass er unmittelbar das historische Drama verkörpert, das er bezeugt. Denn in der Tat geht es weniger um das, was er sagt, sondern wie er es erzählt und vor allem anderen, dass er da war, dass seiner Person noch der Geruch der Zeit anhaftet, aus der er kommt. In der persönlichen Begegnung mit solchen Zeitzeugen scheint man in direkten Kontakt mit der Geschichte zu kommen, Geschichte zum Anfassen sozusagen, ohne Umwege oder Filter, das ist das – manchmal sogar offen ausgesprochene – Versprechen des Zeitzeugen bzw. desjenigen, der ihn zur Verfügung stellt.

Damit verknüpft ist die Vorstellung, dass die Erzählungen der Zeitzeugen authentisch sind, was wohl heißen soll: direkt, glaubwürdig und unverfälscht die Wahrheit aussprechen über das Geschehene. Als Autoren und Leser von BIOS wissen wir natürlich, dass der Glaube an diese Authentizität illusionär ist, dass wir den Begriff in der Regel nur ironisch oder sonst distanzierend benutzen und dass ich mich deshalb eigentlich bei diesem Aspekt gar nicht länger aufhalten muss. Allerdings ist unsere Einsicht in die Illusion der Aura und die Unmöglichkeit von Authentizität für die meisten Menschen völlig irrelevant. Und auch wir sind, oder genauer: ich bin gegenüber beidem keineswegs unempfindlich. Der Redner von „Amicale“ hat mich stark berührt; dass eine Berliner Bekannte als Tochter von Speer auf Hitlers Schoß gesessen hat, lässt mich keineswegs kalt; und dem Dissidentenfreund aus der DDR lausche ich fasziniert und keineswegs kritisch, wenn er mir seine Stasi-Geschichten erzählt.

5.

Wie wir alle wissen, hat der öffentliche Gebrauch von Zeitzeugen für die Rekonstruktion bzw. Konstruktion von Geschichte erheblich zugenommen. Allerdings begann dieses Phänomen schon in der frühen Nachkriegszeit. In der westlichen Bundesrepublik beruhte die vielbändige Dokumentation der Vertreibung ganz überwiegend auf Zeitzeugenberichten, und die ersten historischen Bearbeitungen des Nationalsozialismus auch am Institut für Zeitgeschichte gehörten zum Genre Zeitzeugenschrifttum. (Schieder 1954 ff.) In der SBZ/DDR waren es die linientreuen ehemaligen politischen und KZ-Häftlinge, die gezielt zur Umerziehung vor allem der Jugend eingesetzt wurden, sei es als Führer durch die ehemaligen KZs oder als Zeitzeugen vor Schulklassen und FDJ-Gruppen. Die „Mitlebenden“ hatten also von Anfang an einen erheblichen Anteil an der öffentlichen Darstellung der Zeitgeschichte, und zwar zunächst in Über-

einstimmung mit den jeweiligen systemkonformen Deutungen. Erst in den achtziger Jahren wurde, z.B. im Rahmen der Geschichtswerkstätten, systematisch eine Gegenöffentlichkeit geschaffen, die sich solcher Zeitzeugen bediente, die in der oft apologetischen Meistererzählung nicht vorkamen. In der DDR dagegen behielten die alten Antifaschisten ihre Deutungshoheit und ihre Überzeugungskraft in Bezug auf die Verbrechen und Opfer Nazideutschlands fast bis zum Ende.

Seit den neunziger Jahren hat sich das Fernsehen zunehmend der Zeitzeugen angenommen und dabei die Gruppe in erheblicher Weise ausgeweitet. Da die Prominenten der dreißiger und vierziger Jahre schon länger nicht mehr unter den Lebenden weilen, waren es zunächst deren jüngere Chargen, die zwar nichts entschieden, aber einiges beobachtet hatten – oder diese Beobachtungen jedenfalls glaubhaft vertreten konnten (zuletzt Misch 2008). In letzter Zeit müssen dagegen immer mehr Kinder oder gar Enkel der Zeitzeugen-Promis herhalten, die zwar ihr Wissen auch nur aus Büchern, der Zeitung und dem Fernsehen haben, Authentizität und die Aura des verstorbenen Zeitzeugen aber durch ihre Blutsverwandtschaft mit diesen beanspruchen. Hinzu kommen sogenannte „kleine Leute“, die vor der Kamera den einfachen Soldaten, die einfache Hausfrau oder das Flüchtlingskind geben. Sie werden in der Regel – wie alle anderen Zeitzeugen – vor schwarzem Hintergrund kontextlos und effektiv ausgeleuchtet und mit solchen Erzählbrocken zitiert, die sich in das Narrativ der Filmemacher einfügen und es schmücken.

6.

Dass Zeitzeugen zu Statisten und Stichwortgebern historischer Sinnbildner werden, dass sie bestimmte Rollen einnehmen und deren Texte sprechen, steht nicht im Widerspruch dazu, dass diese Sprecher die Öffentlichkeit auch suchen und nutzen, um hier für ihre erlebte Geschichte, ihre Erfahrungen und Deutungen Anerkennung und Akzeptanz zu finden. In der Regel erfahren wir nur einen Bruchteil von dem, was sie zu sagen haben, und mancher von ihnen wird sich beschnitten und betrogen fühlen, wenn er die drei Minuten betrachtet, die von den drei Stunden seiner Erzählung übrig geblieben sind. Mehr Macht hat der Zeitzeuge bei einem persönlichen Auftritt, bei dem er eigene Schwerpunkte setzen und die ihm gegebene Zeit überziehen kann – denn einen Zeitzeugen unterbricht man nicht. Wir wissen, dass solche Zeitzeugen dazu tendieren, eine einmal gelungene Geschichte immer wieder zu erzählen, und insofern sind Rolle und Rollentext nicht einfach fremdbestimmt, sondern auch selbst entworfen. Der Wunsch nach Anerkennung dieser Geschichte – oder Zustimmung zu ihr – ist dabei kein Merkmal einer besonderen Eitelkeit, sondern der Normalfall, zu dem wir alle zählen. Unser Selbstbild und unsere Zugehörigkeiten hängen von dieser Anerkennung ab.

7.

Wir „Profis“ wissen, dass die Erzählungen der Zeitzeugen keineswegs abbilden, was geschehen ist, dass ihre Geschichten vielmehr in einem komplexen Verfahren sozial geformt und sinnbezogen konstruiert worden sind. Ich möchte dennoch die einzelnen Stufen dieser Gestaltung kurz in Erinnerung rufen. Worüber zumindest unter Historikern, aber auch unter Kulturwissenschaftlern wenig gesprochen wird, ist die Tatsache, dass wir wirklich nur zu der letzten Stufe dieses Verarbeitungsprozesses, nämlich zur

Erzählung, direkten Zugang haben, einer Erzählung, die wir entweder passiv erleben oder aber aktiv gestalten: durch unsere verbalen und nonverbalen Reaktionen. Und doch ist das letzte Produkt des Zeitzeugen seine in einer bestimmten Kommunikationssituation produzierte Erzählung, bevor wir Historiker uns ihrer bemächtigen, sie edieren, schneiden und neu zusammensetzen.

Wir haben uns angewöhnt, diese Erzählung „Erinnerung“ zu nennen; ich gewöhne mir das gerade wieder ab. Denn die Erzählung stellt nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Strom der abrufbaren Erinnerungen dar, und häufig dient sie gerade dazu, über die zentralen, bedeutsamen Erinnerungen hinweg zuspochen. Diese Erinnerungen wiederum stellen den für den Erzähler zugänglichen Teil seiner Erfahrungsaufschichtung dar, so wie in diese Erfahrungen vor allem diejenigen Erlebnisse eingehen, die aneinander anschlussfähig waren. Diese Erlebnisse schließlich bilden nur einen Ausschnitt aus den Ereignissen, bei denen der Zeitzeuge überhaupt anwesend war. Nur diejenigen tauchen in der Erzählung auf, die es durch die zahlreichen Filter geschafft haben. In anderen Worten: Wir haben nur zu einem winzigen Ausschnitt der subjektiven Erlebnisgeschichte unserer Zeitzeugen Zugang – und dieser Ausschnitt ist umso kleiner, je enger die Erzählsituation definiert und inszeniert ist – d.h. je öffentlicher die Situation ist, in der unser Zeitzeuge spricht. Dagegen wächst in solchen Situationen die Gefahr, dass der Zeitzeuge gerade nicht über das spricht, was er selbst erlebt hat.

8.

Für die Sprechsituation des Zeitzeugen hat der us-amerikanische Kulturwissenschaftler Anthony Appiah das Konzept des Drehbuchs benutzt. (Appiah 1994) Die Drehbücher der biographischen Erzählung haben die doppelte Funktion, biographischen Sinn und soziale Zugehörigkeit festzuschreiben. Sie sind besonders wichtig für Mitglieder solcher Gruppen, die auf Grund gemeinsamen Leidens oder eines gemeinsamen Zukunftsprojekts auf die Ähnlichkeit mit und Zugehörigkeit zu einer Gruppe angewiesen sind. Appiahs Beobachtung wurde geschärft an den sozialen und kulturellen Bewegungen der USA und ihren *identity politics*. Sie bieten aber auch ein wertvolles Instrument für biographisches Erzählen und Zeitzeugenauftritte in unseren Zusammenhängen. Denn Appiah sieht das durch Drehbücher vorgegebene Sprechen äußerst kritisch. Nicht nur weiß er, dass die meisten Menschen verschiedenen Drehbuchkollektiven angehören, sondern er geht ebenfalls davon aus, dass die Erfahrungen und Erinnerungen der Erzähler notwendig komplexer sind als jene Drehbücher es erlauben, denen sie unbewusst zu folgen versuchen. Die Erwartungen an den öffentlichen Zeitzeugen aber verstärken häufig die Macht des Drehbuchs, weil die Erzähler ja gerade unter dem Gesichtspunkt ausgewählt und angesprochen wurden, welche Rolle sie ausfüllen können, also welchen Drehbuchtext sie zu produzieren versprechen. Unter dem Gesichtspunkt öffentlichen Gedenkens sind die Drehbücher wichtig, weil sie persönlich beglaubigen, was als „Wissen“ und Deutung schon etabliert ist. Für Historiker dagegen sind Drehbücher wegen ihrer Vorhersagbarkeit auf Dauer nur von begrenztem Interesse.

9.

Nach 1989 erzählte mir eine ältere Lehrerin aus der DDR von dem Auftritt eines ehemaligen Spanienkämpfers in ihrer damaligen Schulklasse. Seine druckreife Erzählung über die Erlebnisse als Mitglied einer „internationalen Brigade“ war durch die militärtechnische Zwischenfrage eines interessierten Schülers plötzlich und unerwartet aus dem Konzept gebracht worden. Er verhedderte sich, verlor sich in einzelnen Geschichten und entwickelte schließlich einen neuen Erzählfaden, den die erschrockene Lehrerin alsbald als die Geschichte eines Mitglieds der „Legion Condor“ ausmachte. Sie stoppte den Erzähler, bevor dieser Austausch des Drehbuchs auch von den Schülern bemerkt wurde. So ihre Geschichte.

Die folgende Szene habe ich selbst erlebt, und zwar im Rahmen eines politischen Bildungsprojekts der Körber-Stiftung in Hamburg.¹ Ich sollte russlanddeutsche Einwanderer öffentlich über ihr Leben erzählen lassen, um das Verständnis der Hamburger Aufnahmegesellschaft für die schwierige Vorgeschichte ihrer Ankunft in Deutschland zu schärfen. Der älteste Interviewpartner erzählte die typische Lebensgeschichte seiner Altersgruppe: Er war als Sechzehnjähriger bei Kriegsausbruch zur Zwangsarbeit deportiert worden, nachdem schon Ende der dreißiger Jahre sein Vater erschossen und sein Bruder ins Gefängnis gesteckt worden waren. Seine Erlebnisse im Lager waren schrecklich, zugleich gelang es ihm aber, sich während seiner Internierung in verschiedenen Bauprojekten einen Namen zu machen und auf seine Erfahrung im Lager später eine beachtliche berufliche Karriere als Bauleiter mit engem Kontakt zu dem zuständigen Minister aufzubauen. Nach den Gründen für seinen Auswanderungsentschluss Ende der neunziger Jahre gefragt, gab er die einleuchtende Erklärung vom Verfall des Rubels und den besseren ökonomischen Chancen für seine Söhne. An dieser Stelle wurde er aber unterbrochen: Ein Mann aus dem Publikum, aktiv im Hamburger „Verein Deutscher, die aus Russland kommen“, reichte ihm einen Zettel mit einigen Zeilen in russischer Sprache. Er las ihn und setzte neu an: Der Hauptgrund seiner Ausreise sei die fortgesetzte Verfolgung der Deutschen in Russland gewesen.

Die Geschichte zeigt plakativ, was auch sonst der Fall ist: Über die Einhaltung der Drehbücher wird gewacht, sicher seltener in Gestalt eines strengen äußeren Kontrolleurs, häufiger durch die innere Repräsentanz der Gruppe, die als Autorenkollektiv für das Drehbuch verantwortlich zeichnet. Anders als der Spanienkämpfer der „Legion Condor“, der ein geheimes Drehbuch aus Versehen geöffnet hatte, hatte mein russlanddeutscher Gesprächspartner das *setting* verwechselt: In das öffentliche Sprechen vor einem auch deutschen Publikum gehörte die Erzählung von der russlanddeutschen Erfolgsstory in der Sowjetunion und der ökonomisch begründeten Migration nicht hinein, während sie in den Erzählungen der Russlanddeutschen untereinander (und in russischer Sprache) durchaus ihren Platz hatte.

10.

Bisher ist vom Zeitzeugen im Sinne eines öffentlichen Zeugen die Rede gewesen, einem der „auftritt“, sich der Öffentlichkeit seiner Sprechsituation bewusst ist, einer, der mit Auszügen aus seiner Erzählung für öffentliche Zwecke benutzt wird. In diesen

1 Ausführlicher zu diesem Projekt Wierling 2007.

Kontexten kommt es selten zum Durchbruch solcher Erinnerungssegmente, die nicht in das dominante Drehbuch passen. Anders ist es im professionell angelegten und geführten Oral-History-Interview. (Wierling 2003) Nicht nur überdeckt die Intimität der Gesprächssituation die Verwertbarkeit des Interviews für einen öffentlichen Zweck, vor allem scheint die Zeit für das Gespräch unbegrenzt. In biographischen Interviews wird deshalb die Lebensgeschichte in der Regel in drei Durchgängen erzählt, die sich nicht nur durch den Grad der Steuerung, d.h. durch zunehmende Intervention des Interviewers mit Fragen unterscheiden, sondern häufig auch durch die dabei zusätzlich auftauchenden Drehbücher und dadurch, dass im Interview Vertrauen und Selbstvertrauen wachsen, Kontrollverlust einsetzt und kleine Schleusen sich öffnen, durch die dann solche unwillkürlichen Erinnerungen verfügbar und vor allem: erzählbar werden.

11.

Es ist das erklärte Ziel eines Oral-History-Interviews, diesen Kontrollverlust zu ermöglichen (ohne ihn manipulativ herbeizuführen). Neben der Bereitstellung von viel Zeit und Raum zum Erzählen interveniert der Interviewer durch zunehmend gezieltere Fragen. Die wichtigste professionelle Intervention jedoch geschieht nach dem Interview durch die systematische Befragung des Textes aus der Haltung einer kritischen Geschichtswissenschaft. Das Interview wird dabei zur Quelle für die subjektive Deutungsgeschichte eines bestimmten Individuums, das für das Erleben einer bestimmten Epoche oder eines einzelnen Ereignisses steht, eine soziale Klasse oder Bewegung, eine Region oder Nation repräsentiert.

Hier geht es nicht um Details der Auswertung, um bestimmte Methoden oder theoretische Ansätze, sondern allein um die Grundhaltung der kritischen Befragung. Allerdings ist für Historiker die Interpretation der Deutungsgeschichte nicht völlig von der Rekonstruktion der Realgeschichte zu trennen. Es gilt also auch, Erzählung, Erlebnis und Ereignis als Zusammenhang zu überprüfen. Meine eigene Praxis beruhte fast immer auf der Kombination schriftlicher und mündlicher Quellen, auf der Einbeziehung verschiedener Perspektiven und der Suche nach Ego-Dokumenten aus unterschiedlichen Zeitschichten. (Wierling 1987 und 2002) Gelegentlich erlaubt es diese Quellenkombination, die Geschichte von Geschichten teilweise zu rekonstruieren, und ansatzweise ist es auch möglich, den zeitgebundenen Wandel solcher Geschichten zu verstehen bzw. die Entstehung bestimmter Versionen zeitlich zu verorten. Durch die Einbeziehung konventioneller Quellen lässt sich darüber hinaus erstaunlich häufig ein enger Bezug zwischen dem erzählten Erlebnis und dem rekonstruierbaren Ereignis feststellen. In anderen Worten: Diese Erzählungen erweisen sich sehr viel häufiger als „zuverlässig“ im konventionellen Sinn, als manche Kritiker es unterstellen (z.B. Fried 2004).

Aus der Perspektive einer kritischen Geschichtswissenschaft geht es aber nicht in erster Linie darum, die Interviews in diesem Sinn auf ihren „Wahrheitsgehalt“ hin zu überprüfen, um sie nach der Kontrolle als brauchbar zu akzeptieren oder als unbrauchbar zu verwerfen. Im Sinne einer Deutungsgeschichte ist es wichtiger, dass der Interviewte wahrhaftig ist, also selbst an seine Geschichte glaubt. Auf dieser Basis wird der Text zum Gegenstand von Interpretation und Analyse, deren Ziel die Aufde-

ckung im Hinblick auf seine Komplexität, Konstruiertheit, Widersprüchlichkeit und Mehrdeutigkeit ist.

Diese Haltung ist nicht nur dem Historiker angemessen. Sie kann auch als leitende Idee für historische Bildung überhaupt gelten. „Komplexität aushalten“ erklärte der Geschichtsdidaktiker Schörken zum zentralen Lernziel der Geschichte. Er meinte nicht nur Schüler.

12.

Die von mir hier etwas ausführlicher dargestellte professionelle Oral History steht in mancher Hinsicht im direkten Gegensatz zum öffentlichen Umgang mit dem Zeitzeugen, bei dem dieser gerade nicht kritisch befragt werden kann, sondern durch seine vermeintliche Authentizität und die Aura seines Leidens oder seiner Taten unmittelbar und eindeutig überzeugen soll – indem er im Zuhörer entsprechende Identifikationen auslöst, ihn emotional berührt und vereinnahmt. Ich ende mit einer letzten Szene, die das im Extrem zeigt – eine von mir moderierte Veranstaltung, in deren Mittelpunkt Eva Kor stand, eine jetzt in den USA lebende Jüdin, die als Kind mit ihrer Zwillingsschwester Mengeles Experimente in Auschwitz überlebt hatte. Sie spielt heute unter Holocaustüberlebenden eine umstrittene Rolle, weil sie nicht nur öffentlich erklärt hat, den deutschen Tätern verziehen zu haben, sondern auch alle anderen Opfer zu diesem Akt des Verzeihens vehement und öffentlich aufgefordert hat. Vor dem Gespräch wurde ein Film über Eva Kor gezeigt, der auch Stoff für Irritation und kritische Nachfragen geboten hätte.² Aber meine Befürchtung, ein überkritisches Publikum zurückhalten und meine Zeitzeugin beschützen zu müssen, bewahrheitete sich nicht. In einem mit circa 300 Menschen voll besetzten Saal verwandelte sich die Veranstaltung in eine Art evangelikales Erweckungsereignis, bei dem Redner aus dem Publikum aufstanden, eigene und höchst persönliche Erfahrungen mit dem Verzeihen und Um-Verzeihung-Bitten erzählten und die Zeitzeugin um Rat baten, den sie auch mit großem Selbstbewusstsein gab. Am Ende des Abends bildete sich eine lange Schlange vor ihrem Sessel, und die Kommunikation zwischen ihr und den einzelnen Zuhörern nahm den Charakter einer Pilgerschaft an, eine kollektive Bitte um Segen und Heilung. In dieser gottesdienstähnlichen Veranstaltung war sie die Priesterin. Hätten wir nur den Film gesehen, wäre die Diskussion sehr anders verlaufen. Es wäre hartnäckiger gefragt worden, warum Eva Kor im Verzeihen eine Lösung ihres Lebensproblems sieht, warum dies für andere Holocaustüberlebende eine Provokation darstellt und warum sie selbst sich weigert, mit Palästinensern in ein ernsthaftes Gespräch einzusteigen, geschweige denn, ihnen ihre Aggression gegen Israel zu verzeihen.

Die beschriebene Situation verweist besonders deutlich auf das Problem, das der mitlebende Zeitzeuge für die Zeitgeschichte darstellt. Aus der Perspektive einer Zeitgeschichte, die auf Multiperspektivität, auf Komplexität und auf Uneindeutigkeit aus ist, stellt der anwesende Zeitzeuge zweifellos ein solches Problem dar. Die Veränderung, die sich durch das allmähliche Verschwinden der Zeugen für das Verhältnis zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts vollziehen wird, ist deshalb nicht nur zu befürchten, sondern auch zu erhoffen. Die vielbeschworene Bedeutung der unmittelba-

2 Bob Hercules, Chri Pugh: Forgiving Dr. Mengele, USA 2006.

ren Begegnung mit den Zeitzeugen ist nämlich nur auf den ersten Blick ein produktiver Moment. Selten geht er über Ehrfurcht, Scheu, Identifikation und im Extrem Überwältigung hinaus. Das ist aber nicht die Haltung, aus der ein Geschichtsbewusstsein entsteht, bei dem Empathie mit Distanz verbunden wird und das historische Subjekt „Zeitzeuge“ auch kritisch befragt werden kann. Deshalb richtet sich mein Schlussplädoyer zwar auf die systematische Sammlung und Auswertung von Lebensgeschichten als historische Quelle, aber auch auf die Befreiung der Zeitgeschichte vom Zeitzeugen.

LITERATUR

- Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München.
- Rothfels, Hans (1953): Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 1 (1953), 1-8.
- Schieder, Theodor (1945 ff): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, 8 Bde., München.
- Misch, Rochus (2008): Der letzte Zeuge. „Ich war Hitlers Telefonist, Kurier und Leibwächter“, Zürich/München.
- Appiah, Anthony K. (1994): Identity, Authenticity, Survival. Multicultural societies and social reproduction, in: Amy Gutman (Hg.): Multiculturalism, Princeton, 149-163.
- Wierling, Dorothee (1987): Mädchen für Alles. Lebensgeschichte und Arbeitsalltag städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Bonn/Berlin.
- Wierling, Dorothee (2002): Geboren im Jahr Eins. Der Geburtsjahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie, Berlin.
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg): Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 7, Stuttgart.
- Wierling, Dorothee (2007): Deutsche aus Russland – Russen in Deutschland. Ein erfahrungsgeschichtlicher Blick auf Russlanddeutsche in der Bundesrepublik, in: Zeitgeschichte in Hamburg, (Hg.): Von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), Hamburg.
- Fried, Johannes (2004): Der Schleier der Erinnerung, München.

„Warten auf Antwort“:

Öffentliche Wahrnehmung und individuelle Verarbeitung am Beispiel der Speziallagerhäftlinge in der Bundesrepublik Deutschland

Eva Ochs

1978 veröffentlicht Marianne Bechler ihre Lebenserinnerungen unter dem Titel „Warten auf Antwort. Ein deutsches Schicksal“. Dieses Schicksal bewegte und bewegt Leserinnen und Leser bis zum heutigen Tag, ihre Erinnerungen erleben eine bemerkenswerte Erfolgsgeschichte: 2001 ist das Buch in der 22. Auflage erschienen und wird auch zurzeit noch in Internet-Leserforen weiterempfohlen.

Marianne Bechler, 1913 geboren, war die Ehefrau des deutschen Majors Georg Bechler. Bei der Schlacht um Stalingrad gefangen genommen, schloss er sich 1943 dem Nationalkomitee Freies Deutschland an.¹ Seine Frau hatte seitdem keinen Kontakt mehr zu ihm und war nach Bekanntwerden seines Überwechselns in ihrem Heimatort bei Dresden verschiedenen Repressionen ausgesetzt. Sie gibt an, sein Handeln nicht gebilligt zu haben, obwohl sie keine Nationalsozialistin gewesen sei. Nach Kriegsende wird der Mutter zweier vier- und fünfjährigen Kinder vorgeworfen, einen Kontaktmann ihres Mannes der Gestapo ausgeliefert zu haben. Sie wird vom russischen Geheimdienst (NKWD) inhaftiert und durchläuft die sowjetischen Speziallager Bautzen, Jamlitz, Mühlberg und Buchenwald. Nach Schließung der Lager wird sie bei den berüchtigten Waldheim-Prozessen (Otto 1998, 533-553) zunächst zum Tode verurteilt, die Strafe wird dann in lebenslänglich umgewandelt. Sechs Jahre bleibt sie in DDR-Gefängnissen inhaftiert, 1956 wird sie zusammen mit zahlreichen anderen Häftlingen entlassen. Ihr Mann hatte während ihrer gesamten Haftzeit keinen Kontakt zu ihr aufgenommen oder sich für ihre Entlassung oder Begnadigung eingesetzt; die Kinder waren ihm zugesprochen worden. Auch unterband er deren Kontakt zur Mutter. Georg Bechler hatte nach seiner Rückkehr aus der Sowjetunion in der DDR Karriere gemacht und war General der Nationalen Volksarmee geworden. Ein Jahr nach der Inhaftierung hatte er sich von seiner Frau in Abwesenheit scheiden lassen. Bis zum Fall der Mauer sah Marianne Bechler ihre Kinder, die einen zentralen Raum in ihren Erinnerungen einnehmen, nicht wieder. Das Buch „Warten auf Antwort“ endet im ersten Jahr nach ihrer Entlassung 1956 mit ihrer Ankunft bei ihrer Mutter in Kiel.

Der große Erfolg der Autobiographie über all die Jahre hinweg ist eigentlich überraschend. Es wird das Schicksal einer Frau beschrieben, die der Denunziation in der NS-Zeit beschuldigt wird (und diese Schuld auch nicht ganz von sich weist) und des-

1 Das Nationalkomitee Freies Deutschland (NKFD) war ein Zusammenschluss von kriegsgefangenen deutschen Soldaten und Offizieren sowie kommunistischen deutschen Emigranten in der Sowjetunion und weiteren Ländern zum Kampf gegen den Nationalsozialismus.

wegen fast zwölf Jahre in den sowjetischen Speziallagern und in DDR-Gefängnissen einsaß. Überraschend ist auch der Zeitpunkt und der Ort des Erscheinens: 1978 im Kindler-Verlag. Auch einige andere ehemalige Lagerhäftlinge hatten nach ihrer Übersiedlung in die Bundesrepublik ihre Erinnerungen publiziert. Der Höhepunkt der Publikationen über diese Schicksale des ‚kommunistischen Unrechts‘ lag deutlich in den 1950er Jahren und war in den siebziger Jahren schon lange überschritten; es waren ansonsten fast ausschließlich rechtsradikale Verlage, die diese Berichte in ihr Programm aufnahmen (Greiner 2006, 127 f.).

Die Autorin selbst erlebt sich offenbar als Außenseiterin in der Medienwelt. Als bei einer Lesung im Jahr 1979 ein ehemaliger Häftling an sie herantritt, der mit ihrer Hilfe ebenfalls seine Lebenserinnerungen veröffentlichen will, antwortet sie ihm:

... wenn ich die Herbsterscheinungen bei Kindler betrachte, kann ich mich nur wundern, daß der Verlag mein Buch gedruckt hat. Jetzt geht es hauptsächlich um Judenvernichtung. Neulich wollte man mir im Verlag in München das Buch aufdrängen: „Mörder in Uniform“. Ich habe es als pauschale Verunglimpfung der Wehrmacht zurückgewiesen. Leider sind fast alle Verlage linkslastig. Sie ahnen nicht, wie schwierig es ist, mit diesen Menschen auszukommen, daß man politisch ungeschoren davonkommt. Es geht nur auf rein menschlicher Basis. So bin ich noch im Zweifel, ob ich der Aufforderung des Kölner Rundfunks nachkommen soll, mit Carola Stern ein einstündiges Gespräch zu führen. Eben habe ich mir so eine Sendung mal angehört, es war anarchistisch-sozialistisch. Da gehöre ich doch einfach nicht hin!²

Marianne Bechlers hier beschriebene Empfindungen legen die Einordnungen nahe, die Alexander von Plato in seiner These über die Existenz einer Opferkonkurrenz (Plato 2006, 101) zwischen den Speziallagerhäftlingen und den NS-Verfolgten in der Bundesrepublik beschrieben hat: Die Wahrnehmung, dass das eigene Schicksal seit Ende der 1960er Jahre als zweitrangig gegenüber den Opfern der Judenverfolgung dargestellt werde; der Eindruck, dass man mit seinen Überzeugungen innerhalb der neuen politischen Kultur der BRD als „Kalte Krieger“ oder „Ewig-Gestrige“ an den rechten Rand gedrückt werde (Plato 2006, 106 f. u. 112).

Ich möchte diesen Fragen anhand von Interviews nachgehen, die ich mit ehemaligen Speziallagerhäftlingen in den 1990er Jahren durchgeführt habe. Zusätzlich werde ich auch schriftliche Erinnerungen auswerten, die die Befragten verfasst, aber zumeist nicht publiziert hatten. Meine Frage wird sich zum einen darauf richten, wie sich die ehemaligen Häftlinge mit ihrer Selbstwahrnehmung in der bundesrepublikanischen Gesellschaft seit den 1950er Jahren aufgehoben gefühlt haben und ob, wann und wie ein Wandel für sie in den vier Jahrzehnten bis zur Wende feststellbar war. Gab es eine Zeit, in der sie sich in ihrem Selbstverständnis anerkannt gefühlt haben? Welche gesellschaftspolitischen Veränderungen wurden von ihnen dafür als bedeutend bzw. als Zäsur empfunden? Parallel dazu möchte ich die öffentliche Wahrnehmung der Speziallagerhäftlinge in den Medien thematisieren, die von Wolfram von Scheliha gründlich untersucht worden ist (Scheliha 2006). Zahlenmäßig am stärksten sind in meinem

2 Auszug aus dem Brief von Marianne Bechler an Herrn Sauerzweig vom 16.12.1979, Kopie im Archiv „Deutsches Gedächtnis“, Institut für Geschichte und Biographie, Bestand Speziallager.

Interviewsample diejenigen vertreten, die als ehemalige HJ-Führer unter Werwolfverdacht interniert und/oder im jugendlichen Alter als Gegner der Besatzungsmacht verurteilt wurden und in den Speziallagern einsaßen; nach ihrer Entlassung sind sie zu einer leider nicht näher bestimmbar Anzahl früher oder später in den Westen übersiedelt (Ochs 2006, 8 f.).

Die ehemaligen Insassen der sowjetischen Speziallager, die im Laufe der 1950er Jahre in die BRD übersiedelten, hatten einige Jahre Lagerhaft und häufig auch noch eine Haftzeit in DDR-Gefängnissen hinter sich. Einige gehörten auch zu der Gruppe, die aus den Lagern in die Sowjetunion deportiert worden waren und erst von dort zurückkehrten.

Die katastrophalen Lebensbedingungen in den Speziallagern, die u.a. in Buchenwald, Sachsenhausen oder Bautzen vom sowjetischen NKWD errichtet worden waren, die grassierenden Krankheiten und die zeitweise extrem niedrigen Verpflegungsraten bedingten eine hohe Sterberate. Etwa ein Drittel der ca. 120.000 deutschen Insassen überlebte die Lagerzeit nicht (Plato 1998, 54)

Die befragten ehemaligen Häftlinge waren Zeugen dieses Sterbens und zum Teil damals selbst überzeugt, die Lagerzeit nicht zu überstehen. Umerziehungsmaßnahmen im Sinne einer „Reeducation“ fanden in den Lagern nicht statt; Auseinandersetzungen über das untergegangene NS-Regime wurden, wenn überhaupt, dann von den Jüngern angestoßen, die von den Älteren Orientierung über das Geschehene erhofften. Verbitterung über die Isolation von der Außenwelt, die Kontaktsperre zu den Angehörigen und die Ungewissheit, wie lange die Lagerhaft noch dauern würde, waren neben dem Gefühl von Hoffnungslosigkeit die vorherrschenden Empfindungen. Angesichts dieser Situation waren offenbar die wenigsten dazu bereit, sich mit den Fragen von Mitschuld oder Mitverantwortung für die Verbrechen des NS-Regimes auseinanderzusetzen (Ochs 2006, 127 ff.).

Die in den Lagern einsitzenden Häftlinge waren nicht ausschließlich aufgrund ihrer tatsächlichen oder angeblichen Verstrickung in das nationalsozialistische Regime interniert oder gar verurteilt. In zunehmender Zahl befanden sich auch solche dort, die als irgendwie geartete Gegner der Besatzungsmacht wegen Spionage oder antisowjetischer Äußerungen von sowjetischen Militärtribunalen verurteilt worden waren. In den lebensgeschichtlichen Erzählungen der Befragten wird diesen Unterschieden allerdings zumeist keine Bedeutung zugemessen. Es wird eine Solidarisierung deutlich, die zum großen Teil schon in den Lagern stattgefunden hat. Sie bewirkte, dass alle Befragten sich selbst und ihre Mithäftlinge als unschuldige Opfer einer kommunistischen Willkürherrschaft definierten, die von dem sowjetischen NKWD ausgeübt und vom politischen System der DDR mitgetragen wurde (Ochs 2006, 230).

Nach der Entlassung aus den Lagern bzw. den DDR-Gefängnissen hatten die meisten ehemaligen Häftlinge offenbar nicht das Gefühl, dass ihre Haftzeit jetzt wirklich vorbei sei (Eberhardt 1998). Dazu trug auch nicht unwesentlich die Schweigepflichtung bei, die sie nach Verlassen der Lager hatten abgeben müssen mit dem Hinweis, bei einem Verstoß erneut verhaftet zu werden. Viele fühlten sich unter weiterer Beobachtung der DDR-Behörden, und es gibt Belege dafür, dass zumindest in den ersten Monaten auch Überwachungen stattgefunden hatten (Schölzl 1998, 84). Die Erfahrungen, die viele nach ihrer Entlassung aus den sowjetischen Lagern mit den ostdeutschen Gerichten oder Gefängnissen gemacht hatten, werden im Nachhinein zum Teil als noch schlimmer bewertet als diejenigen mit dem sowjetischen Wachper-

sonal. All dies zusammen ließ in vielen den Wunsch entstehen, sich in den Westen Deutschlands zu begeben, wobei aber auch die familiäre Situation eine große Bedeutung hatte (Ochs 2006, 307 f.).

Im Westen angekommen, waren die Aufnahmeformalitäten in den Flüchtlingslagern und die Anerkennungsverfahren als politische Flüchtlinge für einige erneut eine belastende Erfahrung. Sie fühlten sich überfordert beim Gang von Ämtern zu Ämtern und dem Ausfüllen einer Flut von Formularen nach einer mehrjährigen Haftzeit und einer Erfahrungsfolie, die sich auf das Jahr 1945 und danach allenfalls auf die Verhältnisse in der DDR bezog. Viele berichten auch von Misstrauen und Unglaube, die ihnen von Amtspersonen entgegengeschlagen seien. Dieses Misstrauen habe sich auf die Schilderungen der Lebensumstände und der Dauer der Lagerhaft, bis zu fünf Jahre, gegründet: „Wer so lange in einem KZ gesessen hat, wird schon etwas auf dem Kerbholz haben“, schildert Hans Drobek, der 1946 als ehemaliger HJ-Führer für drei Jahre interniert worden war, solche Reaktionen.³ Misstrauen und Unglaube betrafen aber insbesondere auch diejenigen, die vor ihrer Lagerhaft von einem sowjetischen Militärgericht oder nach ihrer Lagerzeit bei den berüchtigten Waldheimprozessen zum Teil zu 25 Jahren Haft verurteilt worden waren und diese in DDR-Gefängnissen abgesessen haben: „Wenn ich da drin gesessen habe, werde ich schon etwas verbrochen haben“, beschreibt Joachim Gringmuth, wegen Westspionage verurteilt, solche Reaktionen.⁴

Misstrauen, Unglaube, bestenfalls Desinteresse („Das wollte doch keiner mehr hören“) sind die Reaktionen, die die Übergesiedelten aber auch für ihr sonstiges soziales Umfeld beschreiben. Auch Neid von Nachbarn auf bevorzugte Zuteilung von Wohnraum und auf die Haftentschädigungszahlungen haben viele erlebt. Einige schildern durchaus auch positive Erfahrungen, die sie zum Beispiel am Arbeitsplatz gemacht hatten; aber offenbar haben sich die negativen viel stärker in das Gedächtnis eingegraben.

Aus heutiger Sicht werden nur von einigen wenigen explizit die 1950er Jahre als Zeitraum geschildert, in dem sie sich mit ihren Erfahrungen in der Bundesrepublik insgesamt aufgehoben und anerkannt gefühlt hätten. Auf Nachfrage berichtet nur einer von ihnen, dass es in den 1950er Jahren in den Gazetten vereinzelte Meldungen über die Speziallagerhäftlinge gegeben hätte.

Zumindest die Präsenz in den Printmedien vermittelt dabei eigentlich einen anderen Eindruck. Seit der ersten Entlassungsaktion im Sommer 1948 hatte sich die westdeutsche Presse massiv der Lagerhäftlinge angenommen und damit auch Reaktionen in den ostdeutschen Medien hervorgerufen (Ritscher 1993, 157 ff.). Zeugenaussagen ehemaliger Internierter wurden publiziert. Auch die Schließung der letzten Lager im Februar 1950 erzeugte ein ähnlich lebhaftes Presseecho. In späteren Jahren fanden Entlassungen ehemaliger Insassen der Speziallager, die mittlerweile dem DDR-Strafvollzug übergeben oder noch bei den Waldheimer Prozessen verurteilt worden waren, durchaus Beachtung in den Medien. Die verschiedenen Entlassungsschübe 1952, 1954 und 1956 wurden publizistisch aufmerksam begleitet und stets mit Hin-

3 Interview mit Hans Drobek vom 29.01.1991; Archiv „Deutsches Gedächtnis“, Institut für Geschichte und Biographie, Bestand Speziallager.

4 Interview mit Joachim Gringmuth vom 19.03.1991; Archiv „Deutsches Gedächtnis“, Institut für Geschichte und Biographie, Bestand Speziallager.

weisen auf die Schicksale derjenigen versehen, die noch immer in den DDR-Haftanstalten einsaßen (Werkentin 1998, 41 f.)⁵ In den Berichten wurde zwischen den unterschiedlichen Häftlingsgruppen zumeist nicht differenziert. Wenn über ihr Eintreffen in der Bundesrepublik berichtet wurde, bezeichnete man sie zumeist pauschal als „Heimkehrer“. In seiner sorgfältigen Studie hat Wolfram von Scheliha die quantitative Dimension der Presseberichterstattung über die sowjetischen Speziallager untersucht. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass diese zu einem der wichtigsten Themen der öffentlichen Debatte zwischen West- und Ostdeutschland in den ersten Jahren des Kalten Krieges geworden seien (Scheliha 2006, 10 f.). Dabei seien zwei Faktoren zusammen getroffen: Zum einen war es durch die ersten Entlassungen im August 1948 möglich, konkretere Informationen über die Lager durch die ersten Berichte der Zeitzeugen zu gewinnen, die insbesondere durch die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU) und das Ostbüro der SPD gesammelt wurden. Dass diesen Berichten eine solche Aufmerksamkeit zuteil wurde, hing auch mit dem Zeitraum zusammen, nämlich zwei Monate nach der Verhängung der sowjetischen Blockade über die Westberliner Sektoren. In dieser politisch aufgeheizten Lage fiel den Berichten über die Speziallager – so die Einschätzung Schelihas – eine Schlüsselfunktion zu. Die „sowjetischen KZs“, wie sie nun in der Presse genannt wurden, entwickelten sich zu einem Symbol des kommunistischen Unrechts im sich zuspitzenden Ost-West-Konflikt. Das Symbol der sowjetischen Konzentrationslager hatte nach Scheliha dabei ein entlastendes Moment, da es die ehemaligen Insassen pauschal und unabhängig von ihrer NS-Vergangenheit zu „unschuldigen Opfern“ machte und die Erinnerung an die NS-Konzentrationslager in den Hintergrund treten ließ (Scheliha 2006, 22).

Ich möchte zur Verdeutlichung auf eines von vielen Beispielen für die umfangreiche Presseberichterstattung über eine Entlassungsaktion eingehen, die im Juli 1954 stattgefunden hatte und die die Waldheim-Verurteilten betraf. Erinnern wir uns: Im Gefängnis von Waldheim hatten im Jahr 1950 Schauprozesse wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit bzw. Kriegsverbrechen gegen über 3.000 Personen stattgefunden, die zuvor in den sowjetischen Sonderlagern eingesessen hatten. Diese Prozesse waren öffentlichkeitswirksam inszeniert und sollten den rigorosen Umgang des Staates mit solchen Vergehen deutlich machen. Beileibe nicht alle der dort Verurteilten waren unschuldig; diese Prozesse entsprachen allerdings keinerlei rechtsstaatlichen Grundsätzen, vielfach standen die Urteile schon von vorneherein fest (Otto 1998).

Die Werra-Rundschau meldet am 14. Juli 1954 unter der Überschrift: „Wir grüßen unser deutsches Vaterland – Nach neun Jahren Konzentrationslager und Zuchthaus wieder in der Freiheit“ die „Heimkehr“ von 145 Personen aus „sowjetzonalen Zuchthäusern“. Es wird erwähnt, dass diese ursprünglich auch aus dem „Konzentrationslager Buchenwald“ gestammt hatten. Die Gründe, warum diese Personen verhaftet worden waren, werden nur in einem Fall näher erläutert: Nach sehr gefühlvoll beschriebenen Szenen der „Heimkehrer“ mit Frauen und Mädchen vom Roten Kreuz und singenden Schulkindern, die man umarmt, wird zunächst nur der Hafthintergrund einer einzigen Frau näher beleuchtet: Sie war zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt

5 Die beiden letzten Entlassungsschübe 1954 und 1956 standen im Zusammenhang mit der angespannten innenpolitischen Lage seit 1953 bzw. der kurzfristigen Tauwetterperiode nach dem XX. Parteitag der KPDSU 1956 und wurden auf Druck der Sowjetunion angeordnet.

worden, weil sie in ihrem Gutsbetrieb Fremdarbeiter beschäftigt hatte. Mit Tränen der Rührung in den Augen kommen die „Heimgekehrten“ 129 Männer und 16 Frauen dann selbst noch genauer zu Wort. Sie erinnern sich an das Konzentrationslager Buchenwald, in dem sie „unter Bewachung“ gehalten worden seien, weil man unter ihnen „Kriegsverbrecher“ vermutet habe. Deutlich wird auch gemacht, dass es sich bei den dann anschließenden Prozessen in Waldheim um vollkommen willkürliche Urteile gehandelt habe.

1954, noch bevor Adenauer die Übergabe der letzten deutschen Häftlinge aus sowjetischer Gefangenschaft ausgehandelt hatte, trat die Frage der individuellen NS-Belastung der aus der DDR Entlassenen völlig in den Hintergrund. Wird sie erwähnt, dann im Zusammenhang mit einem Vergehen, Beschäftigung von Fremdarbeitern in einem landwirtschaftlichen Betrieb, das von der Leserschaft kaum als Unrecht eingestuft worden sein dürfte.

Aber es gab auch andere Stimmen: Die Westdeutsche Allgemeine plädierte in ihrer Ausgaben vom 15.07.1954 unter der Überschrift: „Ohne Geschrei“ für eine diskretere Behandlung des Personenkreises, der zwar „von sowjetzonalen Strafkammern“ im Schnellverfahren abgeurteilt worden sei; grundsätzlich gibt der Verfasser aber zu bedenken: „Sie verdienen unser Mitgefühl; aber: Nicht alle verdienen es, gefeiert zu werden.“

Diese Stimmen scheinen aber, nach meinem Eindruck, zumindest in den Medien eher in der Minderheit gewesen zu sein. Die ehemaligen Speziallagerhäftlinge werden vornehmlich als Opfer der sowjetzonalen Unrechtsregimes gedeutet.

Erst mit dem Bau der Mauer im Jahr 1961, so das Ergebnis der Untersuchung Schelihas, ging die Berichterstattung über die Speziallagerhäftlinge drastisch zurück, die Lager seien fast vollständig aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden. Als zentrale Erklärung macht er dabei deutlich, dass durch den Bau der Berliner Mauer diese nun die Lager als Mahnmal für die Unmenschlichkeit des DDR-Regimes abgelöst hätte. Die Zeitschrift „Der Abend“ titelte zum Beispiel am 14. August 1961: „Ganz Ost-Berlin ist ein KZ“ (Scheliha 2006, 28).

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, warum diese Form der nicht unerheblichen öffentlichen Wahrnehmung zumindest in den 1950er Jahren sich so wenig in den Erinnerungen der Befragten niedergeschlagen hat. Eine Erklärung dafür ist, dass der im Laufe der 1960er Jahre einsetzende Bedeutungsverlust der Speziallager diese Erinnerung überlagert habe, wie Alexander von Plato vermutet (Plato 2000, 10 f.). Aber es drängen sich auch noch andere Erklärungsmuster auf: Mag auch die veröffentlichte Meinung die ehemaligen Speziallagerhäftlinge als Zeugen für kommunistisches Unrecht gewürdigt haben – in der Bevölkerung war die Wahrnehmung doch eine differenziertere. Das persönliche Schicksal der ehemaligen Häftlinge traf schon zu Beginn der 1950er Jahre auf ein Thematisierungstabu, das sich auf die Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit bezog und durch die unlösbare Verflechtung des Zweiten Weltkriegs mit dem Nationalsozialismus verstärkt wurde (Neumann 1999, Lehmann 1991).

Kriegserfahrungen und Erfahrungen von Flucht und Vertreibung waren davon genauso betroffen wie Entnazifizierung und Internierung in den westlichen Besatzungszonen (Wember 1991, 224 f., Niethammer 1995, 489). Die internierten Speziallagerhäftlinge trafen auf ein Desinteresse, das sich in gleicher Weise auf die Erfahrungen in den westdeutschen wie in den ostdeutschen Internierungslagern bezog. In den

Übergesiedelten sah man vermutlich weniger Opfer des Stalinismus als Opfer der Folgen des Nationalsozialismus, von dem man nichts mehr wissen wollte. Erzählten die Internierten dennoch davon, dass sie bis zu fünf Jahre in einem Lager gesessen hatten, so trafen sie im Westen auf eine Erfahrungsfolie, nach der Internierung von nur leicht belasteten Personen nach einem Jahr beendet war. Das Schweigen über die nationalsozialistische Vergangenheit, über Entnazifizierung und Internierung war in der Bevölkerung durchaus von dem Verdacht begleitet, dass viele wieder unter ihnen lebten, die sich schwerer Vergehen schuldig gemacht hatten. Von diesem Verdacht waren aber auch diejenigen betroffen, die als „Gegner der Besatzungsmacht“ etwa wegen Spionage oder antisowjetischer Äußerungen verurteilt in den Lagern eingewiesen hatten. Nannten sie ihr zum Teil hohes Strafmaß von zwischen 10 und 25 Jahren, so rief auch dies in der westdeutschen Bevölkerung erhebliche Zweifel an der behaupteten Unschuld hervor.

Meine These wäre also hier: Auch wenn in der veröffentlichten Meinung ein Bild des unschuldigen Opfers stalinistischer Willkürherrschaft vorherrschte, unterhalb dieser Ebene, in Kontakt mit Ämtern, Nachbarn und Arbeitskollegen begegneten die ehemaligen Internierten Einstellungen, die ihr Empfinden, unschuldig Opfer einer Willkürherrschaft zu sein, in Zweifel zogen (Eberhardt 1998, 317).⁶

Kehren wir nun zurück zu unserem Ausgangspunkt, der Situation in den siebziger Jahren. Die Entspannungspolitik bzw. die neue Ostpolitik der Bundesregierung mit Grundlagenvertrag und Ostverträgen wird von fast allen Befragten thematisiert und dabei äußerst kritisch wahrgenommen. Ein Beispiel dafür sind die Schilderungen von Joachim Gringmuth, der wegen Westspionage verurteilt worden war und im Lager Sachsenhausen eingewiesen hatte. In Bezug auf seine politische Einstellung gibt Herr Gringmuth an, zunächst Anhänger der Adenauerregierung gewesen zu sein, in den sechziger Jahre sei er dann aber in die nordrhein-westfälische SPD eingetreten, „nachdem er sich integriert“ habe (Ochs 2006, 307). Angesichts der Ostpolitik von Willy Brandt und Egon Bahr seien ihm aber bald Zweifel gekommen, da er den Eindruck gehabt habe, dass die SPD mit der Anerkennung zweier deutscher Staaten die Wiedervereinigung und die deutschen Ostgebiete „abschreiben“ und das politische System der DDR anerkennen würde. Seine Kritik schildert er anhand einer für ihn entscheidenden Sitzung des Ortsvereins, bei der ein Genosse namens Max die Parole „Lieber rot als tot“ proklamiert habe: „Ich sage: ‚Maxe, dann haben wir nix mehr gemein!‘ – Da hab ich dann den Mist hingeschmissen. Und da bin ich wieder ausgetreten!“ (zitiert nach Ochs 2006, 307). Die Anerkennung eines politischen System, das ihn verfolgt und, wie er überzeugt ist, zu Unrecht inhaftiert hatte, kam für ihn einer Schuldzuweisung gleich.

Dies wird auch an den Erzählungen des ansonsten „treuen“ Sozialdemokraten Willi Köhler deutlich, der 1946 ins Lager Buchenwald verbracht und bei den Waldheimprozessen 1950 verurteilt worden war.⁷ Auch bei ihm wird im Interview aus dem Jahr 1994 erhebliche Kritik an der Ostpolitik Willy Brandts und insbesondere der Anerkennung der DDR als eigenständiger Staat geäußert, die in engem Zusammen-

6 Auch Eberhardt konstatiert in seiner Untersuchung „durchgängig eingeschränkte Äußerungsmöglichkeiten“ für die Speziallagerhäftlinge in der BRD.

7 Interview mit Willi Köhler vom 29.03.1994, Archiv „Deutsches Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie, Bestand Speziallager; vgl. auch sein hier archiviertes Manuskript: Willi Köhler, Sieben Jahre in der Kralle des Bolschewismus/Kommunismus, 3 Bände, unveröffentl. Manuskript o.O., o.J.

hang mit seinen Lager- und Hafterfahrungen steht. Diese Kritik habe er aber gegenüber seinen sozialdemokratischen Parteifreunden verschwiegen. Der Wunsch, dieses Schweigen zu durchbrechen, war für Willi Köhler Mitte der siebziger Jahre ein wichtiger Grund, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben, die er allerdings niemals zu publizieren versuchte. Zu stark waren seine Bedenken, sich mit seiner politischen Einstellung innerhalb „seiner SPD“ ins Abseits zu begeben.

Diese Anerkennungs- und Verständigungspolitik der Bundesregierung wurde von vielen der Befragten fast schon als persönliche Kränkung empfunden und rief offenbar einige Empörung hervor. Für sie war dies gleichbedeutend mit einer Bestätigung der Rechtmäßigkeit ihrer eigenen Verhaftung oder Verurteilung und des von ihnen dadurch erfahrenen Leids.

Das Empfinden, mit seinem Schicksal nicht mehr in die neue politische Landschaft zu passen, wird auch aus den Ende der 1970er Jahren verfassten Lebenserinnerungen von Martin Koch deutlich. In seinem Vorwort zu „Ein deutsches Leben“⁸ stellt der 1946 in der sowjetischen Besatzungszone wegen Sabotage verurteilte Martin Koch zunächst klar, dass er kein „Russenhasser“ und sein Bericht nicht gegen die deutsch-russische Völkerverständigung gerichtet sei. Er hebt zudem seine Übereinstimmung mit der Entschädigungspolitik der Bundesregierung gegenüber den Millionen von KZ-Opfern der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hervor. Dieser ausführliche Vorspann macht deutlich, dass in seinem Empfinden offenbar die Notwendigkeit bestand, sich gegen mögliche Vorwürfe, ein Revanchist zu sein, der die Gewalttaten des NS verharmlost oder gar leugnet, abgrenzen zu müssen. Nach dieser Positionierung formuliert er schließlich seine Forderung an die Regierung der UdSSR nach Rehabilitierung der Opfer stalinistischer Gewaltherrschaft, zu denen er sich selbst zählt. Er fährt fort:

Die heutige Regierung der UdSSR hat die Pflicht, wenigstens die gemeinen Untaten Stalins zuzugeben und eine Wiedergutmachung anzustreben. 100.000 Tote deutscher Nationalität hätten zwar nichts mehr davon. Die Weltgeschichte kann sie aber auf die Dauer nicht einfach auch totsichweigen, wie es leider Bundeskanzler Willy Brandt 1970 bei der Kranzniederlegung an dem Mahnmal von Buchenwald in Thüringen in der D.D.R. zum Gedenken der Opfer des Nazismus tat: Sollte er nicht gewußt haben, daß Tausende und Abertausende Gebeine von Opfern unter dem pompösen Monument liegen, das die D.D.R. zur Erinnerung an die Opfer des Dritten Reiches erbauen ließ, die nicht von den Nazis, sondern Sowjetopfer waren? (...) Dieses Buch soll dazu beitragen, jener Menschen zu gedenken, die unschuldig und ohne jeden Grund nach 1945 in der sowjetischen Besatzungszone ihr Leben lassen mußten und heute aus politischen Gründen „vergessen“ sein müssen!

Die Enttäuschung und Empörung über das Verschweigen und Übergehen der Opfergruppen, denen sie sich selbst zugehörig fühlten, wird bei vielen der ehemaligen Lagerhäftlinge thematisiert. Es werden immer wieder Szenen erwähnt, in denen offiziell

⁸ Koch, Martin: Ein deutsches Leben (unveröffentlichtes Manuskript; maschinenschriftl.), o.O. o.J [1978]. Kopie des Originals im Archiv „Deutsches Gedächtnis“, Institut für Geschichte und Biographie, Bestand Speziallager.

le Vertreter der Bundesrepublik bei Kranzniederlegungen in Buchenwald oder Sachsenhausen nicht der Geschichte des Lagers nach 1945 und der Menschen, die in dieser Zeit dort gestorben sind, gedacht hätten. Die Beispiele der Besuche Willy Brandts, Egon Frankes oder Johannes Raus in Buchenwald oder Sachsenhausen stehen in den Erzählungen als Symbole der anhaltenden Missachtung des eigenen Schicksals. Dieses Empfinden blieb bis zur Wende 1989 bestehen. So schreibt der ehemalige Internierte Gerhard Nattke als Reaktion auf den Besuch von Johannes Rau in der Gedenkstätte Buchenwald am 8. Mai 1985 an seinen damaligen Landesvater:

... da ich Sie als Mensch sehr schätze, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir einmal erklären könnten, warum ein führender Sozialdemokrat beim Besuch in Buchenwald nicht wenigstens für die eigenen Parteifreunde, die nach 1945 dort ihr Leben lassen mussten, einen Blumenstrauß und ein paar Worte des Gedenkens übrig hatte.⁹

Im Unterschied zu den Ergebnissen aus der Analyse der Pressedarstellungen, die mit dem Mauerbau im August 1961 eine deutliche Zäsur in der öffentlichen Wahrnehmung der Speziallager ausgemacht hat, steht in den Erinnerungen der ehemaligen Häftlinge die zu Beginn der 1970er Jahre deutlich werdende deutsch-deutsche Verständigungspolitik als negativer Wendepunkt ihrer öffentlichen Anerkennung. Zwar stehen die Anlässe, die die Befragten zur Illustration ihres „Vergessen-Werdens“ beschreiben, auch im Zusammenhang mit der Würdigung der NS-Opfer in den nationalen Mahn- und Gedenkstätten von Buchenwald und Sachsenhausen; meiner Meinung nach wird der Unmut aber nicht in erster Linie durch eine Opferkonkurrenz zu dieser Gruppe hervorgerufen, sondern die Kritik wird immer mit der Vermutung verbunden, dass die Vertreter der Bundesregierung die DDR-Führung nicht vor den Kopf stoßen wollten, indem sie auch an die Opfer des Stalinismus erinnerten. Es ist das „Totschweigen“ des eigenen Schicksals im Zeichen der Annäherung an ein in ihren Augen verbrecherisches System, das in den Berichten beklagt wird.

Ziehen wir abschließend eine Bilanz des Verhältnisses von öffentlicher Wahrnehmung und individueller Verarbeitung der Speziallagerthematik. In der bundesrepublikanischen Gesellschaft der fünfziger Jahre waren die Speziallagerhäftlinge insofern willkommen, als man in ihnen Zeugen der kommunistischen Willkürherrschaft sah und sie dafür instrumentalisierte. Ihr reales individuelles Schicksal im Zusammenhang mit der Aufarbeitung oder eher Verdrängung der NS-Vergangenheit rief dagegen eher Misstrauen oder Ablehnung hervor. Als abstrakte politische Symbole erfuhren sie Anerkennung, als reale Menschen mit Ansprüchen auf Haftentschädigung oder Wohnraum dagegen eher Neid. Diese unmittelbaren Reaktionen auf Ämtern im nachbarschaftlichen Umfeld oder am Arbeitsplatz wogen womöglich schwerer als die zum Teil euphorische Begrüßung als „Heimkehrer“ in den Medien. Inwiefern dabei auch positive Erfahrungen durch die Enttäuschungen der späteren Jahre in den Erinnerungen überlagert wurden, ist kaum zu bestimmen.

Deutlich wird aber, dass die Veränderungen im gesellschaftspolitischen Klima während der 1960er und 1970er Jahre sich in den Erinnerungen durchaus niederge-

⁹ Schreiben von Gerhard Nattke an Johannes Rau vom 14. Juni 1985; eine Kopie befindet sich im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie, Bestand Speziallager.

schlagen haben. Sie werden zum einen erkennbar an der Konkurrenz zu den nationalsozialistischen Opfern, wie es auch eingangs im Schreiben von Marianne Bechler thematisiert wurde: „Jetzt geht es hauptsächlich um Judenvernichtung!“ Im Zuge der einsetzenden Phase der NS-Vergangenheitsbewältigung infolge des Eichmann-Prozesses, der Frankfurter Auschwitzprozesse oder der Verjährungsdebatten im Bundestag nehmen die Opfer der NS-Vernichtungspolitik den Raum ein als – wenn auch sehr abstrakt gewürdigte – Symbole zur Kennzeichnung eines Unrechtsregimes (Frei 2005, 37). Für die Speziallagerhäftlinge boten sie sich auch insofern als Konkurrenz an, als ihre Würdigung an den Stätten erfolgt, die in der DDR zu Symbolen der NS-Verfolgung und des kommunistischen Widerstands geworden sind: Buchenwald und Sachsenhausen. Für die Lagerinsassen nach 1945 waren diese aber zu Erinnerungsorten ihres Schicksals geworden.

Seit den Debatten um die Neuorientierung dieser Gedenkstätten nach der Wende im Jahr 1989 trat der Aspekt der Opferkonkurrenz zwischen den beiden Häftlingsgruppen stark in den Vordergrund. In den Erinnerungsberichten der befragten Speziallagerhäftlinge haben aber andere Aspekte einen höheren Stellenwert. Weder der Bedeutungsverlust der Speziallager in der veröffentlichten Meinung nach dem Mauerbau noch die Hinwendung zu den Opfern des Nationalsozialismus werden darin als Einschnitte thematisiert. Es ist die Verständigungs- und Anerkennungspolitik der Bundesregierung gegenüber der DDR, die bei den Speziallagerhäftlingen zunächst die größere Empörung hervorruft.¹⁰ Sie stellte zumindest in den 1970er und 1980er Jahren noch viel stärker ihre Selbsteutung infrage, unschuldiges Opfer eines willkürlichen und verbrecherischen Systems gewesen zu sein.

Ihre anhaltende Enttäuschung und Verbitterung erklärt sich, so der Befund aus Studien über die psychischen Spätfolgen von Haftenerfahrungen, aus einem grundlegenden Bedürfnis nach Benennung (und Bestrafung) der Täter, das alle Opfer von Gewalttaten empfinden. Fehlt eine eindeutige Zuweisung der Schuldfrage bzw. wird sie infrage gestellt, dann fällt sie auf die Opfer zurück; sie beginnen, sich für das, was ihnen angetan wurde, schuldig zu fühlen (Maercker/Schützwohl 1996, 55).

Warum hat angesichts der beschriebenen Wahrnehmungen dann das Schicksal Marianne Bechlers doch zumindest so weit in die Landschaft gepasst, dass es Anfang der 1980er Jahre sogar als Taschenbuch (bei Ullstein) verlegt wurde? Vielleicht ist die Antwort ganz simpel und liegt in der Faszination eines bewegenden Frauenschicksals: Die Lebensgeschichte einer Frau, die ihrem Mann die Treue gehalten und von ihm verraten wurde; die alles für ihre Kinder zu tun bereit war und sie trotzdem erst nach 47 Jahren wiedersehen konnte. Vielleicht steht das Buch aber auch im Zusammenhang mit dem Wandel in der NS-Vergangenheitsbewältigung zu Beginn der 1980er Jahre (Herbert 1992, 17), als unter anderem begonnen wurde, differenzierter nach Opfer und Täter und den Motiven der Mitläufer zu fragen.

¹⁰ Dagegen argumentiert allerdings Friedhelm Boll, der nicht die offizielle Entspannungspolitik der Bundesregierung für die Enttäuschungen der Speziallagerhäftlinge verantwortlich sieht, sondern mehr das allgemeine gesellschaftliche Klima, das er als „Linksentwicklung“ eines Teils der jungen Generation beschreibt, die stark im Zusammenhang mit der mangelnden Aufarbeitung der NS-Geschichte gestanden habe (Boll 2001, 333 ff., insbes. 425). Meiner Meinung nach sind beide Ebenen kaum voneinander zu trennen; die Erfahrungsberichte sprechen aber dafür, dass die beschriebenen politischen Gesten für die ehemaligen Speziallagerhäftlinge einen hohen symbolischen Wert hatten.

LITERATUR

- Bechler, Marianne (1978): *Warten auf Antwort. Ein deutsches Schicksal*, München.
- Boll, Friedhelm (2001): *Sprechen als Last und Befreiung. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen*, Bonn.
- Eberhardt, Andreas (1998): *Verschwiegene Jahre. Biographische Erzählungen von Gefangenschaft und dem Leben danach*, Berlin.
- Frei, Norbert (2005): *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen*, München.
- Greiner, Bettina (2006): *Der Preis der Anerkennung. Zur Debatte über den Erinnerungsort der Speziallager*, in: Petra Haustein (Hg.): *Instrumentalisierung, Verdrängung, Aufarbeitung. Die sowjetischen Speziallager in der gesellschaftlichen Wahrnehmung 1945 bis heute*, Göttingen, 114-132.
- Herbert, Ulrich (1992): *Zweierlei Bewältigung*, in: Ulrich Herbert und Olaf Groehler: *Zweierlei Bewältigung. Vier Beiträge über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten*, Hamburg, 7-27.
- Lehmann, Albrecht (1991): *Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990*, München.
- Maercker, Andreas und Matthias Schützwahl (1996): *Posttraumatische Belastungsstörungen bei ehemaligen politischen Inhaftierten der DDR: Symptomatik, verursachende und aufrechterhaltende Faktoren – die Dresden-Studie*, in: Stefan Priebe, Doris Denis und Michael Bauer (Hg.): *Eingesperrt und nie mehr frei. Psychisches Leiden nach politischer Haft in der DDR*, Darmstadt, 45-56.
- Neumann, Vera (1999): *Nicht der Rede wert. Die Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik. Lebensgeschichtliche Erinnerungen*, Münster.
- Niethammer, Lutz (1995): *Alliierte Internierungslager in Deutschland nach 1945. Vergleich und offene Fragen*, in: Christoph Jansen, Lutz Niethammer und Bernd Weisbrod (Hg.): *Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen*, Berlin, 469-492.
- Ochs, Eva (2006): *„Heute kann ich das ja sagen.“ Lagererfahrungen von Insassen sowjetischer Speziallager in der SBZ/DDR*, Köln.
- Otto, Wilfriede (1998): *Die Waldheimer Prozesse*, in: Sergej Mironenko, Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): *Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945-1950. Band 1 Studien und Berichte*, Berlin, 533-553.
- Plato, Alexander von (2006): *Internierung in Ost und West nach 1945. Elemente des Vergleichs der Opferhierarchien und Opferkonkurrenzen*, in: Petra Haustein (Hg.): *Instrumentalisierung, Verdrängung, Aufarbeitung. Die sowjetischen Speziallager in der gesellschaftlichen Wahrnehmung 1945 bis heute*, Göttingen, 100-113.
- Plato, Alexander von (2000): *Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss*, in: BIOS 13, 5-29.
- Plato, Alexander von (1998): *Zur Geschichte des sowjetischen Speziallagersystems in Deutschland. Eine Einführung*, in: Sergej Mironenko, Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): *Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945-1950. Band 1 Studien und Berichte*, Berlin, 19-75.
- Ritscher, Bodo (1993): *Spezlager Nr. 2 Buchenwald. Zur Geschichte des Lagers Buchenwald 1945-1950*, Weimar-Buchenwald.
- Scheliha, Wolfram von (2006): *Die sowjetischen Speziallager – ein Symbol des kommunistischen Unrechts in der publizistischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West bis zum Bau der Berliner Mauer*, in: Petra Haustein (Hg.): *Instrumentalisierung, Verdrängung, Aufarbeitung. Die sowjetischen Speziallager in der gesellschaftlichen Wahrnehmung 1945 bis heute*, Göttingen, 10-29.

- Schölzel, Christian (1998): Ungedruckte Quellen in deutschen Archiven und Bibliotheken zum Thema Speziallager, in: Sergej Mironenko, Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945-1950. Band 1 Studien und Berichte, Berlin, 83-96.
- Wember, Heiner (1991): Umerziehung im Lager. Internierung und Bestrafung von Nationalsozialisten in der britischen Besatzungszone Deutschlands, Essen.
- Werkentin, Falco (1998): Zur Dimension politischer Inhaftierung in der DDR 1949-1989, in: Klaus-Dieter Müller und Annegret Stephan (Hg.): Die Vergangenheit läßt uns nicht los. Haftbedingungen politischer Gefangener in der SBZ/DDR und deren gesundheitliche Folgen, Berlin, 139-152.

Zugzwänge des Erzählens

Zur Relation von Oral History und Literatur
am Beispiel von W.G. Sebalds Roman *Austerlitz*

Bettina Mosbach und Nicolas Pethes

1. Oral History und Literatur

In den jüngeren Diskussionen der Psychologie, der Geschichte und der Literaturwissenschaft hat es sich eingebürgert, zwei Forschungsgebiete als interdisziplinäre Schnittmenge aller drei Fachrichtungen zu betrachten: erstens die Formen und Funktionen kollektiver Gedächtnisbildung, zweitens die Analyse narrativer und metaphorischer Strukturen im Prozess der entsprechenden Rekonstruktionsversuche des Vergangenen. Erinnern und Erzählen sind, so scheint es, gleichermaßen von psychologischem, historischem und literarischem Interesse, insofern Vergangenheitsnarrative die Konstitution subjektiver wie sozialer Identitäten (Polkinghorne 1988, Straub 1998), die Beschreibung historischer Erfahrungswelten (White 1991, White 1990) und die Struktur fiktionaler Erzähltexte (Nünning 1995, Ertl/Nünning 2005) prägen.

Die Affinitäten zwischen narrativer Psychologie, Geschichtswissenschaft und Literatur scheinen auf der Hand zu liegen und insbesondere für die Praxis der Oral History einschlägig zu sein, insofern der Schwerpunkt hier auf dem Erfahrungsaspekt von Geschichte liegt: Die Befragung der Zeitzeugen historischer Prozesse evoziert die narrative Entfaltung subjektiv erlebter Geschichte. Diese Dimension musste in der klassischen Geschichtsschreibung weitgehend ausgeblendet bleiben, da ihr weder psychologische Konzepte der Subjektkonstitution noch narratologische der Erzählkonstruktion zu Gebote standen.

Der damit zusammenhängende Mangel wurde innerhalb der Oral-History-Forschung mit Blick auf die Psychologie durchaus behoben: Zum einen, indem die Theorie der Oral History die individual- wie sozialpsychologischen Voraussetzungen und Konsequenzen der Interview-Situation reflektiert hat, insbesondere hinsichtlich des Vorwurfs der Konstruktion und Subjektivität derartiger Quellen. So beschreibt etwa Fritz Schütze das Ideal des biographischen Interviews als eine freie Stegreiferzählung, in deren Verlauf sich der erzählende Interviewpartner selbst unter charakteristische „Zugzwänge“ setzt. Demzufolge entstehen die biographischen Erzählungen im Kontext eines Interviews nicht zuletzt durch eine in der interviewspezifischen Interaktion begründete Erwartungshaltung, dass eine Geschichte auf einen Abschluss hin erzählt wird (Kallmeyer/Schütze 1977). Zum anderen hat die psychologische Forschung Erinnerungsprozesse in solchen Befragungszusammenhängen beleuchtet. Besondere Aufmerksamkeit erregte dabei das Phänomen der nachträglichen Konstruktion einer vermeintlich erinnerten Vergangenheit (Welzer 2002). Es bestätigt die grundsätzliche

psychologische Einsicht, dass Erinnerungen von Einbildungen überlagert werden, die von Freuds Beobachtung von Deckerinnerungen über Bartletts Theorie schemabasierter Verzerrungen und den *misinformation effect* bis hin zur *false-memory*-Debatte über Zeugenaussagen in Missbrauchsprozessen reicht (Schacter 1995). Die amerikanische Psychologin Marianne Hirsch hat für diese Zusammenhänge das Schlagwort der *postmemory* geprägt, worunter sie Erinnerungen an Ereignisse versteht, die einem lediglich erzählt wurden, die man aber durch die wiederholten Erzählungen für selbst erlebt hält (Hirsch 1997, Loftus 1999).

Dieser unmittelbaren und durchaus problembewussten Kooperation von Psychologen und Historikern zu den Problemen der Zeitzeugenbefragung stehen auf Seiten der Affinitäten zwischen Oral History und literarischen Erzähltexten noch keine vergleichbaren Untersuchungen zur Seite. Dies ist umso erstaunlicher, als die Kategorien der Subjektivität und der Erzählung in beiden beteiligten Disziplinen mittlerweile ohne Einschränkung als interdisziplinäres Forschungsfeld angesehen werden (Nünning 2002). Es scheint, dass sich diese Ansicht auf die Übereinkunft beschränkt, dass es sich bei der narrativen Identitätskonstitution um einen gleichermaßen historisch wie literarisch relevanten Prozess handelt. Die Frage, inwieweit literaturwissenschaftliche Einsichten über Erzählstrukturen die Analyse von Zeitzeugeninterviews befördern könnten, oder ob umgekehrt die Kenntnis der Oral History dem Verständnis literarischer Texte dienlich wäre, wurde weder in der Geschichts- noch in der Literaturwissenschaft je explizit gestellt.¹

Der vorliegende Beitrag möchte diese Frage aus literaturwissenschaftlicher Sicht aufgreifen und anhand eines Beispiels zeigen, welche Konsequenzen es für unser Verständnis von Literatur und Geschichte haben kann, wenn sich in einem literarischen Text Strukturen und Probleme der Oral History nachweisen lassen. Dieser Nachweisversuch stößt insofern auf ein breites Untersuchungsfeld, als viele Texte der jüngsten Gegenwartsliteratur dokumentarische Verfahren im Rahmen ihrer ästhetischen Repräsentation vergangener Ereignisse einsetzen. Photographien und Dokumente werden mit fiktionalen, oftmals autobiographisch geprägten Erzähltexten verschaltet. Im Zentrum dieser Texte steht vielfach die Rekonstruktion einer Familiengeschichte, die ihrerseits im Zusammenhang mit einer Verortung der persönlichen Autobiographie steht – eine Literarisierung des kommunikativen Gedächtnisses also, die sich in einer spezifischen Virulenz des Generationenromans in der Gegenwartsliteratur niederschlägt (Eigler 2005, Assmann 2007, 72-95). Derartige genealogische Recherchen geben einen Erzählrahmen vor, in dem verschiedene Konstellationen einer mündlichen Übermittlung von Vergangenheit inszeniert werden. Nicht selten besteht eine solche Konstellation aus einer Gesprächs- oder expliziten Interviewsituation zwischen Vertretern verschiedener Generationen – so z.B. im Fall der Befragung von Gesine Cresspahl durch ihre Tochter Marie zur Geschichte ihrer Familie von der Weimarer Republik über das Dritte Reich bis in die DDR in Uwe Johnsons *Jahrestagen* (1972-1982; vgl. Butzer 1998).

¹ Gleiches gilt auch für die Bezüge zwischen narrativer Psychologie und literarischer Narratologie, die zwar allenthalben gesehen und in ihrer Bedeutung für die Differenzierung von Identitätskonzepten hervorgehoben werden, dabei aber den Stellenwert dieser Parallelen für das Verständnis literarischer Texte eigentümlich offen lassen (Meister 2005). Nicht zuletzt deshalb beharren Autoren wie Dieter Thomä (2007) auch auf der kategorialen Differenz zwischen alltäglichem und literarischem Erzählen.

Auch der Roman *Austerlitz* des 2001 verstorbenen Literaturwissenschaftlers und Schriftstellers W.G. Sebald, der im folgenden auf das umrissene Problemfeld bezogen werden soll, inszeniert eine Gesprächskonstellation, die der eines biographischen Interviews verwandt ist: Ein Ich-Erzähler, dessen Identität mit dem Autor durch Anspielungen suggeriert wird, begegnet im Laufe von dreißig Jahren auf verschiedenen Reisen wiederholt einem Mann namens Jacques Austerlitz, der ihm bei einer Begegnung in den 1990er Jahren die eigene Lebensgeschichte zu erzählen beginnt. Austerlitz ist jüdischer Abstammung und wurde 1939 im Alter von fünf Jahren durch einen britischen Kindertransport vor der Deportation aus Prag gerettet. Das Kind wächst unter anderem Namen bei christlichen Pflegeeltern in Wales auf und verliert, traumatisiert durch seine plötzliche Entwurzelung, jede Erinnerung an die eigene Herkunft und an die zurückgelassenen Eltern. Seinen richtigen Namen – nicht aber seine Herkunft – erfährt Austerlitz am Ende der Schulzeit. Als Bauhistoriker spezialisiert sich der Protagonist auf die Geschichte von Festungsarchitekturen, wobei die jüngere Zeitgeschichte aus seinen Forschungen explizit ausgeblendet bleibt. Im fortgeschrittenen Erwachsenenalter führt schließlich ein Nervenzusammenbruch zur fragmentarischen Bewusstwerdung der vergessenen Vorgeschichte. Erinnerungsbruchstücke führen Austerlitz auf die Spur seiner Herkunft nach Prag, wo er auf seine frühere Gouvernante trifft. Sie erzählt ihm die vergessene Geschichte seiner Kindheit und die seiner Eltern, die bald nach seiner Verschickung deportiert wurden.

Die autobiographische Erzählung des Protagonisten wird eingerahmt und vermittelt durch die Erinnerungserzählung des Ich-Erzählers, der seine Reisen und die Umstände seiner Begegnungen mit Austerlitz rekapituliert. So wird Austerlitz' Autobiographie, die den weitaus größten Teil des Textes einnimmt, ausschließlich durch den Ich-Erzähler verbürgt, der sie über weite Strecken in Form unmarkierter direkter Rede reproduziert. Die obenstehende Zusammenfassung der Biographie führt insofern in die Irre, als Austerlitz' Lebenserzählung gerade nicht chronologisch strukturiert ist. Sie beginnt vielmehr bei der Kindheit in Wales und führt über den Prozess seiner späten Bewusstwerdung auf die Recherche seiner Prager Vorvergangenheit; den Abschluss bildet die unvollständige Rekonstruktion des Schicksals der Eltern. Diesen Plot, den Austerlitz als die Enthüllung seiner ‚wahren‘ Identität ankündigt, reproduziert die Wiedergabe von Austerlitz' Autobiographie durch den Ich-Erzähler.²

Bereits dieser kurze Vorblick auf Sebalds Roman weist auf das zweite Anliegen des vorliegenden Beitrags hin: Es geht uns nicht in erster Linie darum, die sinnfälligen Parallelen zwischen Oral History und fiktionaler Literatur aufzuzeigen, vielmehr soll darüber hinaus eine alternative Form der Reflexion auf die Vermittlung historischer Erfahrung profiliert werden, wie sie in literarischen Texten zu finden ist. Vordergründig lässt sich die Inszenierung in Sebalds Roman auf das in der Oral-History-Forschung entworfene Modell des narrativen Interviews abbilden, und diese Analogien zwischen literarischer Darstellung und historiographischer Methode werden zunächst auch aufzuzeigen sein. Anschließend ist aber danach zu fragen, *welche* und *wessen* Erzählung im Rahmen der Erzählkonstruktion von *Austerlitz* zur Darstellung gebracht wird. Dabei soll deutlich werden, dass Sebalds Inszenierung einer biographi-

2 W.G. Sebald: *Austerlitz*, München 2001. Zitate aus diesem Roman werden im laufenden Text mit der Sigle A und der Seitenzahl nachgewiesen. Zum Stellenwert des Romans in Sebalds Oeuvre vgl. Fuchs 2004 und Mosbach 2007.

schen Erinnerungserzählung den Momenten der Konstruktion und Subjektivität, die häufig als Einwand gegen Oral-History-Quellen angeführt werden, eine produktive Funktion zuweist und so einen Gegenentwurf zu einer ‚objektivierenden‘ Rekonstruktion historischer Prozesse offeriert.

Auf diese Weise zielt der vorliegende Beitrag neben dem Aufweis der engen Verflechtung von Oral History und Literatur in der Gegenwartsliteratur vor allem auf eine Differenzierung des Begriffs der Erzählung, der auf den ersten Blick eine Schnittmenge zwischen Geschichte und Literatur darzustellen scheint, insofern narrative Strukturen ein zentrales Erinnerungsmedium von Gesellschaften markieren. Eine genaue Analyse der Erzählformen eines literarischen Texts wird aber zeigen, dass literarische Erzählungen geeignet sein können, den Erwartungen an eine historische Erzählung gerade entgegengenzulaufen, so dass gültige Versionen des kulturellen Gedächtnisses differenziert werden können.

2. Erleben und Erzählen in der Literatur zu Weltkrieg und Holocaust

Das Beispiel *Austerlitz* eignet sich zur Veranschaulichung dieses Zusammenhangs nicht zuletzt deshalb, weil sein Plot auch die zentrale inhaltliche Verbindung zwischen Oral History und Literatur aufweist: Ein Hauptbezugsfeld der Oral-History-Forschung wie der Gegenwartsliteratur in Deutschland ist der Zeitraum des Nationalsozialismus, des Holocaust, des Zweiten Weltkriegs sowie der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft. Dieser Zeitraum ist nicht deshalb bevorzugter Anlass für Zeitzeugenbefragungen, weil man über keine anderweitigen Quellen verfügte. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass die genannten Perioden und Ereignisse das persönliche Erleben der Beteiligten so intensiv geprägt haben, dass die Geschichtsschreibung sich nicht auf verallgemeinernde Rekonstruktionen beschränken kann. Oder anders formuliert: Es gibt eine weitreichende Übereinkunft, dass die Etablierung eines kulturellen Gedächtnisses der vielfältigen Katastrophen des 20. Jahrhunderts auf die Dimension des kommunikativen Gedächtnisses nicht verzichten kann (Welzer 2002, Assmann 2007).

Die Funktion dieses kommunikativen Gedächtnisses wird dabei allerdings durchaus ambivalent gesehen: Einerseits soll der Bezug auf konkrete Lebensgeschichten die abstrahierende und referenzlose Allgemeinheit offizieller Erinnerungsformen kompensieren. Andererseits ist in der Debatte über den Holocaust immer wieder betont worden, dass hier die Erzählung individueller Schicksale gerade nicht möglich sei: Auschwitz markiert eine Krise des kollektiven Gedächtnisses, weil es in keine einheitliche Geschichtserzählung integriert oder in ein Erklärungsangebot gebannt werden kann. Es markiert aber überdies eine Krise des individuellen Gedächtnisses, insofern die Opfer von Auschwitz Opfer auch in dem Sinne sind, dass sie ihre Geschichte nicht mehr tradieren konnten. Der Erinnerung an Auschwitz ist eine Grenze gezogen, die genau darin besteht, dass Auschwitz die Zeugen seiner Geschichte sehr weitgehend vernichtet hat. Auf diese Weise haben Philosophen wie Theodor Adorno oder Jean-François Lyotard die Negativität bzw. Undarstellbarkeit dieser Geschichtserfahrung betont (Tholen/Weber 1997). Der Holocaust wäre demnach zugleich Hauptgegenstand *und* Grenze der Oral History.

Angesichts dieser Infragestellung der Möglichkeit sowohl einer offiziell-kollektiven wie einer mündlich-individuellen Geschichtserzählung könnte man nun

die Ansicht vertreten, dass gerade fiktionale Darstellungen dieser Problemkonstellation nicht gerecht werden. Demgegenüber soll im folgenden argumentiert werden, dass die Literatur diese Konstellation zu reflektieren vermag, indem sie sie zu einer spezifischen Erzählstruktur fügt. W.G. Sebald ist für diese Annahme nicht nur aufgrund seines literarischen Werks beispielhaft, sondern auch, weil er sich theoretisch zur Frage nach der Erzählbarkeit biographischer Grenzerfahrungen geäußert hat. So gehen Sebalds Zürcher Poetikvorlesungen *Luftkrieg und Literatur* von 1997 von der Beobachtung aus, dass die Bombardements deutscher Städte in den letzten beiden Kriegsjahren als Ereignis trotz – oder gerade wegen – ihrer Intensität im Erinnerungshaushalt der Gemeinschaft ohne Rahmen oder Adresse und in der Folge ohne Darstellung geblieben sind.³ Erzählungen über den Zweiten Weltkrieg thematisierten diese existentiell vermutlich unvergleichliche Erfahrung nicht oder wenn, dann nur in unangemessenen Mythisierungen und Stereotypisierungen: „Die in der Geschichte bis dahin einzigartige Vernichtungsaktion ist in die Annalen der sich neu konstituierenden Nation nur in Form vager Verallgemeinerungen eingegangen, scheint kaum eine Schmerzspur hinterlassen zu haben im kollektiven Bewußtsein“ (LL 11 f.).

Demnach wäre im Falle der Bombardierung deutscher Städte 1944 und 1945 das Zeugnis der Überlebenden unerzählt geblieben. Sebalds Hinweise auf die alle bisherigen Wahrnehmungs- und Erlebensdimensionen sprengende Intensität der Feuerstürme schließen dabei implizit an den Undarstellbarkeitstopos der ästhetischen Theorie des Erhabenen an, den Lyotard (1989) für die Geschichtsschreibung ‚nach Auschwitz‘ aufgegriffen hat. Für die Frage nach der Funktion der Oral History für diese Zusammenhänge ist dabei besonders Sebalds Feststellung von Interesse, dass „den Berichten derer, die mit dem blanken Leben davongekommen sind, [...] in aller Regel etwas Diskontinuierliches an[hafte], eine eigenartige erratische Qualität, die so unvereinbar ist mit einer normalen Erinnerungsinstant, daß sie leicht den Anschein von Erfindung und Kolportage erweckt.“ (LL 31 f.)

Sebald behauptet damit nichts weniger, als dass gerade „Augenzeugenberichte“ den Eindruck eines „irgendwie Unwahr[e]“ erwecken (LL 32).⁴ Zeitzeugenberichte wären dieser Beobachtung zufolge im Fall katastrophischer Ereignisse gerade nicht der Schlüssel zu einer angemessenen Rekonstruktion der Vergangenheit. Statt dessen schreibt Sebald der Literatur die Potenz einer angemessenen Repräsentation des Katastrophalen bzw. eine Kompensation des „Überlieferungsdefizits“ (LL 16) aus der überforderten Erfahrung zu. Um so schwerer wiegt für Sebald angesichts der damit einhergehenden Verpflichtung der Literatur auf die Füllung dieser Gedächtnislücke,

3 W.G. Sebald: *Luftkrieg und Literatur*, München 1999. Zitate aus dieser Ausgabe werden im laufenden Text mit der Sigle LL und der Seitenzahl nachgewiesen. Die implizite Analogisierung des Diskurses über die Opfer des Holocaust mit denjenigen der alliierten Bombenangriffe, der Sebalds Vorlesung nicht zuletzt durch die Anspielung auf den von Lyotard in die Debatte eingebrachten Undarstellbarkeitstopos Vorschub leistet, wurde im Anschluss an die Vorlesung kritisch diskutiert und von Sebald in der Druckfassung (LL 85) entsprechend kommentiert. Vgl. zum Problemkomplex Niven 2006.

4 Zu Sebalds Konzeption des „Authentischen“ in *Luftkrieg und Literatur* vgl. Volkening 2007. Die ‚Unwahrheit‘ von Augenzeugenberichten, die sich aus einer nachträglichen Überformung der Erfahrung durch spätere Überlieferungen ergibt, wird dabei auch in der Oral-History-Forschung thematisiert. In einem früheren BIOS-Beitrag fokussiert Alexander von Plato (2007) solche Überformungen dezidiert im Hinblick auf die Zeugenschaft des Luftkriegs. Demzufolge berichten viele Augenzeugen des Bombardements von Dresden übereinstimmend von der Verfolgung durch Tiefflieger in der brennenden Stadt, obgleich eine solche Praxis aufgrund der Sichtverhältnisse in der brennenden Stadt auszuschließen ist.

dass die Literatur der Nachkriegszeit die Kriegereignisse entweder ignoriert oder aber metaphysisch überformt hat. Als angemessene Form der Überlieferung des Geschehenen akzeptiert Sebald lediglich die dokumentarische Prosa von Hubert Fichte und Alexander Kluge.⁵ Es ist Sebald zufolge mithin eine spezifische Form des literarischen Schreibens, die der Aporie der Undarstellbarkeit der Geschichte zu begegnen und das Problem der ‚Unerzählbarkeit‘ der individuellen Erinnerung zu kompensieren vermag.

Indem Sebald Formen der ästhetischen Konstruktion im Hinblick auf das Ereignis der Zerstörung nicht nur zulässt, sondern gegenüber Augenzeugenberichten sogar favorisiert, nimmt er eine eigentümliche Neuperspektivierung der Debatte über Zeitzeugenberichte und Erzählstrukturen vor: Das Problem, dass Zeugenaussagen subjektive Konstruktionen, wenn nicht gar unbewusste Erfindungen sein können, ist im Fall fiktionaler Texte noch potenziert – allerdings unter anderen Vorzeichen. Denn die literarischen Konstruktionen lassen sich mit psychologischen Modellen des Erinnerungserzählens kaum angemessen beschreiben: In der *narrative psychology* und ihren *false-memory*- und *postmemory*-Diagnosen bleibt der Träger der ‚erfundenen‘ Erinnerungen ein passiv Getäuschter bzw. Infiltrierter. Damit unterscheidet sich dieses Phänomen aber offensichtlich von dem literarischen Verfahren einer aktiven, möglicherweise anmaßenden, Restitution unverfügbar gewordener Erinnerungen. Im Fall der literarischen Fiktion geht es nicht um eine schleichende Infiltrierung des Gedächtnisses durch fremde Geschichten oder erlittene Suggestionen, sondern um eine bewusste Konstruktion.

Wie zu zeigen sein wird, inszeniert W.G. Sebalds Roman *Austerlitz* die Konstruktion von Erinnerungen im Sinne ihrer Überlagerung durch nachträgliche Ereignisse und Erzählungen in einem autoreflexiven Verfahren, das im folgenden unter dem Vorzeichen der ‚Überblendung‘ beschrieben wird. Der literarische Text tritt damit einerseits in Beziehung zur Oral History, deren Projekt Alexander von Plato als die Rekonstruktion einer „verarbeitete[n] Geschichte“ identifiziert hat (von Plato 2007, 133). So hat von Plato am Beispiel der Verankerung der Bombardierung Dresdens im Gedächtnis der Zeitzeugen auf die Schwierigkeit hingewiesen, im Fall eines Ereignisses, das durch öffentliche Diskurse vielfältig politisch und ideologisch überlagert wurde, „an das ‚eigentlich‘ Erlebte heran[zu]kommen.“ Dabei erkennt er in der Untersuchung der „Wirkung solcher späterer Debatten auf das Erlebte und die Erinnerungen daran“ die entscheidende Herausforderung erfahrungsgeschichtlicher Forschung. (von Plato 2007, 123)⁶ Andererseits muss das Interesse einer Analyse dieser

5 James E. Young hat in seiner wegweisenden Studie gegen diese dokumentarische Poetik äußerst kritisch eingewandt, sie suggeriere die Möglichkeit einer authentischen Darstellung des Geschehenen und bleibe damit unreflektiert einer Ideologie des ‚Realen‘ verhaftet (Young 1992, 108, 121, 133). Nichtsdestotrotz sieht Young aber durchaus die Möglichkeit „fiktionale Diskurse mit einer eigenen Autorität des Zeugnisses auszustatten“ (ebd., 91), und zwar immer dann, wenn literarische Texte die rhetorische Konstruiertheit des Dokumentarischen reflektierten. In Fall einer solchen Reflexion verstünden sich diese Texte nicht als historische Berichte, sondern als Literatur, die Dokumente in narrativen Kontexten rahmt.

6 Dass sich Projekte der Oral-History-Forschung in der Praxis durchaus nicht auf die Erforschung der verarbeiteten Geschichte beschränken, wird jedoch auch aus von Platos Ausführungen deutlich, die hinsichtlich des Status von Zeitzeugenberichten innerhalb der historiographischen Forschung unentschieden bleiben. Die Vorstellung, „Erinnerungen seien eine wesentliche Quelle, um die Realgeschichte, die Fakten bestimmter Ereignisse, ihrer Daten und Fakten zu rekonstruieren“, bezeichnet er zunächst als ein „Missverständnis“ (von Plato 2007, 133). Abschließend hebt er jedoch den Wert von Zeitzeugenerzäh-

dem literarischen Text und dem historiographischen Projekt gemeinsamen Struktur der Überformung darin bestehen, die jeweils unterschiedliche Funktion der Textform einer Befragung historischer Zeitzeugen über traumatische Ereignisse bzw. der Reflexion der Überformungen ‚ursprünglicher‘ Erfahrung durch nachträgliche Einflüsse in deren Berichten herauszuarbeiten.

Die historiographische Methode einer mündlich erfragten Geschichte lässt sich dabei programmatisch auf die Überlegung zurückführen, dass die Überlagerungen der historischen Erfahrung im Gedächtnis als solche identifiziert und in einem abwägenden Verfahren gewissermaßen ‚abgetragen‘ werden können. Arndt-Michael Nohl präzisiert die Figur der Überlagerung des Erlebten im Interview als eine „Überformung der erzählten Zeit durch die Erzählzeit (die Zeit des Interviews)“, die sich „zeigt“ in den „argumentativen Einlassungen der Interviewten, mit denen sie die erzählte Erfahrung gegenüber dem Interviewer zu plausibilisieren versuchten.“ (Nohl 2006, 30). Demnach biete sich die Erfahrung des interviewten Zeitzeugen dem Interviewer „zwar überformt [...] von der zum Zeitpunkt der Erzählung sich vollziehenden Erfahrungsrekapitulation“ dar; diese „Überformung“ ist für den Interviewer aber prinzipiell „als solche erkennbar“ (Bohnsack 2003, 102 f.). Innerhalb dieser Sichtweise ermöglicht es die präzise Analyse der Zeitzeugenerzählung und die Abwägung dieser gemeinsam produzierten Quelle gegen andere historische Quellen und die auf das Ereignis bezogenen Diskurse, den Modus des Ereignisses von der Form seiner erinnernden Erzählung zu differenzieren. Die Annäherung an das „eigentlich Erlebte“, an das die Oral History „herankommen“ möchte, vollzieht sich über die Abspaltung seiner Überformungen, die sich als nachträgliche Effekte auswerten lassen.

Demgegenüber tritt in W.G. Sebalds Roman *Austerlitz* an die Stelle einer passiven Gedächtnistäuschung der aktive Entwurf ‚fremder‘ bzw. unverfügbarer Erinnerungen in der Form einer irreduziblen Synthese. (Re)konstruiert wird zum einen das Gedächtnis des Protagonisten durch diesen selbst, zum anderen der Erinnerungsbericht des Protagonisten durch den Ich-Erzähler. In einem autoreflexiven Verfahren simuliert dieser Entwurf, wie zu sehen sein wird, den Prozess einer Infiltration mentaler Repräsentationen durch nachträgliche Ereignisse, Erzählungen und Reflexionen. Diese Simulation zielt jedoch weder auf das Moment einer Verfälschung von Erfahrung, noch auf einen skeptischen Kommentar zur Möglichkeit ‚wahrhafter‘ Vergangenheitskonstruktion. Vielmehr wird die assoziative Überlagerung des Erlebten durch eigene und fremde Erinnerungen selbst im Sinne einer essentiellen, unhintergehbaren Prozessierung von Erfahrungsqualitäten reflektiert. Gerade die Entstellung der ‚authentischen‘ Erfahrung im Prozess ihrer fortgesetzten Transkription und Vermittlung eröffnet demnach einen kognitiven Zugang zur Mechanik historischer Prozesse. Die Umschrift inkommensurabler Geschichtserfahrungen im Zuge ihrer erinnernden Erzählung inszeniert der Roman so als eine Entstellung der historischen Erfahrung, durch die sie allererst erkennbar und reflektierbar wird.

lungen auch für die Rekonstruktion einer „Geschichte der ‚facts and figures‘“ (ebd., 136) hervor und nimmt sie gegen eine kategorische Diskreditierung in Schutz. Die These einer generellen Unzuverlässigkeit solcher Erinnerungsberichte bezeichnet von Plato als einen (Gegen-)Mythos (ebd., 134).

3. Überschneidung und Interpolation als Verfahren literarischer Geschichtskonstruktion

Inwiefern ist es aber nun sinnvoll, dieses Erzählverfahren als spezifisch literarisches abzugrenzen? Hinweise hierzu finden sich wiederum in einer Passage aus Sebalds Vorlesung *Luftkrieg und Literatur*, in der der Verfasser seine eigene Biographie in Relation zu dem skizzierten Problemzusammenhang setzt: „Ich habe meine Kindheit und Jugend in einer von den unmittelbaren Auswirkungen der sogenannten Kampfhandlungen weitgehend verschonten Gegend am Nordrand der Alpen verbracht. Bei Kriegsende war ich gerade ein Jahr alt und kann also schwerlich auf realen Ereignissen beruhende Eindrücke aus jener Zeit der Zerstörung bewahrt haben. Dennoch ist es mir bis heute, wenn ich Photographien oder dokumentarische Filme aus dem Krieg sehe, als stammte ich, sozusagen, von ihm ab und als fiele von dorthier, von diesen von mir ganz und gar nicht erlebten Schrecknissen, ein Schatten auf mich, unter dem ich nie ganz herauskommen werde.“ (LL 76 ff.) Das hier zur Debatte stehende Problem ist damit unmittelbar angesprochen: Der Autor Sebald gibt an, zu einer Zeit, über die er schreiben will, bereits gelebt zu haben, aber aus Altersgründen über keine Erinnerungen zu verfügen. Für die Kompensation dieser Erinnerungslücke wählt er zwei Referenzen: Das eine ist das medial gespeicherte kulturelle Gedächtnis an die Kriegsjahre, das ihm aber nur Bilder von Ereignissen liefern kann, die er nicht selbst erlebt hat. Sie dienen aber als Auslöser für die zweite Referenz, die die Erinnerungslücke zu füllen hilft. Diese zweite Referenz wird durch die Konstruktion eines assoziativ ausgelösten, aber genealogisch begründeten Zusammenhangs zwischen den Bildern und Sebalds Leben etabliert.

Wenige Seiten später präzisiert Sebald, wie man sich diese von photographischen Aufnahmen ausgelöste Wahrnehmung des Schattens der Vergangenheit, der in die Gegenwart hereinragt, vorzustellen hat. Er verweist nämlich auf die Photographie der Besatzung eines Flugzeugs, das im Luftkrieg abgestürzt ist und an die Sebald naturgemäß wiederum keine Erinnerungen haben kann. Statt dessen heißt es: „Eines der vier Besatzungsmitglieder, die dabei ums Leben kamen, ein Oberleutnant Bollert, hatte denselben Geburtstag wie ich und war vom gleichen Jahrgang wie mein Vater. Soweit die wenigen Punkte, an denen sich mein Lebenslauf mit der Geschichte des Luftkriegs überschneidet.“ (LL, 83 f.) Der Schatten, der anhand von Bildern aus der Vergangenheit auf jemanden fällt, der keine Erinnerungen an diese Vergangenheit hat, besteht also gerade nicht in irgendwelchen vergessenen oder verdrängten Spuren, sondern in hochgradig kontingenten Konstellationen. Solche ‚Überschneidungen‘ zeigen sich nicht von selbst, sondern entstehen erst, indem man sie benennt. Es handelt sich dabei aber symptomatischerweise um unmittelbar biographische Daten aus Sebalds Familiengedächtnis, die auf diese Weise einer Photographie, die weder von ihm noch seinem Vater etwas zeigt, eingeschrieben werden.

Erinnerungen, die man nicht hat, gewinnt man demnach, indem man zwischen den Daten des eigenen Lebenslaufs und der überlieferten Vergangenheit Überschneidungen sucht – Überschneidungen allerdings, die nicht empirisch zu verallgemeinern sind, sondern sich der Willkür des Betrachters verdanken und die Sebald an anderer Stelle mit dem Modell einer algebraischen „Interpolation“ analogisiert hat: „Ich beschreibe das Leben anderer Leute, die in einem gewissen Verhältnis zu mir standen. Das ist so wie eine Gleichung in der Algebra. Wenn man sich selbst als x bezeichnet,

dann kann man ja den Wert von x bestimmen durch die anderen Faktoren der Gleichung, die bekannten. Die Unbekannte ist man selbst. Wenn man will, kann man aus dem Text extrapolieren, was das für ein Mensch ist.“ (Sebald/Poltronieri 1997, 144, vgl. Mosbach 2007, 38 f.) Dieses Verfahren einer autobiographischen Literatur als mathematische Ableitung formuliert dabei ausdrücklich keinen Anspruch auf Objektivität.⁷ Sebald positioniert sein eigenes Schreiben im konträren Paradigma einer Privatwissenschaft, die im Sinne der gezielten „Interpolation einer radikal subjektiven Erfahrung in diesen [jeweils erforschten] Diskurs“ betrieben wird (Sebald/Pralle 2001).

Der Begriff der Interpolation wird somit in Bezug auf Sebalds poetisches Verfahren in seiner zweifachen Denotation bedeutsam: im Sinne einer mathematischen Ermittlung unbekannter Leerstellen und im Sinne einer absichtsvollen Manipulation bestehender Texte und Diskurse. Als Akt der „unberechtigte[n] Einschaltung“ in einen fremden Text⁸ erscheint die literarische Interpolation zugleich unmittelbar legitimationsbedürftig: Der Einschluss der eigenen Subjektivität in die Ermittlung ist durch das Schreibverfahren selbst kenntlich zu machen. Folglich muss der literarische Erzähler „die Karten auf den Tisch legen“, wenn auch „auf möglichst diskrete Art“ (Sebald/Poltronieri 1997, 144).

Sebalds Vorlesung und Interviewaussagen suggerieren somit, dass die Literatur dem Projekt der Oral History nahesteht, indem sie wie diese der Rekonstruktion eines Familiengedächtnisses dient. Zugleich aber wird die Literatur als fiktionales Genre von dem Anspruch einer authentischen Zeitzeugenschaft abgegrenzt und statt dessen an scheinbar kontingente mediale Konstellationen und Interpolationen verwiesen, anhand derer die vergessenen Erzählungen Struktur gewinnen. Diese Ersetzung tatsächlicher Zeitzeugenschaft durch fiktionale Medienbezüge prägt auch die Erzählkonstruktion von Sebalds Roman *Austerlitz*, der im folgenden als Simulation und Kontrafaktur einer Oral-History-Interviewsituation gelesen wird.

Einen Zusammenhang zum beschriebenen Problemkomplex stellt insbesondere die Erzählkonstruktion des Romans her: Der Erzähler des Romans berichtet von seinen Begegnungen mit Jacques Austerlitz, der ihm erzählt, auf welche Weise er seine ihm unbekannte Herkunft und frühe Kindheitsgeschichte rekonstruiert hat. Damit liegt ein mehrfach verschachtelter Rekonstruktionsprozess vor, der einerseits verlorene, andererseits fremde Erinnerungen betrifft: Der Erzähler des Romans resümiert den Prozess, innerhalb dessen Austerlitz seine ursprüngliche Identität wiederherzustellen sucht. Innerhalb dieses Prozesses berichtet Austerlitz aber auch vom Versuch, die Lebensgeschichte seiner Eltern zu rekonstruieren und vor dem Vergessen zu bewahren. Und schließlich leistet der Roman *Austerlitz* auf diese Weise einen Beitrag zur

7 Vielmehr leitet Sebald in einem Interview eine dezidiert aufklärerische Funktion seiner Schreibart gerade aus ihrer Differenz zu einem geltenden Wissenschaftsideal ab, das die Subjektivität des Forschenden systematisch auszuschließen sucht (Daston/Gallison 2007). Als paradigmatisch für die Beschränkung der wissenschaftlichen Methode führt er das formale Verbot des Ich-Sagens im akademischen Diskurs an. Unter dem Gebot der Abstraktion werde eine „sich fortwälzende Akkumulation von Fach- und Sachwissen“ produziert, die als Materialsammlung jedoch „erst in dem Augenblick“ produktiv werden könne, „in dem wir unsere subjektive Erfahrung hineindenken in das von uns erforschte Umfeld“ (Sebald/Pralle 2001).

8 „Interpolation [...z]ion; lat.] die;-en: 1. das Errechnen von Werten, die zwischen bekannten Werten einer Funktion (2) liegen (Math.). 2. spätere unberechtigte Einschaltung in den Text eines Werkes“ (Duden Bd. 5, 1990).

Erinnerung an das Schicksal jüdischer Familien im Zusammenhang mit den Kindertransporten aus Wien und Prag in den Jahren 1938 und 1939, deren Überlebende sich erst 1989 organisiert haben und deren Geschichte erst zeitgleich mit Sebalds Roman historisch aufgearbeitet und damit für ein kollektives Gedächtnis verfügbar gemacht wurde (Benz/Curio/Hammel 2003).

Das heißt also: Die Romanfigur Austerlitz versucht, die Erinnerung an die eigene Herkunft und an die Eltern zu restituieren, der Erzähler versucht, die Wiederkehr von Austerlitz' Erinnerungen zu verbalisieren, und Sebald erinnert an die Geschichte der Kindertransporte. Damit betrifft Austerlitz' Suche das *individuelle*, sein Bericht an den Erzähler das *kommunikative* und Sebalds Romanprojekt das *kulturelle Gedächtnis*. In allen drei Fällen aber handelt es sich um ein Gedächtnis, über das die jeweils erinnernde Instanz nicht verfügt: Austerlitz verfügt nicht über das Gedächtnis seiner Eltern und auch nicht über das seiner eigenen Herkunft, der Erzähler verfügt nicht über Austerlitz' Gedächtnis und Sebald nicht über das der von ihren Eltern getrennten Kinder. In allen drei Fällen müssen daher fehlende Erinnerungen imaginiert werden, um sie – als *déjà vu*, als mündlicher Bericht oder als Roman – erzählen zu können. Man wird daher sagen können: Indem Sebald von einer Romanfigur erzählt, die verlorengegangene sowie ihm fremde Erinnerungen zu rekonstruieren versucht, reflektiert er sein eigenes Verfahren, die Lücken des kollektiven Gedächtnisses mit den Mitteln der Fiktion zu füllen.

Inwiefern ist ein Wissen über die Verfahrensweise der Oral History nun geeignet, diese Erzählstruktur eines literarischen Textes näher zu beleuchten? Zunächst scheinen beide durch einen gemeinsamen Unterschied von der klassischen Historiographie verbunden: Der Zeitzeugenbefragung wie dem Erzähler von *Austerlitz* geht es um die Rekonstruktion der subjektiv wahrgenommenen Handlungsmöglichkeiten bestimmter Personen bzw. Personengruppen in einer spezifischen historischen Konstellation. Oral-History-Projekte verzeichnen komplexe Begründungsmuster individueller Entscheidungen und Handlungsweisen und machen sie der Analyse zugänglich. Die Erzählungen der Zeitzeugen weisen dabei über ihre je individuelle Dimension hinaus, insofern sie zu anderen Zeugnissen und Quellen in Beziehung treten. Der Abgleich von Erfahrungsmustern, die in den Erzählungen zum Tragen kommen, ermöglicht es, eine unpersönliche Mechanik historischer Abläufe – ihre ‚Gewalt‘ – im Spiegel der subjektiv erlebten Handlungsmöglichkeiten von Betroffenen und Akteuren zu beurteilen.

Die Erzählstruktur von *Austerlitz* weist aber noch eine weitere Verbindung zur Oral History-Debatte auf, die sich aus dem problematischen Anspruch ergibt, der Geschichtsschreibung eine möglichst ‚authentische‘ Quelle bereitzustellen. Die Oral-History-Forschung leugnet dieses Problem der ‚Konstruiertheit‘ und ‚Subjektivität‘ mündlicher Erinnerungsentwürfe keineswegs, versucht es aber produktiv zu wenden, wenn etwa Herwart Vorländer (1990, 21) darauf hinweist, dass es sich bei den Zeugnissen einer mündlich erfragten Geschichte um eine von Interviewer und Interviewtem gemeinsam produzierte Quelle handelt, deren kommunikativen Entstehungsbedingungen bei der Auswertung mitzubedenken sind. Auch Harald Welzer beschreibt den subjektiven Beitrag des Interviewers zur Konstruktion der Zeitzeugenerzählung. Er propagiert eine Interviewtechnik, die das Interview einer ‚natürlichen‘ Gesprächssituation annähern soll, indem der Interviewer auf die Erzählung des Zeitzeugen spontan reagieren darf (Welzer/Moller/Tschuggnall 2002). Demgegenüber betont die tie-

fenhermeneutische Biographieforschung die unbewussten Interaktionsprozesse, wenn sie die Rolle des Interviewers unter Verwendung psychoanalytischer Konzepte („Übertragung“ und „Gegenübertragung“) analysiert (Jureit 1998, Blumer 1994). In den verschiedenen Ansätzen zu einer expliziten Selbstreflexion der kommunikativen Konstellation im Zeitzeugeninterview zeichnet sich somit eine modifizierte ‚Versuchsanordnung‘ ab, die den Forscher zunehmend auch zur Selbstbeobachtung instruiert und so zur Preisgabe persönlicher Befangenheiten sowie teilweise eigener biographischer Informationen nötigt (Klein 2000). In Studien, in denen diese Form der Selbstreflexion dominant wird, verschiebt sich der Fokus von der Lebenserfahrung des Interviewpartners hin zur Lebenserfahrung des Interviewers, wobei die persönliche Forschungsmotivation in manchen Berichten als Gegenstand eines Bewusstwerdungsprozesses regelrecht ‚inszeniert‘ wird (Klein 2000).

Wichtig an diesen Ansätzen ist, dass sie diejenige Konstellation in den Blick nehmen, die sich in einem fiktionalen Text als Erzählsituation beschreiben lässt, und entsprechend kann die Aufwertung der Instanz des Interviewers als Koproduzent der Erzählung auch in *Austerlitz* beobachtet werden. Der literarische Text macht dabei aber besonders deutlich, was in der Methodendiskussion zum narrativen Interview nicht in den Blick gerät: Die Momente der narrativen Überblendung, Überformung, Überschneidung und Interpolation betreffen nicht nur die Erzählung des erinnernden ‚Zeitzeugen‘ Jacques Austerlitz, sondern bereits die Erinnerungserzählung des Ich-Erzählers, der als Adressat und Vermittler von Austerlitz’ Erzählung fungiert. Das Besondere dieser zweifach verschachtelten Erinnerungskonstruktion ist, dass sie den Aspekt ihrer Faktur bzw. der nachträglichen Manipulation zwar ausstellt, ihn jedoch als wesentlich unhintergebar präsentiert. Die Ko-produktion von Interviewtem (Protagonist) und Interviewer (Erzähler) wird als eine Synthese differenter Erfahrungsmuster entworfen.

4. Erinnerungskonstruktion in Austerlitz

Im Zentrum der folgenden Lektüre des Romans *Austerlitz* steht die Erzählkonstruktion, die weniger den Rahmen als den Kern des Textes bildet. Der Protagonist Austerlitz erzählt seine Familiengeschichte und die Umstände ihrer Entdeckung dem deutschen annähernd gleichaltrigen Ich-Erzähler, dem er bei ihrer letzten Begegnung im Jahr 1996 zudem einen Fundus persönlicher Photographien „überantwortet“ (A 11). Der Ich-Erzähler tritt auf diese Weise als der Vermittler der ihm anvertrauten Geschichte auf, wobei der Eindruck entsteht, dass es sich bei den an vielen Stellen in den Erzähltext eingefügten Photographien um die erwähnten Bilder des Protagonisten handelt. Vor allem aber ergibt sich eine Verschachtelung zweier Erzählbewegungen, derjenigen Austerlitz’ und derjenigen des Erzählers, die die erste wiedergibt. In Bezug auf Austerlitz’ Lebenserzählung verhält sich der Ich-Erzähler dabei wie ein ‚neutrales‘ Medium. Weder unterbricht er Austerlitz’ Erzählfluss durch Fragen, noch streut er empathische oder skeptische Reflexionen ein. Die kommunikative Konstellation erscheint insofern analog zur Konzeption eines biographischen Interviews, die den Interviewer anweist, den Erzählenden während der ersten Gesprächsphase nicht zu unterbrechen oder fragend zu lenken.

Der anonyme Ich-Erzähler fungiert mithin als übergeordnete Erzählinstanz, deren eigene Biographie im Text fast vollständig ausgespart bleibt und die als Gegenüber

und als Vermittler von Austerlitz' biographischer Erzählung auftritt. Dieser Erzähler, der seine Bekanntschaft mit Austerlitz im zeitlichen Abstand von bis zu dreißig Jahren rekapituliert, exponiert sich gleich auf den ersten Seiten des Buchs als höchst unzuverlässiges Erinnerungsmedium – als eines nämlich, dem die Bilder „in [s]einem Gedächtnis im Laufe der Jahre durcheinandergeraten [sind]“ (A 8). Das ‚Durcheinander‘ seiner Erinnerungen bezieht der Erzähler konkret auf die ‚verkehrte‘ Vergegenwärtigung zweier Räume, die er vor dreißig Jahren betreten hat. Es handelt sich um den dämmrigen Wartesaal des Antwerpener Bahnhofs einerseits und einen „unmittelbar neben dem Zentralbahnhof“ (A 6) gelegenen Nachtzoo andererseits. Der Versuch des Erzählers, diese beiden Orte in der Erinnerung aufzurufen, evoziert einen paradoxen Effekt, bei dem die Vorstellung des einen Raums unwillkürlich das Bild des jeweils anderen erscheinen lässt: „Versuche ich diesen Wartesaal heute mir vorzustellen, sehe ich sogleich das Nocturama, und denke ich an das Nocturama, dann kommt mir der Wartesaal in den Sinn“ (A 8). Obwohl dem Erzähler die beiden Räume in der Erinnerung nicht ‚vor Augen stehen‘, gibt er dennoch eine minutiöse Beschreibung. Als „nahe liegende“ Örtlichkeiten erscheinen Nocturama und Wartesaal hierbei nicht nur im räumlichen Sinne; aufgrund frappierender Analogien scheinen die Räume ineinander enthalten zu sein. In chiasmatischen Satzstrukturen, die den Effekt der bildlichen Vertauschung sprachlich reflektieren, entwickelt der Erzähler vielfältige Assoziationen zwischen den Räumen und erfasst schließlich die verwirrende Unverfügbarkeit ihrer Bilder mit der Metapher einer „Überblendung“ (A 9).

Der filmische Begriff der „Überblendung“ bezeichnet indessen eher eine flüchtige, transparente Überlagerung zweier Bilder als die vom Erzähler behauptete Vertauschung. Die Platzierung der Metapher am Anfang des Textes hat insofern programmatischen Charakter, als sie den Prozess einer unwillkürlichen ‚Infiltration‘ mentaler Repräsentationen vor die Erinnerungskonstruktion der Erzählinstanz setzt. Der Aufenthalt des Erzählers im Antwerpener Nocturama und Bahnhof „in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre“ (A 5) eröffnet den Roman und geht der ersten Begegnung mit Austerlitz im Wartesaal des Bahnhofs unmittelbar voraus. Indem der Entwurf eines unkontrollierten Ineinander-Übergehens vergangener Wahrnehmungen deren wechselseitige Affizierung nahe legt, stellt er die Verlässlichkeit logischer Relationen innerhalb der erzählerischen Erinnerungskonstruktion insgesamt in Frage. Denn ob die Ähnlichkeit zwischen Nocturama und Wartesaal die *Ursache* ihrer späteren Überblendung ist oder vielmehr deren nachträglicher *Effekt*, ist rückblickend nicht sicher zu entscheiden.⁹ Die Verunsicherung logischer und zeitlicher Relationen, die sich aus dem Prinzip der Überblendung ableitet, erfasst suggestiv die gesamte Erinnerungserzählung der Ich-Figur, die am Ende des Romans, nach der letzten Begegnung mit Austerlitz im Jahr 1997 noch einmal das Antwerpener Nocturama besucht (A 412). Die zyklische Rückkehr unterstreicht die subtile Implikation des Textes, dass auch die

9 Unterstrichen wird die Verunsicherung dieser Kausalität durch die vage Argumentation, mit der der Erzähler den Erinnerungseffekt der Überblendung zu rationalisieren versucht: „wahrscheinlich weil [...] vielleicht durch den Tiergartenbesuch und den Anblick des Dromedars in mir ausgelöster Gedanke [...] aufgrund von dergleichen [...] Ideen ist es wohl gewesen, daß [...]“ (A 9). Einerseits wird die Verwechslung der Erinnerungsbilder auf „dergleichen, in Antwerpen sozusagen von selbst sich einstellenden Ideen“ (A 9) zurückgeführt, andererseits spekuliert der Erzähler, dass die „Überblendung“ der Räume „auch daher rühren mochte“, dass es beim Eintritt in die Bahnhofshalle zu einem eigentümlichen Lichteffect durch die Reflexion von Sonnenlicht auf den Spiegeln im Innern der Halle gekommen sei (ebd.).

eingebettete Erzählung des Protagonisten vom unkontrollierbaren ‚Durcheinandergeraten‘ der Bilder im Kopf der Erzählinstanz betroffen wird.

Die damit angesprochene Beziehung zwischen Erzähler und Protagonist entsteht im Text durch den unvermittelten Anfang eines Gesprächs zwischen einander unbekanntem Reisenden. Bei ihrer ersten Begegnung im Bahnhof von Antwerpen tritt der Erzähler an den photographierenden Austerlitz „mit einer auf sein offenkundiges Interesse an dem Wartesaal sich beziehenden Frage“ (A 11) heran, wobei der Angesprochene auf die Frage des Fremden „in keiner Weise verwundert über meine Direktheit, sogleich und ohne das geringste Zögern“ eingeht (A 11). Der Erzähler kommentiert Austerlitz' Bereitwilligkeit mit der Beobachtung, „daß Alleinreisende in der Regel dankbar“ seien, „wenn sie, nach manchmal tagelang nicht unterbrochenem Schweigen, eine Ansprache finden“ (A 11). Die vermeintlich typische Reaktion des Unbekannten wird jedoch sogleich wieder relativiert, denn während bei „solchen Gelegenheiten“ die Angesprochenen oftmals sogar bereit seien, „sich einem fremden Menschen rückhaltlos zu öffnen“, stellt der Erzähler in Bezug auf den Protagonisten fest: „So allerdings ist es bei Austerlitz, der mir auch in der Folge kaum etwas von seiner Herkunft und seinem Lebensweg anvertraute, damals in der *Salle des pas perdue* nicht gewesen.“ (A 12)

Das bei der ersten Begegnung angeknüpfte Gespräch wird bei späteren Treffen umstandslos wieder aufgegriffen und besteht vor allem in den monologischen Reflexionen des Protagonisten, denen der Erzähler fasziniert beiwohnt. Die asymmetrische Konversation der Zufallsbekannten erscheint so gleichermaßen geprägt durch spontane Affinität und respektvolle Distanz.¹⁰ So betont der Erzähler die „Leichtigkeit“, mit der ihm die „Denkversuche“ des Protagonisten stets „eingingen“ (A 48),¹¹ und charakterisiert den ‚eingängigen‘ Redestil des Protagonisten mit den Worten: „Es war für mich von Anfang an erstaunlich, wie Austerlitz seine Gedanken beim Reden verfertigte, wie er sozusagen aus der Zerstretheit heraus die ausgewogensten Sätze entwickeln konnte, und wie für ihn die erzählerische Vermittlung seiner Sachkenntnisse die schrittweise Annäherung an eine Art Metaphysik der Geschichte gewesen ist, in der das Erinnernte noch einmal lebendig wurde.“ (A 18 f.)

Damit zitiert Austerlitz' Duktus jenen berühmten ‚Denkversuch‘, in dem Heinrich von Kleist die Rezeptur einer Selbstunterrichtung im Reden entwickelt. Kleists Essay *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* von 1805 beginnt mit der Empfehlung: „Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen. Es braucht nicht eben ein scharfdenkender Kopf zu sein, auch meine ich es nicht so, als ob du ihn darum befragen solltest: nein! Vielmehr sollst du es ihm allererst erzählen.“ (Kleist 1805/1985, 319) Im Kontext der Oral-History-Methodik lässt sich die von Kleist vorgeschlagene Denkform als klassische ‚Stegreiferzählung‘ identifizieren. Im Roman wiederum antizipiert die Anspielung auf Kleists Versprechen, im Dialog mit einem beliebigen Gegenüber jene Erkenntnis zu ‚finden‘, die sich der solipsistischen Meditation entzieht, den Impuls zur

10 Vgl. die Differenzierung bei Leh (2000), der zufolge Zeitzeugengespräche Intimität, aber keine Beziehung zwischen Interviewer und Interviewtem erzeugen.

11 Eine vorsichtige Distanz kommt auch zum Ausdruck in der einmal geäußerten Sorge des Erzählers, er könne Austerlitz gegenüber eine „unbedachte Äußerung“ getan haben oder ihm „sonst irgendwie unangenehm gewesen [...] sein“ (A 169).

autobiographischen Narration des Protagonisten, die im Kontext eines prekären Klärungsversuchs steht.

Charakterisiert die Form eines improvisierten Erzählens zunächst die baugeschichtlichen Exkurse, die Austerlitz während der ersten Treffen vor dem Erzähler entfaltet, so stiftet der im Text mehrfach betonte „Zufall“ der Zusammentreffen zwischen Erzähler und Protagonist eine weitere signifikante Beziehung zu Kleists Denkmodell. Zwischen den baugeschichtlichen Reflexionen am Anfang ihrer Bekanntschaft und dem Anfang der eigentlichen autobiographischen Erzählung liegt ein Zeitraum von etwa dreißig Jahren, in denen der Kontakt zwischen Erzähler und Protagonist einmal für lange Zeit abreißt. Erst in den 1990er Jahren kommt es zu einem erneuten Zusammentreffen, das der Erzähler auf eine „eigenartige Verkettung von Umständen“ (A 50) zurückführt. Ein mysteriöses Augenleiden führt ihn nach London, wo er nach einer ärztlichen Konsultation eine Bar aufsucht und dort zufällig auf Austerlitz stößt. Wie bei früheren Gelegenheiten nimmt Austerlitz das Gespräch „mehr oder weniger dort wieder auf [...], wo es einst abgebrochen war“ (A 60). Diesmal jedoch erschöpft sich die Konversation nicht in historisch-philosophischen Reflexionen; Austerlitz eröffnet dem Erzähler, dass er seine eigene, zuvor niemals berührte Geschichte zu offenbaren gedenkt: „Sonderbarerweise, sagte Austerlitz, habe er heute nachmittag [...] an unsere so weit schon zurückliegenden belgischen Begegnungen gedacht und daran, daß er bald für seine Geschichte, hinter die er erst in den letzten Jahren gekommen sei, einen Zuhörer finden müsse, ähnlich wie ich es seinerzeit gewesen sei [...]. Und wenn er mich nun hier angetroffen habe in der Bar des Great Eastern Hotel, die er zuvor noch nie betreten habe, so sei das, entgegen jeder statistischen Wahrscheinlichkeit, von einer erstaunlichen, geradezu zwingenden inneren Logik.“ (A 63 f.)

Diese Umschreibung des imaginierten – und nun „sonderbarerweise“ gefundenen – Zuhörers charakterisiert den Erzähler gleichzeitig als idealen und austauschbaren Adressaten der angekündigten Geschichte.¹² Denn nicht auf *ihn* hoffte Austerlitz „für seine Geschichte“, sondern lediglich auf einen *wie* ihn. Als Adressat prädestiniert ist der Erzähler als aufmerksamer, aber schweigender Zuhörer, vor allem aber durch den Zufall ihres Zusammentreffens, das Austerlitz paradox als Zeichen einer „zwingenden inneren Logik“ interpretiert. Auf die Feststellung der „zwingenden“ Qualität des zufälligen Treffens folgt eine Pause, die den Einsatzpunkt der eigentlichen Lebenserzählung markiert: „Seit meiner Kindheit und Jugend, so hob er schließlich an, indem er wieder herblickte zu mir, habe ich nicht gewußt, wer ich in Wahrheit bin. [...] Es ist nicht einfach gewesen, aus der Befangenheit mir selbst gegenüber herauszufinden, noch wird es einfach sein, die Dinge jetzt in eine halbwegs ordentliche Reihenfolge zu bringen.“ (A 64 f.)

Austerlitz' Erzählanfang formuliert programmatisch die entscheidende Herausforderung der autobiographischen Narration: die Beantwortung der Frage nach der eige-

¹² Damit weist der Protagonist dem Erzähler gewissermaßen die kommunikative Rolle eines Oral-History-Forschers zu. Almut Leh (2000, 69) weist darauf hin, dass die „biographische Erzählung, wie sie sich im Interview präsentiert“, zwar „nicht adressatenunabhängig“ sei, insofern etwa der Befragte seine Geschichte vermutlich so zu erzählen versucht, „dass sie Zustimmung findet“, dennoch betont Leh den „monologischen Charakter“ der Zeitzeugenerzählung: „Gerade bei ‚schlechten‘ Interviews zeigt sich häufig, daß der Interviewpartner seine Geschichte erzählen will, mag der Interviewer noch so unsensibel dagegen arbeiten. Vielleicht überschätzen wir bisweilen die Bedeutung des Zuhörers; vielleicht ist dieser manchmal zumindest austauschbar.“

nen Identität und – zu diesem Zweck – die Anordnung der eigenen Erfahrung zu einer sinnvollen Ereignisfolge. Schütze definiert Erzählungen als Darstellungen von Handlungs- und Geschehensabläufen, die einen Anfang und ein Ende aufweisen, sich auf ein „singuläres Ereignis“ mit „spezifische[n] Orts- und Zeitbezüge[n]“ beziehen und die einen „Übergang zwischen zwei Zeitzuständen“ implizieren, „dessen späterer aus dem früheren hervor[geht]“ (Schütze 1987, 146). Innerhalb dieses Paradigmas erweist sich der Ansatz des Protagonisten zu einer erzählenden Selbstvergewisserung als Versuch, der zum Scheitern verurteilt ist. Denn seine Lebensgeschichte verfügt zwar über ein durchaus „singuläres Ereignis“, dessen „spezifische Orts- und Zeitbezüge“ sich durch Recherchen sogar spezifizieren lassen – an dem alles entscheidenden „Übergang“, der das spätere Sein als konsequente Folge des früheren vorzustellen vermag und somit eine Erzählung erst entstehen lässt, arbeitet sich der Austerlitz im Text jedoch vergeblich ab. Seine Narration organisiert sich um ein traumatisches Ereignis – den Verlust der Eltern durch das Schicksal des Kindertransports –, das wie die gesamte Zeit vor diesem Ereignis der bewussten Erinnerung entzogen bleibt. Der Versuch, die eigene ‚Identität‘ erzählend zu restituieren, läuft so wiederholt auf die Abspaltung des „falschen englischen Leben[s]“ (A 357) von dem implizit ‚wahren‘, aber eben nicht erinnerbaren Leben bei den Eltern in Prag hinaus. Durch den Erinnerungsbruch gibt es zwischen diesen ‚beiden‘ Leben keinen Übergang.

Das Programm einer Kleistschen *Verfertigung der Gedanken im Reden*, das Austerlitz mit dem Erzählen seiner Geschichte verfolgt, verschränkt sich dabei mit der Konzeption des biographischen Interviews in einem „Zugzwang des Erzählens“, der bei Kleist vor allem als Zwang zum Abschluss gedacht wird. Kleist argumentiert, dass die Kristallisation der Lösung, die sich der reinen Reflexion entzieht, sich im Gespräch aus der schieren „Notwendigkeit“ ergeben muss, zu einem willkürlich gesetzten „Anfang“ der eigenen Rede „nun auch ein Ende zu finden“. Der notwendigen Orientierung der Stegreifrede auf das „Ende“ – auf die Lösung des Problems bzw. auf die „Fabrikation“ einer „Idee“ (Kleist 1805/1985, 320) – korrespondiert der ambivalente Komplex aus „Freiheit“ und „Zwang“ in der methodischen Konzeption des biographischen Interviews. Denn gerade indem der Oral Historian dem Zeitzegen in der Auswahl und Akzentuierung seiner Themen größtmögliche Freiheit einräumt und auf Lenkungen verzichtet, soll dieser sich unwillkürlich in die Eigendynamik seiner Narration verstricken. Die eigenproduzierten „Zugzwänge des Erzählens“ diktieren zunehmend den Fortgang der Narration, wobei der „Gestaltschließungszwang“ den Interviewten nötigt, die „in der Erzählung darstellungsmäßig begonnenen kognitiven Strukturen abzuschließen“ (Kallmeyer/Schütze 1977, 188).

Analog hierzu *beginnt* Austerlitz im Verlauf seiner autobiographischen Erzählung eine Serie von antagonistischen Narrativen, deren topischer *Abschluss* jeweils die gesuchte ‚Wahrheit‘ seiner Identität antizipiert. Beispielhaft ist hier insbesondere die doppelte Erzählung seiner ‚Erwählung‘ bzw. ‚Verdammnis‘, die sich mit der Herkunft und Bedeutung des „wahren“ Namens verknüpft. Der fremdartige, beziehungslose Name „Austerlitz“, den der Protagonist anlässlich seiner Schulabschlussprüfung erfährt, wird zunächst als „Schandfleck“ (A 107) gedeutet, der ihn von den Schulkameraden und sogar von jeder menschlichen Gemeinschaft auszuschließen scheint.¹³ Die

13 „Am meisten verunsicherte mich zunächst, daß ich mir unter dem Wort Austerlitz nicht das geringste vorstellen konnte. Wäre mein neuer Name Morgan gewesen oder Jones, dann hätte ich das beziehen können auf die Wirklichkeit. [...] Aber Austerlitz hatte ich nie zuvor noch gehört, und ich war deshalb

heroische Aufladung des Wortes durch die Behandlung der napoleonischen Schlacht von Austerlitz im Geschichtsunterricht verwandelt den Namen jedoch in einen vielversprechenden „Leuchtpunkt“ (A 107), der zum Ehrenmal der eigenen Auserwählung umgedeutet wird: „Das ganze Schuljahr hindurch war es mir, als sei ich auserwählt worden, und an dieser Vorstellung, die ja in keiner Weise meinem, wie ich zugleich wußte, zweifelhaften Status entsprach, habe ich festgehalten, fast mein ganzes Leben lang.“ (A 107)

Das Gefühl der eigenen Verdammnis gewinnt jedoch später wieder Überhand: Die Konfrontation des erwachsenen Austerlitz mit einem Kinderfoto, das ihn im Kostüm eines Pagen kurz vor seiner Verschickung nach England zeigt, evoziert wiederum das Gefühl einer Verstoßung, da es keinerlei Erinnerung an sich selbst heraufbeschwört: „Soweit ich zurückblicken kann, sagte Austerlitz, habe ich mich immer gefühlt, als hätte ich keinen Platz in der Wirklichkeit, als sei ich gar nicht vorhanden, und nie ist dieses Gefühl stärker in mir gewesen als an jenem Abend in der Sporkova, als mich der Blick des Pagen der Rosenkönigin durchdrang.“ (A 264 f.) Indem sich das Foto als undurchlässig für den Versuch erweist, die autobiographische Erfahrung auf das Bild des Knaben zu projizieren, Vorher und Nachher des Kindertransports als verbundene Zustände einer kontinuierlichen Identität zu begreifen, laufen die Erzählversuche des Protagonisten wiederholt auf den Schluss der eigenen Entwirklichung zu. So markiert zuletzt die Übergangslosigkeit der eigenen Lebensgeschichte die vernichtende Pointe, die die angekündigte „Wahrheit“ der Erzählung beschließt.

Gegen das Prinzip der Übergangslosigkeit, das als Effekt traumatischer, unbearbeiteter Erinnerungen vorgeführt wird, setzt der Text das programmatische Erzählprinzip der „Überblendung“, das Übergänge zwischen vergangenen Ereignissen stiftet und so Kontinuitäten konstruiert. Innerhalb von Austerlitz' Recherche ist die Eröffnung eines Zugangs zur eigenen Vergangenheit vor allem an ihre anekdotische Vermittlung durch das frühere Kindermädchen Věra geknüpft. Die auf wunderbare Weise wiedergefundene „fürsorglichen Wächterin“ (A 226) der Kindheit, die die gesuchte ‚Wahrheit‘ bereits im Namen trägt, erscheint im Text als märchenhafte Figur, die die Möglichkeit einer Integration der vergessenen Vorgeschichte in Ansätzen andeutet. Věras Erzählungen vom glücklichen und geliebten Kind Jacquot evozieren tröstliche Bilder einer ‚heilen‘ Herkunft des Protagonisten, die als ‚wahre‘ Fiktionen wieder Teil seiner Erinnerung werden. Die suggestive Kraft dieser Erzählungen unterstreicht der Text durch eine fragmentarische Rückkehr der tschechischen Muttersprache, die Austerlitz während seiner Recherchen in Prag erlebt.

Während die anekdotische bzw. fragmentarische Erzählung im Text als Medium einer integrativen Konstruktion verlorener Erinnerung fungiert, wird die ‚große‘ Erzählung des Protagonisten, die auf die Restitution einer umfassenden autobiographischen „Wahrheit“ zielt, vor allem als eine gewaltsame Formation vorgeführt. Über den narrativen Zugzwang zum Abschluss korrespondiert Austerlitz' Lebenserzählung eben jenen Zwangssystemen, die Austerlitz in seinen ersten Gesprächen mit dem Erzähler ausführlich thematisiert. Im Zentrum dieser Reflexionen steht der Grundriss einer sternförmigen Architektur, der sich im 17. Jahrhundert als „idealtypisches Muster“ (A 23) militärischer Festungsanlagen durchsetzte. Der Protagonist erkennt in

von Anfang an überzeugt, daß außer mir niemand so heißt, weder in Wales noch auf den Britischen Inseln, noch sonst irgendwo auf der Welt.“ (A 98)

diesem Schema einer ausufernden Verschanzung ein „Emblem der absoluten Gewalt“ (A 23). So avanciert die emblematische Sternform im Text zur wiederkehrenden Signatur einer destruktiven Mechanik geschichtlicher Prozesse, die sich monoton auf paranoide Tendenzen des Ausschlusses und der Absonderung zurückführen lassen. Die Evidenz dieses Emblems unterstreicht die sternförmige Festungsanlage von Theresienstadt, deren Lageplan im Text reproduziert wird. Allegorisch verschränkt so die emblematische Struktur des Sterns das traumatisierte Gedächtnis des Protagonisten, das dieser mit einem „Quarantäne- und Immunsystem“ vergleicht¹⁴, mit dem Schicksal der nach Theresienstadt deportierten Mutter.¹⁵

Nicht zuletzt verbindet die gewaltsame Formation der Festung auch die ansonsten ausgesparte Herkunftsgeschichte des Ich-Erzählers mit der Biographie des Protagonisten. Angeregt durch Austerlitz' Überlegungen zur paranoiden Struktur des Festungsbaus besucht der Erzähler die belgische Festung Breendonk, die einst als NS-Lager genutzt wurde und heute eine Gedenkstätte beherbergt. Er erkennt bei der Besichtigung des Ortes, dass sich die Erfahrung derer, die hier zur Sklavenarbeit gezwungen wurden, trotz der historischen Dokumentation dem heutigen Betrachter entzieht. In einer paradoxen Geste entwirft der Erzähler sodann die durchlittenen Qualen der Gefangenen und streicht seine Imagination mit einem mehrfach vorangestellten „es war mir undenkbar“ zugleich als unauthentisch durch.¹⁶ Kontrastiert wird die ‚Undenkbarkeit‘ der massenhaft durchlittenen Tortur durch die Vorstellungen vom Feierabend der KZ-Aufseher: „Was ich aber im Gegensatz zu dieser in Breendonk [...] Tag für Tag und jahrelang fortgesetzten Schinderei durchaus mir vorstellen konnte, als ich schließlich die Festung selber betrat und [...] hineinschaute in das sogenannte Kasino der SS-Leute, auf die Tische und Bänke, den dicken Bullerofen und die in gotischen Buchstaben sauber gemalten Sinnsprüche an der Wand, das waren die Familienväter und die guten Söhne aus Vilsbiburg und Fuhsbüttel, aus dem Schwarzwald und aus dem Münsterland, wie sie hier nach getanem Dienst beim Kartenspiel beieinander saßen oder Briefe schrieben an ihre Lieben daheim, denn unter ihnen hatte ich ja gelebt bis in mein zwanzigstes Jahr.“ (A 33 f.) Es ist die Koexistenz dieser höchst vorstellbaren, biederer Idylle mit der gewaltsamen Realität des Lagers, die das eigentlich Unfassliche des Ortes vor Augen führt. Das heimelige Bild des SS-Kasinos eröffnet dem Erzähler einen unheimlichen Zugang zur Geschichte, indem es mit dem Ort der eigenen Herkunft – mit der behüteten Kinderstube – überblendet ist.

14 Genauer: mit einem „Quarantäne- und Immunsystem“ (A 201), dessen „Sicherheitsvorkehrungen“ auf die Abwehr jeder „für mich gefährvolle[n] Nachricht“ und das „ständige Zurückweisen einer jeden in mir sich anbahnenden Erinnerung“ (A 202) abzielen.

15 Der Einsatz von Festungsmetaphorik zur Beschreibung psychischer Reaktionen auf traumatische Erregungen („nachhaltige Durchbrechungen des Reizschutzes“) geht dabei unmittelbar auf Freud zurück: „Und was können wir als die Reaktion des Seelenlebens auf diesen Einbruch erwarten? Von allen Seiten her wird die Besetzungsenergie aufgeboten, um in der Umgebung der Einbruchsstelle entsprechend hohe Energiebesetzungen zu schaffen. Es wird eine großartige ‚Gegenbesetzung‘ hergestellt, zu deren Gunsten alle anderen psychischen Systeme verarmen, so daß eine ausgedehnte Lähmung oder Herabsetzung der sonstigen psychischen Leistung erfolgt.“ (Freud 1920/1978, 139-141)

16 „Es war mir undenkbar, wie die Häftlinge [...] diesen Karren, angefüllt mit dem schweren Abraum, über den [...] von steinharten Furchen durchzogenen Lehmboden schieben konnten [...], undenkbar, wie sie gegen die Last sich stemmten [...], bis ihnen beinah das Herz zersprang, oder wie ihnen, wenn sie nicht vorankamen, der Schaufelstiel über den Kopf geschlagen wurde von einem der Aufseher.“ (A 33)

In der gleichen Weise, in der Sebald seine Beteiligung an den historischen Prozessen in *Lufkrieg und Literatur* durch eine biographische Referenz markiert, konstruiert auch hier das „Ich“ des Erzählers eine Verbindungslinie zwischen der eigenen Familiengeschichte und der Familiengeschichte des Protagonisten. Es zeigt sich, dass der Ort Breendonk die inkommensurablen Erfahrungswelten der Täter und der Opfer verschränkt, indem er das furchtbare Wörtlich-Werden der politischen Hygiene-Rhetorik verkörpert. Eine körperliche Abwehrreaktion des Erzählers beim Aufenthalt in Breendonk markiert diese Verschränkung als das eigene verdrängte Familienerbe: Beim Betreten der unterirdischen Verliese wird der Erzähler von einem Schwindelanfall überwältigt, der mit diffusen Bild-, Wort- und Geruchserinnerungen einhergeht. Der Blick in die Tiefe beschwört das Bild des „Waschhauses von W.“ und der auf dem Schulweg gelegenen Metzgerei, deren Kacheln von dem „Benedikt [...] mit einem dicken Schlauch“ abgespritzt werden. Gleichzeitig vernimmt der Erzähler einen „ekelhafte[n] Schmierseifengeruch“, der sich „an einer irren Stelle“ im Kopf mit dem „mir immer zuwider gewesenen und vom Vater mit Vorliebe gebrauchten Wort ‚Wurzelbürste‘ verband“ (A 37). Der undeutliche Entwurf solcher „Schrecken der Kindheit“ (A 37), die durch den Ort Breendonk reaktiviert werden, evoziert in Alltagsbildern ein obsessiv geprägtes Sauberkeitsideal, das mit der Person des „Vaters“ verbunden und so als Element der eigenen Herkunft verortet wird. Dem familiär geprägten Erinnerungskomplex korrespondiert dabei die Handlungsmaxime einer völkischen ‚Hygienisierung‘ im Nationalsozialismus, deren strukturelle Korrelate die Gewaltpraktiken der Folter und des Lagersystems als Immun- und Quarantänesystem des homogenisierten Staates bilden. Die ausgesparte Konkretisierung einer Familiengeschichte des Ich-Erzählers – jenseits der fragmentarischen Wort- und Geruchserinnerung – profiliert die überindividuelle Signifikanz der in Breendonk inszenierten Heimsuchung. Der neuralgische Punkt, den der Ort Breendonk im Erzähler anrührt und der seiner Konfrontation mit der Lebensgeschichte des Protagonisten implizit zu Grunde liegt, ist der blinde Fleck einer familialen Tradition, der als unbewusst weitergereichtes Erbe die Herkunft des Erzählers konstituiert.

So verdeutlicht nicht nur die Rekonstruktion von Austerlitz' Biographie durch den Ich-Erzähler, dass es das implizite Moment seiner Vermittlung ist, das die Elemente der „zweifache[n] Identität“ (A 107) des Protagonisten im Sinne einer nachträglich ‚offenbar‘ werdenden Kausalität lesbar macht und seine Geschichte als Serie bedeutungsvoller ‚Offenbarungen‘ vorführt. Spezifisch für die Erzählkonstruktion von Austerlitz ist die Überblendung der Erzählinstanzen: So wie der Autor Sebald in *Lufkrieg und Literatur* seine Autorität, von den Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg zu erzählen, aus kontingenten Überschneidungen zwischen Daten aus seinem Familiengedächtnis und dem Lebenslauf der faktisch Beteiligten ableitet, wird Austerlitz' Biographie im Roman nur durch die Überblendung der Erfahrungen des Erzählers, des Protagonisten und seiner ermordeten Familie im emblematischen Bild einer gewaltförmigen Festungsarchitektur kenntlich. Nur solche kontingenten Referenzen können die Übergänge für eine ansonsten diskontinuierlich und inkommensurabel erscheinende Geschichte stiften. Aus diesem Grund sind die materiellen Grundlagen dieser Überblendungen und Überschneidungen – Lebensdaten, Photographien, Baupläne – auch nicht hintergebar: Es gibt keine verfügbare Erfahrung oder stringente Erzählform jenseits dieser medialen Kontextualisierungsversuche. Die gewaltsame Geschichte des 20. Jahrhunderts entzieht sich ihrer sinnstiftenden Erzählung.

Die biographische Erzählung des Protagonisten wird auf diese Weise zum Prozess einer Sinngewinnung des Sinnlosen, zur aporetischen Reaktion auf einen destruktiven Geschichtsverlauf, die in einer Art mnemonischen Interpretationswahn nach strukturellen Parallelen zwischen den Bruchstücken fahndet, um den verlorenen Zusammenhang in der erlebten Geschichte zu kompensieren. Die Funktion des Zuhörers im Text bzw. Interviewers im Zeitzeugengespräch, der als Erzähler und Vermittler von Austerlitz' Lebensgeschichte auftritt, ist demgegenüber die Integration dieser nicht erzählbaren Erzählung im Zuge ihrer fortgesetzten Vermittlung. Im Verfahren der Überblendung stiftet die doppelte narrative Konstruktion des Textes Übergänge zwischen den Teilen der Biographie, die sich dem Protagonisten nur in der Form ihrer totalen Übergangslosigkeit darbieten. Die Konstruktion dieser Übergänge ist dabei entscheidend an die assoziative Überformung der gehörten Biographie gekoppelt. Die artifizielle Synthese unvereinbarer Erfahrungsqualitäten bezieht sich auf gleichförmige Muster, die denkbare Kontinuitätslinien in einer übergreifenden Dynamik historischer Prozesse hervortreten lässt. Bezüglich der zu rekonstruierenden Lebensgeschichte aber gewinnen diese Muster ihre narrative Funktion durch ihre Äußerlichkeit und Zusammenhangslosigkeit gegenüber dem vermeintlichen Ziel dieser Rekonstruktion, der erlebten Erfahrung.

Anhand dieser Erzählkonstruktion von *Austerlitz* lässt sich folgende Kerndifferenz zwischen der Methode der Oral History und dem literarischen Projekt Sebalds festhalten: Gilt der Zeitzeugenbefragung im Kontext historischer Forschung die Überformung und modifizierende Konstruktion vergangener Ereignisse in der Regel als ein herauszufilternder Überschuss der Erzählung, so erscheint das Zusammenspiel aus Überblendungen und antagonistischen narrativen Deutungsmustern in *Austerlitz* als konstitutiver Faktor einer ermittelnden Rekonstruktion der Vergangenheit, der sowohl die gewaltsame Struktur der Geschichte als auch die Formen ihrer gewaltsamen Einprägung in die Opfer der Geschichte – als Metapher – zum Vorschein bringt. Dass diese Differenz erst auf dem Boden weitgehender Annäherungen zwischen Zeitzeugeninterview und Romanform Kontur gewinnt, hoffen wir deutlich gemacht zu haben.

LITERATUR

- Assmann, Aleida (2007): *Geschichte im Gedächtnis*, München.
- Benz, Wolfgang, Claudia Curio und Andrea Hammel (Hg.) (2003): *Die Kindertransporte 1938/39. Rettung und Integration*, Frankfurt/M.
- Blumer, Florian (1994): „Chapeau!“ Soziale Unterschiede in lebensgeschichtlichen Erzählungen, in: Gregor Spuhler, u.a. (Hg.): *Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History*, Zürich 1994, 57-78.
- Bohnsack, Ralph (2003): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Opladen.
- Butzer, Günter (1998): *Verfahren poetischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, München.
- Daston, Lorraine und Peter Gallison (2007): *Objektivität*, Frankfurt/M.
- Eigler, Friederike (2005): *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*, Berlin.
- Erl, Astrid und Ansgar Nünning (Hg.) (2005): *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft*, Berlin/New York.
- Freud, Sigmund (1978): *Jenseits des Lustprinzips [1920]*, in: *Das Ich und das Es und andere metapsychologische Schriften*, Frankfurt/M., 121-169.

- Fuchs, Anne (2004): Schmerzesspuren der Geschichte. Zur Poetik der Erinnerung in W.G. Sebalds Prosa, Köln/Weimar/Wien.
- Hirsch, Marianne (1997): *Family Frames: Photography, Narrative, and Postmemory*, Cambridge: Harvard.
- Jureit, Ulrike (1998): Flucht und Ergreifung. Übertragung und Gegenübertragung in einem lebensgeschichtlichen Interview, in: BIOS 1998 (11. Jg.), 229-241.
- Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: D. Wegner (Hg.): *Gesprächsanalysen*, Hamburg, 159-274.
- Klein, Regina (2000): Am Anfang stand das letzte Wort. Eine Annäherung an die „Wahrheit“ der tiefenhermeneutischen Erkenntnis, in: BIOS 2000 (13. Jg.), 77-97.
- Kleist, Heinrich von (1985): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden [1805], in: *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Helmut Sembdner, Bd. 2, München 1985, 319-324.
- Leh, Almut (2000): Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: BIOS, 2000 (13. Jg.), 64-76.
- Loftus, Elizabeth (1999): Remembering what Never Happened, in: *Memory, Consciousness, and the Brain: The Talinn Conference*, hg. Endel Tulving, Philadelphia, 106-118.
- Liotard, Jean-François (1989): *Der Widerstreit*, München.
- Meister, Jan-Christoph (2005): *Narratology beyond Literary Criticism. Mediality, Disciplinarity*, Berlin/New York.
- Mosbach, Bettina (2007): Figurationen der Katastrophe. Ästhetische Verfahren in W.G. Sebalds *Die Ringe des Saturn* und *Austerlitz*, Bielefeld.
- Niven, Bill (Hg.) (2006): *Germans as Victims. Remembering the Past in Contemporary Germany*, Basingstoke.
- Nohl, Arnd-Michael (2006): *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. Wiesbaden.
- Nünning, Ansgar (Hg.) (2002): *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*, Trier.
- Nünning, Ansgar (1995): *Von historischer Fiktion zu historiographischer Metafiktion*, 2 Bde., Trier.
- Plato, Alexander von (2007): Erinnerungen an ein Symbol. Die Bombardierung Dresdens im Gedächtnis von Dresdnern, in: BIOS 2007 (20. Jg.), 123-137.
- Polkinghorne, Donald (1988): *Narrative Knowing and the Human Sciences*, Albany.
- Poltronieri, Marco (1997): Wie kriegen die Deutschen das auf die Reihe? Ein Gespräch mit W.G. Sebald, in: Franz Loquai (Hg.): *W.G. Sebald. Porträt*, Eggingen, 138-145.
- Pralle, Uwe (2001): Mit einem kleinen Strandspaten Abschied von Deutschland nehmen. Interview mit W.G. Sebald, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 295, 22.12.2001.
- Schacter, D.L. (Hg.): *Memory Distortion. How Minds, Brains, and Societies Reconstruct the Past*, Cambridge MA 1995.
- Schütze, Fritz (1987): *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien [Studienbrief]*, Hagen.
- Sebald, W.G. (1999): *Luftkrieg und Literatur*, München.
- Sebald, W.G. (2001): *Austerlitz*, München.
- Straub, Jürgen (Hg.) (1998): *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*, Frankfurt/M.
- Tholen, Georg C. und Elisabeth Weber (Hg.) (1997): *Das Vergessen(e). Anamnesen des Undarstellbaren*, Wien.
- Thomä, Dieter (2007): *Erzähle Dich selbst: Lebensgeschichte als philosophisches Problem*, Frankfurt/M.
- Welzer, Harald (2002): *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*, München.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall (2002): *„Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt/M.

- White, Hayden (1990): Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie, in: Ders.: Die Bedeutung der Form, Frankfurt a.M., 40-77.
- White, Hayden (1991): Metahistory: die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt/M.
- Young, James E. (1992): Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation, Frankfurt/M.

Historische Fernsehdokumentation und Geschichtswissenschaft – eine Deutungskonkurrenz?

Andrea Brockmann

Das Fernsehen ist ein Medium der Visualisierung und Narrativierung des Historischen. Autoren und Redakteure bringen Geschichte, häufig unterstützt von historischen Fachberaterinnen und -beratern, für ein Millionenpublikum in ein fernsehgeRechtes Format. Die Fernsehkritik spricht mit Blick auf die verantwortlichen Journalisten eher despektierlich vom „Historiker des Schneidetischs“ (Kümmel 2004, 41), und die Fernsehbeiträge der historischen Fachjournalistik werden als Beispiele „für die problematische Gedenkanstrengung der öffentlich-rechtlichen Sender“ (Finger 2005, 44) kategorisch und mittlerweile redundant inkriminiert.

Die historische und geschichtsdidaktische Fachwissenschaft, die der audiovisuellen Erinnerungsarbeit immer wieder „mit dem Gestus intellektueller, operativer und wissenschaftlicher Überlegenheit“ (Crivellari et al. 2004, 12) begegnet, bezeichnet das Untersuchungsfeld der Visualisierung und Rekonstruktion von Geschichte im Fernsehen nach wie vor als „Stiefkind“ (Handro 2007, 213). Im Kampf um das Geschichtsbild der (Fernseh-)Nation stehen sich anscheinend zwei Konkurrenten unversöhnlich gegenüber.

Ein allzu personenkonzentrierter oder reduktionistisch verengter Blick in der kritischen Medienanalyse fördert diesen Dualismus noch weiter.¹ Deshalb gilt es, die TV-mediale Aufarbeitung von Geschichte in einer diachronen Betrachtung entlang der gesendeten Beiträge qualitativ zu untersuchen, um Erinnerungsarbeit im Rahmen der kommunikativen Strategie des Fernsehens zu deuten.

Im Fernsehprogramm werden Sendungen nach Genre und Gattung etikettiert, um das Programmangebot strukturell zu erfassen. Gattungsbezeichnungen sind mit den ästhetischen Eigenschaften einer Sendung verbunden und konzentrieren sich auf die kategoriale Unterscheidung fiktionaler Formen und dokumentarischer Darstellungen.² Mit dieser Gegenübersetzung entstehen auch Diffusionen, die neue Formate als dokumentarisch-fiktionale Mischformen im Fernsehen arrangieren. Die Gattungsvorgaben bilden eine dynamische Größe im Rezeptionsverhalten, da sie spezifische Erwar-

1 Der Leiter der Redaktion Zeitgeschichte des ZDF, Guido Knopp, ist die Reizfigur in der Diskussion um den weiten Bereich der Visualisierung von Geschichte. Zahlreiche Diskussionsbeiträge und Darstellungen kreisen um seine umstrittenen und fragwürdigen Inszenierungstechniken. Doch eine derartige Fokussierung auf die Person Knopps erfasst nicht den komplexen Sachverhalt um die Medialität von Vergangenheitsbezügen im Allgemeinen und der Geschichtswissenschaft im Besonderen.

2 Mediengattungen unterscheiden z.B. Dokumentation, Magazin, Serie, Film, etc.; als untergeordnete Kategorie gilt das Genre wie z.B. die Komödie oder der Krimi. Jedoch sind Gattungsbegriffe nicht normativ zu setzen, da sie weder überschneidungsfrei noch trennscharf definiert werden können. Vgl. Gehrau 2001.

tungen an Sendungen generieren und somit die Auswahl, Verarbeitung und Bewertung von Fernsehangeboten mitbestimmen können.

Im phänotypischen Klassifikationssystem widersteht die Kategorie ‚Dokumentation‘ zunächst einer konsequenten Definition. Die Modi des dokumentarischen Erzählens und Darstellens oszillieren zwischen der Auffassung einer ungebrochenen Wiedergabe des außerfilmisch Realen und einer wirklichkeitsmodulierenden Konstruktion durch Sujetwahl, Montage, Kommentar etc.³ In der Filmpraxis wird mit dokumentarischen Bildern ein „Authentic-Effekt“ (Heller 1994, 92) erzeugt, d.h. dass das Dokumentierte infolge ästhetischer Konstruktionsprinzipien einen Realismuseindruck suggeriert.

Neben dem klassischen Dokumentarfilm hat das Fernsehen neue dokumentarische Filmformen entwickelt und den Genrebegriff ständig erweitert.⁴ Die strukturellen, historisch sich entwickelnden Zusammenhänge zwischen Formen und Motiven, Inhalten und Intentionen bilden ein „dokumentarisches Paradigma“ (Zimmermann 1994, 213). Denn das Dokumentarische erweist sich als eine Qualität, die den Produkten nicht finit zugeschrieben werden kann, sondern die im gesellschaftlichen Kommunikationsprozess variabel zur Diskussion steht. Medienspezifische sowie gesellschaftliche Wandlungerscheinungen relativieren überkommene Formen und Konventionen filmischen Dokumentierens, heben sie auf und setzen neue Konzepte fest. Das Resultat ist eine zunehmende Ausdifferenzierung, die ein babylonisches Sprachgewirr über die Begrifflichkeit des Dokumentarischen und eine diffuse Formenvielfalt hervorbringt: „Reportagen, investigative Feature, Porträts, Dokudramen [...], der Dokumentarfilm und schließlich die Doku-Soap als schillernder Neuling in der Reihe der Genre“ (Landgraber 2003, 251). Das Dokumentarische als „Deckel auf dem nicht-fiktionalen Programmtopf“ (Wolf 2003, 54) scheint ein omnipotentes Format im aktuellen Fernsehgeschäft.

Im Folgenden soll die Frage nach der Deutungskonkurrenz von Fernsehdokumentation und Geschichtswissenschaft am Beispiel der geschichtspolitischen, wissenschaftlichen und TV-medialen Darstellung des Aufstands vom 17. Juni 1953 analytisch in den Blick genommen und exemplarisch untersucht werden.

Ein deutscher Gedenktag

Der 17. Juni 1953 war ein entscheidender Knotenpunkt in der politischen Geschichte der Bundesrepublik und ihrer Erinnerungspolitik (Wolfrum 1999, 7). Als Gedächtnisort und als „Tag der deutschen Einheit“ war der 17. Juni eine symbolische Verdichtung eines gesellschaftlichen und politischen Konsenses. In der DDR zum „Un-Datum“ erklärt, wurde der 17. Juni 1953 im kollektiven Gedächtnis der westdeutschen Erinnerungsgemeinschaft als Aufstand für Freiheit und Einheit apostrophiert und in seiner symbolischen Verdichtung als nationaler Feiertag für Deutungen nach

3 Den Mythos einer wertfreien und unverfälschten Dokumentation, die als „das vertraueneinflößende Markenzeichen für reine Objektivität“ firmiert, entkräftete bereits Wember 1972, hier 9.

4 Neue Formen wie die serialisierte „Docu Soap“ sind hinzugekommen, ebenso Serien und Reihen wie „Menschen hautnah“, „die story“ (beide WDR) oder „Das rote Quadrat“ (HR). Sie wurden für das heute weitgehend durchformatierte Fernsehprogramm mit seinen Normlängen von 43 oder 88 Minuten entwickelt. Zur aktuellen Debatte um den Fernsehdokumentarismus und seine vielfältigen Formen vgl. Feil 2003 und Wolf 2003. Zur Entwicklung des Dokumentarfilms im Fernsehen siehe Zimmermann 1992, Bolesch 1990 und Heller/Zimmermann 1990.

politischen Prämissen benutzt. Peter Steinbach formuliert treffend: „Hineingelegt wurde in diesen Tag stets das, was man suchte, weniger das, was man fand“ (Steinbach 1997, 71). Die gedeutete Vergangenheit als Faktor des Politischen konstituierte einen ambivalenten Gedächtnisort mit Verkrustungen und Schieflagen, aber auch mit vielen offenen Stellen und einer mnemischer Leere, die eine untendenziöse Rekonstruktion der Ereignisse und ihrer Vorgeschichte lange Zeit nahezu unmöglich machte. Erst mit der Aufhebung der deutschen Zweistaatlichkeit wurde das historische Ereignis aus dem ideologischen Klammergriff kontroverser Deutungsmuster befreit.

Die Geschichte in der Wissenschaft

Heute konstatiert Edgar Wolfrum: „Der 17. Juni 1953 ist das am gründlichsten erforschte historische Ereignis der jüngeren deutschen Zeitgeschichte“ (Wolfrum 2003, 35). Mit dieser Aussage verdeckt er jedoch das langjährige Desinteresse der westdeutschen Zeitgeschichtsforschung an dem Thema, die sich zwar kurz nach dem Aufstand bemühte, die historische Substanz der Ereignisse zu sichern; danach blieb eine ernsthafte wissenschaftliche Auseinandersetzung aber weitgehend aus. Erwähnenswert ist die Darstellung und Analyse von Arnulf Baring. Das Manuskript war bereits im Sommer 1956 abgeschlossen. Eine überarbeitete Fassung erschien erstmals 1965 und wurde zum Standardwerk der westdeutschen Geschichtsschreibung über den Aufstand.⁵ Baring spricht in seiner Darstellung neutral vom „Aufstand“, erklärt aber: „Die Arbeiter – verstärkt durch eine große Anzahl Jugendlicher – haben den entscheidenden Anteil an Zustandekommen und Verlauf der Volkserhebung gehabt. Dagegen ist es unter den Bauern nur vereinzelt zu Unruhen gekommen. Die Mittelschichten, Bürgertum und Intelligenz, haben sich fast völlig aus den Ereignissen herausgehalten“ (Baring 1983, 69).

Die Tendenz, die Proteste des 17. Juni 1953 als Arbeiteraufstand zu interpretieren, setzte sich weiter fort. Auch zu Beginn der 1980er Jahre vertrat die Wissenschaft dezidiert die Forschungsmeinung einer Arbeitererhebung, aktuelle Aufsätze zum Thema flossen in einen viel beachteten Sammelband ein, herausgegeben von Karl Wilhelm Fricke und Ilse Spittmann (Spittmann/Fricke 1983).

Erst nach 1989, mit Öffnung der DDR-Archive, schärften neu gewonnene Erkenntnisse die Konturen des Aufstandes und deckten sukzessive die regional breiten Grundlagen und individuellen Dimensionen des Protestes auf. Auf Basis umfangreicher Quellenbestände aus dem Zentralen Parteiarhiv der SED und dem Militärarchiv der DDR sowie aus den Archiven des Ministeriums für Staatssicherheit und des Ministeriums des Innern konnten nun verschiedene neue Überblicksdarstellungen und Interpretationen die gesamte Breite des Aufstandes schildern.⁶ Der Aufstand wird nun (endlich) zum Volksaufstand: Vom 16. bis 21. Juni 1953 kam es in über 700 Städten und Gemeinden der DDR zu Streiks, Demonstrationen und Protestzügen (Kowalczuk 2003, 103). Am Morgen des 17. Juni zeigte die Aufstandssituation ihr größtes Ausmaß. Über eine Million Menschen waren an den Protesten beteiligt, in über eintausend Betrieben und Genossenschaften wurde gestreikt. Die sowjetische Militärkom-

5 Kurz nach den Ereignissen im Juni 1953 waren einige ausführliche Berichte und Dokumentationen veröffentlicht worden: Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen 1953; Scholz/ Nieke 1953 und von besonderer Bedeutung Brant (d.i. Klaus Harpprecht)/ Bölling 1953.

6 Vgl. besonders Hagen 1992, Krämer 1996, Kowalczuk/Mitter/Wolle 1996.

mandantur verhängte den Ausnahmezustand über den Ostsektor Berlins und dehnte das Kriegsrecht auf 167 der 217 Land- und Stadtkreise der DDR aus. Das machtlose SED-Regime wurde von der sowjetischen Armee gestützt und gerettet, ihre Panzer walzten den Aufstand nieder. DDR-weit wurden 400 Demonstranten und 368 Polizisten verletzt. Nachweislich erlagen 34 von insgesamt 55 Todesopfern ihren Schussverletzungen. Die Gesamtzahl der Verhaftungen belief sich auf rund 15.000, und bis in das Jahr 1955 hinein kam es insgesamt zu etwa 1.800 Urteilsprüchen, die im direkten Zusammenhang mit dem 17. Juni 1953 standen.

Die Geschichte im Fernsehen

Der audiovisuelle Überlieferungsbestand des 17. Juni 1953 dimensioniert die TV-mediale Erinnerungsarbeit. Die Möglichkeiten, den Aufstand, seine Vorgeschichte und die Folgen anhand der vorhandenen und auch zugänglichen Originalaufnahmen und -dokumente zu rekonstruieren, sind eindeutig begrenzt; zum einen regional begrenzt, denn bis vor einigen Jahren waren ausschließlich Filmbilder aus Berlin bekannt, und diese haben ganz eindeutig das kollektive Gedächtnis geprägt und den 17. Juni 1953 zu einem Aufstand in „Ost-Berlin“ gemacht; zum anderen sind sie quantitativ begrenzt: Die Ereignisse des 17. Juni haben sich im Berliner Stadtzentrum von 8 bis 21 Uhr über 13 Stunden erstreckt. Aus diesem Zeitraum existieren insgesamt aber nur etwa 35 Minuten Film. Die derart komprimierten Bildeindrücke und Erinnerungsfolien beschränken sich auf Aufsehen erregende Aktionen, die den kommerziell orientierten Wochenschauen als Auftraggebern der Bild- und Tonaufnahmen eine erfolgreiche Vermarktung garantierten. „Stundenlanges, ratloses Herumstehen der Demonstranten, abwartendes Verhalten auf Seiten der Sicherheitskräfte, die es zweifellos auch gegeben hat, sind offenbar nicht im Bild festgehalten worden“ (Wendorf 1998, 143). Aus dem verfügbaren Bildarsenal hat sich im Laufe der Zeit eine Art Kanon von als signifikant eingeschätzten Bildern ergeben, die *Geschichte gemacht haben*.⁷ Aber diese Aufnahmen, die während des Aufstandes 1953 entstanden, „existieren, von seltenen ‚Resten‘ abgesehen, nur noch in deren Verarbeitungsformen, die in der Diskussion öfter ungenau und irreführend als ‚Originale‘ bezeichnet werden“ (Hagen 1990, 357). Dabei handelt es sich um die im Studio produzierte Melange von Bild, Kommentar und Geräuschkulisse, die so genannten Schnittfassungen, absichtsvoll komponierte Szenen, mediale Konstrukte.

1963 entstand mit dem Beitrag „Der Aufstand vor 10 Jahren“ von Matthias Walden (ARD, 1963) die erste Fernsehdokumentation zum Thema 17. Juni 1953.⁸ In den folgenden Jahrzehnten platzierten die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten jeweils zu den Jahrestagen neue Produktionen im Programm. Gedenktage und Jubiläumsdaten sind vorhersehbar und erleichtern somit die Organisation der geschichtsjournalistischen Arbeit. Expliziter Gegenwartsbezug ist ein spezifisches Merkmal des Geschichtsjournalismus, der sich konform der Regeln im Mediensystem verhalten muss,

7 „Die Wechselfälle unseres Jahrhunderts finden ihr Resümee in wenigen exemplarischen Fotos, die Epoche gemacht haben“, schreibt Umberto Eco (1985, 218) über das Phänomen der so genannten Jahrhundertbilder, die in ihrer ubiquitären, ganz auf Wirkung verlegten Darstellung auf den hohen Grad an Verdichtung und Kodierung verweisen. Sie evozieren Konnotationen, die die bildliche Aussage auf eine dauerhafte Ebene heben und die Grundlage für ihre Mythisierung bilden.

8 Erstaussstrahlung: 17.06.1963, ARD, 20.05 Uhr. DRA Wiesbaden, Nr. 63-487/F.

d.h. sich an der Aktualität des Tages zu orientieren hat (Pöttker 1997, 335). In besonderem Maße stieg die Rethematisierung zum 50. Jahrestag an, der den 17. Juni 1953 zum Gegenstand des allgemeinen Interesses und der öffentlichen Diskussion machte. Die Intensität, mit der das historische Ereignis im Mai und Juni 2003 wahrgenommen und medial präsentiert wurde, erreichte ein ungewöhnliches Ausmaß; es wurde sogar von einem „medialen Overkill“ (Ohse 2003, 925) gesprochen. Doch die Euphorie, die angesichts der weiträumigen Beschäftigung ausbrach, verebte im Tagesgeschehen der Mediengesellschaft sehr schnell, denn Aufmerksamkeit als Währung der Medien ist eine knappe und ephemere Ressource.

Die quantitative Begrenztheit der audiovisuellen Überlieferung und die Beobachtung, dass historische Dokumentationen mit Zeitzeugen und Experten Meinungen und Deutungen lancieren, führt den Fokus hin zu den Autoren und Redakteuren, die als Impulsgeber und verantwortliche Macher das dokumentarfilmische Gesamtgeschehen konzipieren. Die Subjektivität reflektiert in der geistigen Einstellung, der Betrachtungsweise, der menschlichen Haltung und der Kameraperspektive als Standpunkt der Autoren (Steinkopff 2001, 17). Diese Autorenhandschrift zeigt sich teilweise sehr deutlich in den originär zum 17. Juni 1953 produzierten Dokumentationen und in deren Verortung zum historiographischen Diskurs. Die qualitative Medienanalyse am Beispiel der Dokumentationen, die den 17. Juni 1953 thematisieren, bestätigt, dass sich televisuelle Erinnerungsarbeit nicht als plane Verlängerung der akademischen Geschichtsschreibung versteht und ungebrochen den etablierten historischen Diskurs visualisiert, sondern durchaus eine Deutungskonkurrenz bzw. ein Korrektiv darstellen könnte. Am prägnantesten drücken Jürgen Rühle und Peter Schultze in ihrer Fernsehdokumentation „Jene Tage im Juni“ (ARD, 1983) ihre Differenz zum institutionalisierten Wissenschaftsdiskurs aus, der in den 1980er Jahren dezidiert die Auffassung einer Arbeiter- und Streikbewegung vertrat.⁹ Sie konstruieren stattdessen anhand der ausgewählten Zeitzeugenaussagen einen deutschen Volksaufstand für Freiheit und Einheit und deuten damit explizit die politische wie regionalgeschichtliche Dimension des Massenprotestes an. Die Autoren zeichnen das historische Bild einer Volkserhebung, die von einem Arbeitskampf zur politischen Manifestation des deutschen Freiheitswillens answoll. In den Aussagen der Streikführer erscheint die Protestbewegung als ein Aufstand gegen die zweite deutsche Diktatur und als Ausdruck von „Einigkeit und Recht und Freiheit“. Mit dieser Perspektive gelingt es den beiden Autoren, die Reduktion und Fokussierung des Aufstandes auf die Aktionen der Protestbewegung in der Hauptstadt Berlin, die in den 1970er und 1980er Jahren in professionellen Geschichtsmedien und -institutionen noch virulent ist, zu durchbrechen. Ihr Film belegt, dass Geschichtsfernsehen auch als Ergänzung und Korrektiv zu den historiographischen Methodiken fungieren kann und ein ereignisdichtes Geschehen nicht unbedingt reduktionistisch nivellieren muss. Vor allem den langformatigen Dokumentationen zum 17. Juni 1953 gelingt es, die Komplexität des Themas in eine rezeptions- und reflexionsfähige Form zu bringen.

9 Erstaussstrahlung: 17.06.1983, ARD, 18.30 Uhr. DRA Wiesbaden, Nr. 0122560. Hauptverantwortlich war der Autor und WDR-Redakteur Jürgen Rühle, ein Pionier des Geschichtsfernsehens. Nach dem Studium an der Humboldt-Universität arbeitete Jürgen Rühle für verschiedene Zeitungen in Ostberlin, 1955 ging er in den Westen und arbeitete von 1956 bis 1962 als Lektor im Verlag Kiepenheuer & Witsch, übernahm 1963 die Leitung der Ost/West-Redaktion im Fernsehen des WDR und leitete dort von 1973 bis 1985 die Redaktion Geschichte/Zeitgeschichte. Jürgen Rühle starb im Alter von 61 Jahren am 29. Juni 1986.

In den Produktionen vor 1990 ist das Wahrnehmungsmuster des 17. Juni 1953 insgesamt durch das Motiv der deutschen Teilung bestimmt. Nach der Einigung changiert die televisuelle Erinnerungsarbeit zwischen regionaler Aufarbeitung, deutsch-deutscher Neuentdeckung und Distanz zur geschichtspolitischen Indienstnahme des 17. Juni. So bewahrt Andrea Ritterbusch in ihrem Dokumentarfilm „Wehe den Besiegten“ (DEFA, 1990/91) eine sichtbar kritische Haltung gegenüber der Tagespolitik.¹⁰ Sie setzt abseits einer nationalen Vereinigungseuphorie auf eine subjektzentrierte Geschichtsauffassung und richtet ihre Perspektive ganz auf die Opfer aus, die auch im Mittelpunkt der Fernsehdokumentation „Helden ohne Ruhm“ (ARD, 2003) stehen.¹¹ Die Autoren Artem Demenok und Andreas Christoph Schmidt zeichnen in ihrer Rekonstruktion televisuell das differenzierteste Bild vom Geschehen am 17. Juni 1953 und seinen Konsequenzen, die bis in die Jetztzeit reichen. Dem Ereignis, seinem Verlauf und seiner Tragik entsprechend, ist die Auseinandersetzung mit den Bedingungen für das Zustandekommen und das Scheitern des Aufstandes ein zentraler Punkt, der nicht nur in dieser Sendung, sondern in den verschiedenen Veranstaltungen, Projekten und Publikationen zum 50. Jahrestag thematisiert wurde.

Die insgesamt breite und vor allem mediengestützte Rethematisierung des Aufstandes zum 50. Jahrestag führte Bernd Faulenbach zu folgender Sentenz: „Der 17. Juni 1953 scheint im Gedächtnis des vereinten Deutschland in der Gegenwart [...] dauerhaft eine neue Bedeutung zu erhalten: Er wird zu einer gemeinsamen demokratischen Tradition der Deutschen, die zugleich als Teil der europäischen Freiheitstradition werden kann“ (Faulenbach 2004, 35). Zweifellos war die Neuentdeckung des 17. Juni 1953 ein geschichtspolitisch bedeutsamer Vorgang, der eindeutig auf einem erinnerungskonjunkturellen Phänomen beruht. „Von der Euphorie, die etliche Historiker und Politiker angesichts der weiträumigen Beschäftigung mit dem 50. Jahrestag des Volksaufstandes erfasst haben mochte, ist am Ende des Jahres nicht viel übrig geblieben. Auch im öffentlichen Bewusstsein ist davon nichts mehr zu finden“ (Ohse 2003, 926). Diese Einschätzung führt zu den Mechanismen und Regulativen der Erinnerungsprozesse im medialen Gedächtnis, das kommunikative Techniken voraussetzt und Stabilisatoren benötigt. „Wiederholung stabilisiert die Gedächtnisinhalte“, und damit nennt Johannes Fried in seiner Konzeption einer historischen Memorik ein wichtiges „Mittel der Verdauerung“ (Fried 2004, 293). In den von ihm fokussierten schriftlosen und schriftarmen Kulturen besitzen rituelle Inszenierungen eine erhöhte Memorierchance. In der Mediengesellschaft der Gegenwart sind es die audiovisuellen Inszenierungen des medialen Gedächtnisses, die Formen des zeitgenössischen Gedenkens den Weg ebnen. Doch eine Wiederholung der Erinnerungssendungen, die zu einer Stabilisierung des Wissens über den Aufstand führen würde, ist im Fall des 17. Juni 1953 vorerst nicht vorgesehen, denn auf der Agenda des Geschichtsfernsehen stehen längst andere Themen und Erinnerungsdaten.

10 Erstausstrahlung: 17.06.1991, N3, 21.00 Uhr, Bayern 3, 22.15 Uhr und Südwest 3, 22.55 Uhr. DRA Wiesbaden, Nr. 0091696.

11 Erstausstrahlung: 16.06.2003, arte, 22.05 Uhr und 17.06.2003, ARD, 21.05 Uhr. Sendemanuskript und weitere Informationen unter URL: <http://www.heldenohneruhm.de>.

Fazit

Jede Darstellung von Geschichte, wissenschaftlicher, literarischer, filmischer oder televisueller Art, beruht auf grundsätzlichen Entscheidungen über die Auswahl, Verknüpfung und Veranschaulichung ihres Gegenstandes. Die Frage, welcher Darstellungslogik die Modellierung eines historischen Stoffes in eine les-, hör- oder sichtbare Form folgt, hängt von inhaltlichen und methodisch-theoretischen Erwägungen ebenso ab wie vom gewählten Darstellungsmedium.

Das Fernsehen ist aufgrund seiner mehrfach kodierten Materialität aus Bildern, Tönen und Texten ein komplexes Gebilde, das eine differenzierte Analyse und Deutung erfordert. Es wird höchste Zeit, dass sich auch die (Geschichts-)Wissenschaft von den tendenziell negativen Konnotationen wie ‚Glotze‘ oder ‚Mattscheibe‘ trennt und einen Weg findet, der zu einer produktiven Auseinandersetzung mit audiovisuellen – fiktionalen wie dokumentarischen – Darstellungsformen von Geschichte führt. Ein erster Schritt besteht darin, sich von der Vorstellung des Fernsehens als „historiographischer Gattung“ (Klöss 1995, 219) und einer „visuellen Geschichtsschreibung“ (Bösch 2006, 317) im Fernsehzeitalter zu lösen. Das Fernsehen ist *kein Medium der Geschichtsschreibung*, sondern zählt zu den Gedächtnismedien der Erinnerungskultur. Das Fernsehen ‚schreibt‘ weder Geschichte mit Bildern noch konkurriert es mit der historiographischen Fachwissenschaft oder verlängert deren Diskurs, sondern Fernsehen ‚erzählt‘ Vergangenes nach eigenen Gesetzmäßigkeiten und Darstellungskonventionen und transformiert dabei Prozessualität in Sequenzialität und Temporalität in erzählte Zeit.

Mit Blick auf die mediale Rekonstruktion von Vergangenheit stellt sich das Problem der Transformierbarkeit von historischer Komplexität in die singuläre Narration einer Film- und Fernsehproduktion. Die Analyse muss versuchen, einen Zugang zu jener Erzählstrategie zu öffnen, die die einzelnen Elemente der historischen Überlieferung auswählt, um etwas Anderes wegzulassen, diese aneinander bindet und eine erzählerische Kontinuität formt. Diese Verknüpfungsfunktion übernimmt die Montage. Bilder und Töne einer Fernsehsendung stehen nicht unverbunden nebeneinander, sondern sie sind konstitutive Bestandteile im filmischen Narrations- und Konstruktionsprozess und auf kognitive Verstehensleistungen ausgerichtet, denn erst ihre synthetisierende Wahrnehmung schafft Bedeutung. Die Bewertung der Abfolge von Bildern und Tönen setzt ein Verständnis der kommunikativen Strategie voraus. Dieses fördert das Erkennen der konstitutiven Elemente einer televisuellen Geschichtskonstruktion und macht die in ihrer Kombination realisierten Beziehungen und Verknüpfungen interpretierbar.

In der Gewichtung und Interpretation der verschiedenen visuellen, auditiven, musikalischen, grafischen Ausdrucksformen einer historischen Dokumentation gilt es insbesondere den Einsatz und die Rolle der Zeitzeugen (neu) zu perspektivieren. Es genügt nicht, schlicht ein „Zeitzeugengewimmel“ (Finger 2005, 44) festzustellen, sondern es gilt, die zeitzeugenzentrierte Darstellung auf ihre konstruktive Eigenleistung hin zu untersuchen. Da die Zeitzeugen aus der Gegenwart auf das Geschehen von damals schauen, sie sich also auf der gleichen Zeitebene befinden wie die Zuschauer, verringert sich nicht nur der Abstand zwischen Zuschauer und Zeitzeugen, sondern die Dokumentation schafft zusätzlich einen Erlebnisraum, in dem sich Emotionen wie Betroffenheit, Mitleid, Empörung entfalten können. Die Berichte von

Zeitzeugen erhöhen nicht nur Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit, sondern die Autoren nutzen die Zeitzeugen bewusst für ihre eigene Erzählstrategie und implantieren die entsprechenden Aussagen in ihr Darstellungskonzept.

Ein weiteres Desiderat bildet die altersgruppendifferentielle Nutzungs- und Rezeptionsforschung, um Aussagen über die Wirkung und Prägekraft der audiovisuellen Erinnerungsarbeit für das Geschichtsbewusstsein machen zu können (Handro 2007, 227). So lange keine gesicherten Erkenntnisse und Befunde über die Motive und Wirkungen der Fernseherlebnisse der verschiedenen Rezipientengruppen auf Geschichtswissen, Sinnbildung und Geschichtsbewusstsein vorliegen, bleibt die Frage nach der Deutungskonkurrenz zwischen historischer Fernsehdokumentation und Geschichtswissenschaft unbeantwortet.

LITERATUR

- Baring, Arnulf (1983): *Der 17. Juni 1953*, 2. Aufl., Stuttgart.
- Bolesch, Cornelia (Hg.) (1990): *Dokumentarisches Fernsehen*, München.
- Bösch, Frank (2006): *Holocaust mit „K“*. Audiovisuelle Narrative in neueren Fernsehdokumentationen, in: Gerhard Paul (Hg.): *Visual History*. Ein Studienbuch, Göttingen, 317-332.
- Brant, Stefan (d.i. Klaus Harpprecht) und Klaus Bölling (1953): *Der Aufstand*. Vorgeschichte, Geschichte und Deutung des 17. Juni, Stuttgart.
- Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen (Hg.) (1953): *Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953*. Denkschrift über den Juni-Aufstand in der sowjetischen Besatzungszone und in Ost-Berlin, Bonn.
- Crivellari, Fabio, Kay Kirchmann, Marcus Sandl und Rudolf Schlögl (Hg.) (2004): *Die Medien der Geschichte*. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive, Konstanz.
- Eco, Umberto (1985): *Über Gott und die Welt*. Essays und Glossen, München u.a.
- Faulenbach, Bernd (2004): *Der 17. Juni im kollektiven Gedächtnis des geteilten und vereinten Deutschland*, in: *Der Volksaufstand am 17. Juni 1953 – ein gesamtdeutsches Ereignis?*, hg. von Silke Flegel, Frank Hoffmann, Evelyn Overhoff, Bochum, 17-35.
- Feil, Georg (Hg.) (2003): *Dokumentarisches Fernsehen*. Eine aktuelle Bestandsaufnahme, Konstanz.
- Finger, Evelyn (2005): *Was der Bunkertelefonist gesehen hat*, *Die Zeit*, Nr. 11, 44.
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung*. Grundzüge einer historischen Memorik, München.
- Gehrau, Volker (2001): *Fernsehgenres und Fernsehgattungen*. Ansätze und Daten zur Rezeption, Klassifikation und Bezeichnung von Fernsehprogrammen, München.
- Hagen, Manfred (1990): *Filme und Tonaufnahmen als Überrestquellen – Versuch einer thematisch-kritischen Bild- und Tonquellenedition zum 17. Juni 1953*, in: *GWU* 6, 352-369.
- Hagen, Manfred (1992): *DDR – Juni '53*. Die erste Volkserhebung im Stalinismus, Stuttgart.
- Handro, Sakia (2007): *„Wie es euch gefällt!“*, *Geschichte im Fernsehen*, in: *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik*, Jahresband 2007, 213-231.
- Heller, Heinz-B. (1994): *Dokumentarfilm im Fernsehen – Fernsehdokumentarismus*, in: Peter Ludes, Heidemarie Schumacher und Peter Zimmermann (Hg.): *Informations- und Dokumentarsendungen*, *Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland*, Bd. 3, München, 91-100.
- Heller, Heinz-B. und Peter Zimmermann (Hg.) (1990): *Bilderwelten – Weltbilder*. Dokumentarfilm und Fernsehen, Marburg.
- Klöss, Erhard (1995): *Zum Fernsehen als historiographischer Gattung*. Geschichtsschreibung und Fernsehen, in: *Geschichte, Politik und ihre Didaktik* 23, H. 3/4, 219-222.
- Kowalczyk, Ilko-Sascha (2003): *17.6.1953: Volksaufstand in der DDR*. Ursachen – Abläufe – Folgen, Bremen.

- Kowalczuk, Ilko-Sascha, Armin Mitter und Stefan Wolle (Hg.) (1996): Der Tag X – 17. Juni 1953. Die ‚Innere Staatsgründung‘ der DDR als Ergebnis der Krise 1952/54, 2., durchges. Aufl., Berlin.
- Krämer, Martin (1996): Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum.
- Kümmel, Peter (2004): Ein Volk in der Zeitmaschine, *Die Zeit*, Nr. 10, 41.
- Landgraber, Wolfgang (2003): Ihr da draußen, wir hier drinnen ... Vom komplizierten Verhältnis zwischen Dokumentarfilmautor und Redakteur, in: Georg Feil (Hg.): Dokumentarisches Fernsehen. Eine aktuelle Bestandsaufnahme, Konstanz, 247-259.
- Ohse, Marc-Dietrich (2003): Rückblicke, Aussichten. Erinnerungskultur und deutsche Befindlichkeit, in: *DA* 36, H. 6, 924-928.
- Pöttker, Horst (1997): Aktualität und Vergangenheit. Zur Qualität von Geschichtsjournalismus, in: Günter Bentele und Michael Haller (Hg.): Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure – Strukturen – Veränderungen, Konstanz, 335-346.
- Scholz, Arno und Werner Nieke (Hg.) (1953): Der 17. Juni. Die Volkserhebung in Ostberlin und in der Sowjetzone, Berlin.
- Spittmann, Ilse und Karl Wilhelm Fricke (Hg.) (1983): 17. Juni 1953. Arbeiteraufstand in der DDR, Köln 1983.
- Steinbach, Peter (1997): Ein Denkmal zum 17. Juni 1953? in: *WerkstattGeschichte* 16, 70-78.
- Steinkopff, Volker (2001): Dokumentare Bilder – ein Beleg für stattgefundenes Leben?, in: Gebhard Moldenhauer und ders. (Hg.): Einblicke in die Lebenswirklichkeit der DDR durch dokumentare Filme der DEFA, Oldenburg, 13-18.
- Wember, Bernhard (1972): Objektiver Dokumentarfilm? Modell einer Analyse und Materialien für den Unterricht, Berlin.
- Wendorf, Joachim (1998): Über den Quellenwert historischer Film-, Photo- und Tonaufnahmen. Eine Untersuchung am Beispiel des 17. Juni 1953, Dissertation zur Erlangung des Dokortitels, angenommen von: Georg-August Universität Göttingen, Philosophische Fakultät, 1998-01-27, <http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/1999/wendorf/inhalt.htm>.
- Wolf, Fritz (2003): Alles Doku – oder was? Über die Ausdifferenzierung des Dokumentarischen im Fernsehen, hg. von der Landesanstalt für Medien NRW, LfM-Dokumentation Bd. 25, Düsseldorf.
- Wolfrum, Edgar (1999): Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990, Darmstadt.
- Ders. (2003): Neue Erinnerungskultur? Die Massenmedialisierung des 17. Juni 1953, in: *ApuZ* B40-41, 33-39.
- Zimmermann, Peter (1994): Geschichte von Dokumentarfilm und Reportage von der Adenauer-Ära bis zur Gegenwart, in: Peter Ludes, Heidemarie Schumacher und ders. (Hg.): Informations- und Dokumentarsendungen, Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 3, München, 213-324.
- Zimmermann, Peter (Hg.) (1992): Fernseh-Dokumentarismus. Bilanz und Perspektiven, München.

Medialität und Erinnerung

Darstellung und „Verwendung“ von Zeitzeugen in Ton, Bild und Film

Alexander von Plato

Fragen

Das Thema „Medialität und Erinnerung“ oder „Zeitzeugen in Ton, Bild und Film“ hat viele Dimensionen:

- Es können einfach die jeweiligen Vorzüge von Videoaufnahmen oder Tonaufzeichnungen von Gesprächen mit Zeit- und Augenzeugen abgehandelt werden, wobei es allgemeiner auch um das Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit bzw. Visualität gehen kann.
- Zu diesem Thema gehört darüber hinaus die unterschiedliche „Nutzung“ von Zeitzeugeninterviews für die Wissenschaft und die Bildungsarbeit, für Ausstellungen und Gedenkstätten, in Spiel- oder Dokumentarfilmen bzw. in Dokudramen. Damit ginge es auch um das Verhältnis von Wissenschaft und Pädagogik bzw. Journalismus.
- Und es kann auch um das unterschiedliche Altern oder gar die „Veralterung“ von lebensgeschichtlichen Interviews auf Video-, Audiotapes oder Protokollen bzw. Transkripten gehen. Wir leben, was die Zwischenkriegszeit, den Nationalsozialismus, den Zweiten Weltkrieg oder die Besatzungszeit betrifft, am Übergang von Zeitgeschichte mit lebenden Zeitzeugen zur Geschichte ohne dieselben. Was geschieht danach – und eventuell unterschiedlich – mit den Audio- und den visuellen Aufzeichnungen der Erfahrungen durch neue Generationen?
- Es kann auch um eine Ethik des Umgangs mit Zeitzeugen in Filmen vor allem in der Frage von Privatheit und Öffentlichkeit gehen.
- Das Thema kann – und dies ist die übliche Problemstellung – vollkommen „anders herum“ angegangen werden: Es könnte nämlich zentral die Wirkung von Medien auf die Erinnerung der Zeit- und Augenzeugen hinterfragt und damit die Glaubwürdigkeit von Zeitzeugen geprüft werden.

Mit diesem letzten Problem will ich beginnen, um mich dann – in gebotener Kürze – den anderen Dimensionen zu nähern mit dem Ziel, den Blick zu schärfen für den medialen Einsatz von und den Umgang mit Zeitzeugen in Ton und Film, mehr nicht.

Wirkung medialer Darstellung auf die Erinnerung

Als ich vor einigen Jahren Frau S., eine sozialdemokratisch orientierte Vertriebene aus Schlesien, die heute im Ruhrgebiet lebt, interviewte und nach ihren Nachkriegserlebnissen befragte, berichtete sie viel über die Schwierigkeiten der Flüchtlingsintegration, aber auch über die überwiegend gute Aufnahme am Arbeitsplatz und über die große Bedeutung der Währungsreform sowie des Lastenausgleichs für ihr eigenes Leben. Aber sie geriet völlig aus dem Tritt, als ich sie nach der Erinnerung an die Gründung der Bundesrepublik fragte. Ihr fiel nichts ein – wie übrigens vielen unserer westlichen Interviewpartnern. Unsere zweite Interviewsitzung begann Frau S. jedoch äußerst lebhaft mit der Beschreibung der Entstehung des Grundgesetzes und der Gründung der Bundesrepublik. Sie wusste nun über die Herrenchiemseer Konferenz Bescheid und betonte die Rolle von Carlo Schmid und Annemarie Renger, also bedeutender Sozialdemokraten mit Verve. Natürlich versuchte ich die Ursache für den Wechsel in dieser Erinnerungsleistung herauszufinden. Frau S. wehrte ab oder schien sich ertappt zu fühlen. Jedenfalls erklärte sie etwas hektischer als zuvor: Sie sei doch immer Zeitungsläserin gewesen und ihre Kinder hätten das in der Schule gelernt; dabei seien ihre Erinnerungen aufgefrischt worden usw. Aber bald kam heraus, dass zwei Abende zuvor ein Film über Annemarie Renger im Fernsehen gesendet worden war, der all das enthielt, was sie als eigene Erinnerung ausgab.

Aha, könnte man sagen, die Leute erinnern sich also nicht an die eigenen Erlebnisse und Erfahrungen einer bestimmten Zeit, sondern an die Darstellungen dieser Zeit, die in verschiedenen Medien gesendet oder geschrieben wurden. Dieser erste Eindruck über die mangelnde Glaubwürdigkeit von Zeitzeugen oder gar ihre Lügenhaftigkeit weitet sich bei manchen Repräsentanten der historischen Zunft schnell zu einem Argument gegen die Zeitzeugenforschung insgesamt aus.

Aber natürlich ist das Problem der Glaubwürdigkeit von Zeitzeugen im Verhältnis von Medien und Erinnerung komplexer. Ich hätte ebenso gut mit einer anderen Geschichte beginnen können. Frau M., die ich im Rahmen eines Projekts über die Erinnerung an die Bombardierung Dresdens im Februar 1945 befragte, wehrte sich vehement gegen einen Fernsehfilm, ein Dokudrama über die Luftangriffe auf Dresden, das eine Liebesgeschichte zwischen einem abgeschossenen britischen Piloten und einer Deutschen ins Zentrum seiner Dramaturgie gestellt hatte. Sie brachte einige glaubwürdige Argumente auf ganz unterschiedlichen Ebenen, warum die im Film erzählte Geschichte unmöglich gewesen wäre. Überhaupt hätte der Film eine Reihe von „Falschmeldungen“ enthalten, die sie auch sehr genau aufschlüsselte und zu widerlegen versuchte.

Diese beiden Beispiele und viele andere, die ich anführen könnte, zeigen, dass mediale Berichte über eine Zeit, ein Ereignis oder über die Auswirkung bestimmter Ereignisse nicht einheitliche, sondern sehr unterschiedliche Wirkungen auf die Erinnerung von Zeit- und Augenzeugen haben bzw. auf deren Erzählungen. Und es ist die Aufgabe und die Kunst der Befragung und der Interpretation herauszufinden, ob eine persönlich erscheinende Darstellung aus medialen Darstellungen resultiert oder/und aus eigenen Erlebnissen, ob sie zu den sonstigen Erfahrungen und Erlebnissen dieser befragten Person passt oder aufgesetzt bzw. unglaubwürdig erscheint.

Das heißt also: Wir müssen uns in der Tat damit auseinandersetzen, woher bestimmte Erinnerungen, Ansichten und Orientierungen stammen, um sie im Rahmen

einer lebensgeschichtlichen Darstellung zuordnen und interpretieren zu können. Aber man sollte sich vor der Annahme hüten, dass die medialen Präsentationen einfach eins zu eins von den Zeit- oder Augenzeugen übernommen werden. Im Gegenteil: Mit dem Wissen darüber, dass bestimmte mediale Präsentationen von Zeitzeugen gelesen, gehört oder gesehen wurden, beginnt erst die eigentliche Arbeit der Interpretation, die manchmal vorschnell für überflüssig gehalten wird, so als ob mit dem Hinweis, es handle sich um eine diesem oder jenem Film entlehnte Erzählung, alles gesagt wäre. Im Gegenteil: Es muss untersucht werden, warum einige Elemente einer medialen Präsentation von einigen Interviewpartnern übernommen werden, anderes von anderen nicht. Man könnte sogar gegenläufig argumentieren: Die Übernahmen von *bestimmten* medialen Berichten können Schlüssel für die Interpretation von Zeitzeugenberichten sein. Vielleicht hat die gescholtene Frau S. mit der Erklärung, ihre Erinnerungen seien durch den Film über Annemarie Renger „aufgefrischt“ worden, den zu manchen dieser Überlegungen passenden Begriff gefunden.

Denn – und dies wäre *eine* andere wissenschaftliche Argumentation: Erfahrungen sind niemals identisch mit unmittelbar Erlebtem. Erfahrung ist verarbeitetes Erlebnis und verarbeitete Geschichte. Und Erlebnisse werden bekanntermaßen sehr unterschiedlich wahrgenommen, verarbeitet und erzählt, unter anderem je nach Herkunft, Milieu, Geschlecht, Bildung, religiöser und politischer Orientierung, nach „Angeboten“ zur Verarbeitung durch andere, die Ähnliches erlebt hatten, durch Literatur, Medien, Gedenkstätten oder auch durch die offizielle Bildungspolitik. Es wäre also naiv zu glauben, wir würden Menschen vorfinden, die keine medialen Berichte oder Erzählungen anderer in ihre eigenen Erinnerungen oder Lebensberichte „einbauen“, ob bewusst oder nicht. Wenn wir ehrlich sind – wir tun alle dasselbe oder Ähnliches. Wir bauen die Erfahrungen anderer, die Berichte Dritter in unsere Erzählung über wichtige Lebensphasen ein, sei es als belegenden Hinweis, sei es als unsere angeblich eigenen Erlebnisse und Erfahrungen.

Das Schwierige ist nur, dass wir in der Analyse der Erfahrungsberichte anderer eher selten als häufig die medialen Quellen für bestimmte Erinnerungen entdecken können. Wenn die Zeitzeugenforschung aber vor allem verarbeitete Geschichte und deren Wirkung untersucht und weniger die „facts and figures“, dann wäre dieser Einwand nicht wesentlich: Denn die „Passung“ dieser medialen Quellen in unsere Erfahrungen sind wichtiger als die möglichen medialen Quellen selbst, die die befragten Personen aufgegriffen haben oder nicht, da es ja um die Inhalte und die Weisen der Verarbeitung von Geschichte geht – und da spielt immer Adaption von Berichten Dritter eine Rolle.

Etwas anders ist es jedoch bei Augenzeugenberichten über bestimmte Ereignisse. Wenn sich diese Augenzeugen als die eigentlich Glaubwürdigen ausgeben, dann müssen sie sich noch mehr als Zeitzeugen gefallen lassen, dass man die Herkunft ihres Wissens sehr genau unter die Lupe nimmt, ihre Berichte mit denen anderer vergleicht oder Widersprüche in ihren Erinnerungen deutlich macht und anderen Quellen gegenüber stellt.

Es gibt aber auch eine ganz andere Dimension: Gegenläufig zu den bisherigen Beispielen haben wir eine Fülle von persönlichen Erzählungen, die die Wissenschaft oder den Journalismus erst auf bestimmte Spuren geführt haben. Wie zum Beispiel die frühe KZ- bzw. Holocaustforschung, die Untersuchung der Kriegsgefangenenlager oder der sowjetischen Speziallager in Deutschland. Diese Forschungen entstanden

zu einer Zeit, als es nur wenige oder keine wirksamen medialen Präsentationen zu diesen Themen gab. Hier haben also die persönlichen Erinnerungen spätere Forschungen, Artikel oder Filme angeregt oder überhaupt erst möglich gemacht.

Ein Beispiel dafür: Jüngst erzählte mir Herr F., ein Sinto aus Ostpreußen, in einem lebensgeschichtlichen Interview zur Zwangsarbeit, dass die Behörden des „Dritten Reiches“ Angehörige von Zigeunerfamilien auseinander gerissen, vereinzelt und auf verschiedene Dörfer und Höfe verteilt hätten. Da ihnen zugleich Fahrten von Gemeinde zu Gemeinde verboten wurden, hätten sie sich alle aus den Augen verloren und sich nach dem Krieg gesucht – zumeist vergeblich, weil so viele umgebracht worden waren. Diese Repressionsmaßnahme ist in der bisherigen Forschung zur nationalsozialistischen Zigeunerpolitik bisher nicht aufgegriffen worden.

Die unterschiedliche „Nutzung“ von Zeitzeugenberichten in Wissenschaft und Bildungsarbeit

Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, dass Zeitzeugenbefragungen und deren Interpretation in Wissenschaft, Pädagogik und Journalismus dasselbe seien.

Wenn beispielsweise Zeitzeugen in den Schulunterricht eingeladen werden, geht es zumeist um die Wirkung auf die Schülerinnen und Schüler, um die didaktische Nützlichkeit, um das Mitleid oder – etwas ironisch formuliert – um die Identifikation der Schülerinnen und Schüler mit einem subjektiven Schicksal in der großen Geschichte, das mit der Würde des Alters vorgetragen wird, sei es das Schicksal eines Opfers, eines Märtyrers, eines Widerständlers oder von Helden beiderlei Geschlechts. Letztlich geht es also in den meisten Fällen um eine eindrucksvolle Illustration für ein historisches Ereignis oder eine historische Entwicklung, deren eigentliche Bedeutung man aus anderen Quellen gewonnen hat. Überdies hat sich in Schulen meines Erachtens nicht selten eine schlechte Praxis entwickelt, in der die emotionale Identifizierung, die „politische Correctness“, eine schematisierte Vorstellung des Verhältnisses von Subjekt und Geschichte mit „professionalisierten“ Zeitzeugen vorherrschend ist. Für sich gesehen scheinen diese Auftritte nicht schlecht zu sein, da sie nur die genannten Zwecke und keine anderen erfüllen sollen. Dennoch: Wer einmal erlebt hat, wie eingeschüchtert und schweigsam, manchmal sogar bedrückt die Schülerinnen und Schüler sein können, wenn KZ-Überlebende oder Insassen früherer sowjetischer Lager ihre Vorträge halten, der ahnt etwas von den Unterschieden zwischen Wissenschaft und (schlechter) Pädagogik in der Nutzung von Zeitzeugen. Wie soll man auch als jugendlicher Zeitzeugen, die so schreckliche Erlebnisse hinter sich haben, „kritisch“ befragen können oder auf andere Quellen aufmerksam machen? Die Frage, die ich mir manchmal stelle, ist die, ob es nicht in vielen Fällen sinnvoller ist, Videoausschnitte aus Interviews mit Zeitzeugen in der Schule vorzustellen und diese diskutieren zu lassen, als Zeitzeugen auftreten zu lassen. Dann fehlt zwar die „Authentizität“ und die „Würde des Alters“, aber dafür wird für die Schüler und Schülerinnen die Freiheit zur Diskussion erleichtert. Fazit: Die Lehrenden müssen entscheiden (lernen), welche Form besser zu dem Lernziel passt.

In der Wissenschaft, zumindest in der Geschichtswissenschaft, werden zumeist ausführliche lebensgeschichtliche Interviews geführt, in denen die interviewten Personen zunächst selbst ihr Leben erzählen und die Interviewenden mit viel Zeit nachfragen oder sogar diskutieren können. Danach können die Erzählungen mit denen

anderer oder mit anderen Quellen verglichen und interpretiert werden. Wenn nötig gibt es danach noch weitere Interview-Sitzungen.¹

Auf diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, wenn Schülerinnen und Schülern eigene kleine Forschungen machen, in denen neben schriftlichen oder bildhaften Quellen auch Zeitzeugen befragt werden. Dabei ist es natürlich wesentlich einfacher, nachzufragen und die Zeitzeugenerzählungen mit anderen Quellen zu vergleichen und eine Distanz zu deren Aussagen gewinnen, was aller Erfahrung nach nicht die emotionale Identifikation zum Beispiel mit KZ-Überlebenden außer Kraft setzt, sondern sie auf einem höheren, weil vielfältigeren und weniger angreifbaren Niveau stattfinden und zugleich wissenschaftliche Methodiken lernen lässt.

Meiner Ansicht nach können ähnliche Probleme wie in der Schule auch für den Einsatz von Zeitzeugen in Gedenkstätten auftreten. Allerdings haben Gedenkstätten mindestens die doppelte Aufgabe, nämlich Zeitzeugen als wissenschaftliche Quellen zu interviewen und sie andererseits für die Bildungsarbeit zu gewinnen.

Der „Einsatz“ von Zeitzeugen in Film und Fernsehen

Vor- und Nachteile von Ton- bzw. Videoaufzeichnungen

Auf der ersten Stufe dieses Versuches der Beurteilung des „Einsatzes“ von Zeitzeugen in Ton, Bild und Fernsehfeatures und Dokumentar- bzw. Spielfilmen muss zumindest angedeutet werden, welche Vorzüge die Video- oder Filmaufnahmen von Zeitzeugengesprächen gegenüber der Tonbandaufnahme haben. Beide haben gleichermaßen den Vorteil der „Echtheit“ der Wiedergabe gegenüber dem einfachen schriftlichen Gesprächsprotokoll, das zumeist von eben jenen Personen angefertigt wird, die auch die Auswertung und Interpretation vornehmen. Die Gefahr, sich die eigenen Quellen so „hinzumodulieren“, wie es den vorgefassten Thesen möglichst weitgehend entspricht, ist zumindest gegeben. Eine Fehlerminderung könnte zwar durch die schriftliche Korrektur der befragten Person erreicht werden; dennoch gibt es die Gefahr der einseitigen Auswahl der Ausschnitte, ihrer anderen Wortwahl, der Stoßrichtung einer Argumentation, die nicht gemeint war, aber nun von den Interviewten hingenommen wird, und Ähnliches mehr.

Die Vorzüge von Videoaufnahmen gegenüber der Tonaufzeichnungen liegen auf der Hand: Neben der Stimme werden auch der Gesichtsausdruck und seine Wechsel, Schwitzen, Erröten, Gesten, der Hintergrund des Raumes, das Mobiliar, der Stil der Einrichtung, das „Hinschielen“ auf vorbereitete Texte, eventuell das Ablesen oder das freie Sprechen und einiges Andere aufgezeichnet. Das bedeutet eine Erweiterung der Interpretamente, manchmal sogar eine völlig andere Möglichkeit der Interpretation, zum Beispiel dann, wenn die Aussage eines DDR-Bürgers 1987 mit dem Zeigen an die Decke, also mit dem Hinweis auf eine möglicherweise installierte „Wanze“ und damit auf die mithörende Staatssicherheit konterkariert wurde. Schon die abwehrende Geste zu einer Frage oder ein maliziöses Lächeln kann eine ganz andere Bedeutung derselben Aussage nahe legen.

Die Video- oder Filmaufzeichnung hat allerdings – je nach technischem Aufwand und Qualitätsanforderung – den Nachteil, dass mehrere Personen im Raum sind, die

¹ Ausführlicher habe ich die Basisregeln für die Durchführung von qualitativen Interviews im Zusammenhang eines Befragungsprojektes zur Zwangsarbeit zusammengefasst (Plato 2008, 443 ff.).

für die Kamera, das Licht, den Ton und das Interview verantwortlich sind und deren Kommunikation oder auch bloße Anwesenheit die interviewte Person stören kann. Außerdem wird bei einer guten Aufnahmequalität wärmendes Licht eingesetzt, das Band muss alle 30 Minuten gewechselt werden. Hinzu kommt, dass eine Kamera und das Kamerateam bei den Interviewpartnern auch ein deutlicheres Bewusstsein einer zukünftigen Öffentlichkeit und damit entsprechende Nervosität schaffen, die während der Aufnahme gegenwärtig bleibt. Wenn allerdings weniger auf professionelle Qualität geachtet werden muss, sondern nur auf die Dokumentation, würde eine kleine Videokamera ausreichen, die von der befragenden Person allein bedient werden kann.

Die reine Tonaufnahme bedarf demgegenüber keines besonderen technischen Aufwandes und nur die Anwesenheit der befragenden Person. Das „Band“ muss heute bei digitalen Aufnahmen überhaupt nicht mehr gewechselt werden. Es gibt also bei Tonaufnahmen nahezu keine Störungen aus technischen Gründen, die die Interviewpartner daran erinnern, dass sie aufgenommen werden. Schon deshalb verschwindet meiner Ansicht nach relativ schnell die Nervosität wegen der Aufnahmesituation; das Mikrofon wird nach kurzer Zeit „übersehen“.²

Sofern eine öffentliche Präsentation, welcher Art auch immer, geplant ist, kommen bei Filmaufzeichnungen andere Anforderungen an die Interviewpartner hinzu. Dann wird schon bei ihrer Auswahl darauf geachtet, dass sie gut erzählen können, dass sie sich von der Aufnahmesituation nicht stören lassen, dass sie ein Interview am Stück „durchhalten“ können, dass sie nicht allzu nervös erscheinen und manchmal sogar entsprechend dem Sendeziel aussehen. Dass das Aussehen eine Rolle spielen kann, habe ich selbst bei einer Fernsehproduktion erleben müssen: Ein Mann, der als früherer Schwarzmarkthändler befragt worden war, wurde nach dem Filmschnitt abgelehnt, weil sein Gesicht Anfang 1945 durch eine Panzerkanone halb weggeschossen und nur unzureichend durch 'zig Operationen wiederhergestellt worden war. Aus diesem Grund sprach er auch undeutlich. Dennoch hätte man andere Wege gehen können, um ihn verständlich zu machen. Aber, so wurde argumentiert, sein Aussehen hätte Zuschauer bzw. Zuschauerinnen abschrecken können. Eine solche Auswahl nach äußeren Kriterien ist in der Wissenschaft unüblich.

Stärken und Gefahren der Zeitzeugenpräsentation im Film

Film ist nicht gleich Film: Zeit- und Augenzeugen spielen direkt oder indirekt eine Rolle in verschiedenen Filmen wie biographische Dokumentationen über bestimmte Personen oder in Nachrufen über sie, in Dokumentarfilmen, in Fernsehfeatures, in Dokudramen³ sowie in Spielfilmen. Darüber hinaus und unter anderem werden sie in Ausstellungsszenen, Einführungsfilmen und Installationen in Museen und Gedenkstätten, in Lehrfilmen in der Jugend- und Erwachsenenbildung eingesetzt. Alle diese Filme zählen Legion, haben ganz unterschiedliche Ziele und ganz unterschiedliche Bedingungen ihrer Vorführung. Ich werde hier nur beispielhaft einige Probleme, Gefahren und Stärken der filmischen Darstellungen von Interviews ansprechen.

2 Dokumentarfilmer, die mit Zeitzeugen arbeiten, wie Hans-Dieter Grabe oder Loretta Walz meinen jedoch, dass auch bei Filmaufnahmen die Aufnahmesituation schnell vergessen wird. Ich habe andere Erfahrungen.

3 Als „Dokudramen“ werden üblicherweise jene Filme bezeichnet, die zu einem Teil Aufnahmen mit leibhaftigen Zeitzeugen nutzen, zu einem anderen Teil Szenen inszenieren, in denen sowohl Aussagen von Zeitzeugen wie Inhalte aus anderen Quellen zugrunde gelegt wurden.

Allgemein gilt: Die Qualität des „Einsatzes“ von Zeitzeugen in Filmen aller dieser Genres sind danach zu beurteilen, ob sie die Stärken der Zeitzeugenforschung fassen und vermitteln können oder ob sie die erwähnten Probleme des „Einsatzes“ von Zeitzeugen perpetuieren.

Die Aussagen von Zeit- und Augenzeugen sind wesentlich und unbedingt einzu-beziehen, wenn es um die persönliche Erfahrung und die Aktivität von Personen oder um die Fortwirkung früherer Erfahrungen und Orientierungen auf eine spätere Phase der Geschichte geht. Dafür sind sie die Hauptquelle; und dafür gibt es viele positive Beispiele aus der jüngeren Filmgeschichte: so Heinrich Breloers „Eine geschlossene Gesellschaft“ (1987) über eine Jugend im westlichen Nachkriegsdeutschland in den 1950er Jahren oder sein Dokudrama „Todesspiel“⁴ über die Entführung und Ermordung Hans-Martin Schleyers oder seine Serie über „Die Manns“ (2001). Heinrich Breloer gilt als einer der Väter des Dokudramas⁵, das sich seiner Ansicht nach besonders dazu eignet, persönliche Erfahrungen in historischen Zusammenhängen darzustellen. Durch die Mischung von persönlichen Fotografien der Zeitzeugen, Dokumenten und Interviews einerseits mit inszenierten Szenen andererseits wird nicht nur deutlich, was unmittelbar von den Zeit- oder Augenzeugen stammt und was nicht, sondern es ist auch leichter, sich von den Zeitzeugen und ihren eventuell „tendenziösen“ Ausführungen zu distanzieren oder abzusetzen. Falsche oder strittige Aussagen der Augen- oder Zeitzeugen können so auch leichter korrigiert werden.⁶ Zu den gelungenen Dokudramen gehört meiner Ansicht nach auch das „Deutschlandspiel“, der Zweiteiler über die Wiedervereinigung Deutschlands von Hans Christoph Blumenberg und dem Produzenten Ulrich Lenze aus dem Jahr 2000 oder auch der Film beider über das Kriegsende 1945 „Die letzte Schlacht“ (2005).

Bei den historischen Dokumentarfilmen im Fernsehen setzte relativ früh, nämlich 1965, der Film „Ein Tag“ von Egon Monk und dem früheren KZ-Häftling Günther R. Lys über den Tagesablauf in einem Vorkriegs-KZ Maßstäbe, oder Hans-Dieter Grabes Dokumentarfilme „Mendel Schainfelds zweite Rückkehr nach Deutschland“ (1972) über einen ehemaligen KZ-Insassen und seine Schwierigkeiten mit der Bundesrepublik Deutschland. Grabe hat auch den Film „Er nannte sich Hohenstein“ gedreht (1994), der nachträglich die Wege eines eingesetzten Bürgermeisters im besetzten Polen auf der Grundlage von dessen Tagebuch nachzeichnet. In beiden Filmen wird ein Perspektivwechsel von der „Objektivierung“ einer bestimmten Geschichte hin zu der Sicht eines Individuums vorgenommen, was beide Filme mit einer enormen Intensität und Anteilnahme ausstattet und dabei zugleich die Wirkung eines bestimmten Vorgehens – im ersten Fall die Art und Weise der Wiedergutmachung – auf ein Individuum in einem neuen Licht erscheinen lässt.

Malte Ludins Kino-Film „... zwei oder drei Dinge, die ich von ihm weiß“ über seinen 1946 in Bratislava (Pressburg) hingerichteten Vater, der der Emissär Hitlers in der Slowakei war, ist für mich beispielhaft für einen „Zeitzeugenfilm“ zur persönlichen und familiären Verarbeitung des Nationalsozialismus: Ludin gelingt es, die mit

4 „Todesspiel“, realisiert von Heinrich Breloer und dem Produzenten Ulrich Lenze (1997).

5 Heinrich Breloer hat eine Reihe von anderen bemerkenswerten Filmen bzw. Dokudramen realisiert, wie über Engholm, Wehner, Speer und andere.

6 Es ist immer wieder ein Problem, historisch falsche Aussagen von Augenzeugen zu verbessern. Der Dokumentarfilmer Malte Ludin hat zu diesem Zweck auch kurze korrigierende Schriftzüge unter eine Aussage gesetzt.

Schärfe geführten Kontroversen innerhalb einer Familie um diesen Ehemann, Vater und Großvater über drei Generationen zu präsentieren, was in sich bereits eine Rarität in der filmischen Bearbeitung des Nationalsozialismus ist. Es wird überdeutlich, wie generationell unterschiedlich der Nationalsozialismus verarbeitet wurde, wie stark das Bedürfnis bei manchen Angehörigen ist, einen sehr engen Verwandten vor den Angriffen von außen zu verteidigen, oder wie schmerzhaft die Lösung von einem Täter in der eigenen Familie für andere Familienmitglieder war, kurz: wie weit die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus Risse durch Familien in Deutschland verursachen konnte. Filmisch etwas anders gelagert ist der Film von Loretta Walz „Die Frauen von Ravensbrück“ aus dem Jahr 2005, für den sie 2006 den Grimme-Preis bekam; ihr Film besteht nahezu ausschließlich aus einer dramaturgisch geordneten Zusammenstellung von persönlichen Erfahrungsberichten. Das ist selten, weil „Kopf-an-Kopf“-Filme den Ruch der Langweile und der Kopf-Lastigkeit auch in einem anderen intellektuellen Sinn haben – zu Recht, wie viele dieser so konstruierten Filme zeigen. Aber Loretta Walz schafft es, durch geschickt gesetzte Gegenschnitte Spannungen zwischen verschiedenen Erlebnisbereichen und unterschiedlichen Sichtweisen der einzelnen Zeitzeuginnen aufzubauen, die ihnen zugleich das „Recht“ auf ihre Perspektive belassen. Dieser Film erscheint mir fast wie ein selten gelungenes Lehrstück solchen Genres.

In der Bildungsarbeit sind in den letzten Jahren ebenfalls eine Reihe von Dokumentationen auf den Markt gekommen, die neben einer Zusammenstellung von Dokumenten auch Aussagen von Zeit- und Augenzeugen nutzen. Besonders eindrucksvoll ist für mich die DVD über den Frankfurter Auschwitz-Prozess von 1963 bis 1965, die vom Fritz-Bauer-Institut herausgegeben wurde. Hier werden nicht nur die Mörder, ihre Mordmaschinerie und deren Verwaltung auf vielfältige Weise dargestellt, sondern auch eine Erfahrungsgeschichte eigener Art über die 1950er und frühen 1960er Jahre ermöglicht. Dabei werden die Probleme einer rechtsstaatlichen Urteilsfindung deutlich, da die Anwälte der Angeklagten ehemaligen SS-Mitglieder sämtliche Möglichkeiten einer rechtstaatlichen Justiz für ihre Mandanten nutzen. Auf der anderen Seite können sich die Zeugen, also die früheren Opfer, natürlich nicht an Abläufe, Daten, Gesichter, die früher zumeist in Uniformen steckten, oder an Uhrzeiten und Orte erinnern, wie dies üblicherweise von Gerichtszeugen verlangt wird. Auch die CD-Rom über den Nationalsozialismus vom Cornelsen-Verlag⁷ bezieht die Erfahrungsdimension in die Lehre über den Nationalsozialismus mit ein.⁸ Es ist geradezu auffällig, dass es solche gelungenen Versuche über die DDR-Geschichte erst in Ansätzen gibt. Gegenwärtig ist eine vierteilige biographische Dokumentation „Meine DDR“ beim NDR in Arbeit, die auf der Basis von ca. 100 Interviews eine solche Sicht versucht.⁹

7 Erlebte Geschichte: Nationalsozialismus. Zeitzeugeninterviews und Unterrichtsvorschläge digital, Berlin 2005

8 Almut Leh, Loretta Walz und ich haben eine Reihe von Installationen und Fernsehdokumentationen mit persönlichen Erfahrungsberichten und Biographien im Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen produziert, so über die Wehrmachtsjustiz im Zweiten Weltkrieg, über Ermordung von Roma im besetzten Polen, über die Häftlinge im Frauen-KZ Ravensbrück, über sowjetische Speziallager in Deutschland, Elternhaus und Schule in der DDR und andere.

9 Ich habe zusammen mit Holger Riedel einen solchen Versuch unternommen: den Zweiteiler „Erlebte DDR“, der 1992 in 3sat gesendet wurde.

Das ist nur eine kleine Auswahl, die ich genannt habe, weil es hier wie in vielen anderen Filmen auch, gelungen ist, das „Subjekt in die Geschichte zurückzuholen“, Geschichte über Einzelschicksale erfahrbar zu machen und dabei den biographischen wie den jeweiligen politisch-gesellschaftlichen Zusammenhang deutlich werden zu lassen. In diesen Filmen und Dokumentationen werden Personen nicht nur als Illustrationen für die ansonsten getrennt davon abgeleiteten historische Entwicklungen eingesetzt, sondern Erfahrung wird als eine eigenständige Dimension präsentiert, die die Entscheidungen und Spielräume, die Probleme und Nöte, die Freuden und Hoffnungen von Menschen aus Fleisch und Blut in historischen Prozessen zeigen und die Auswirkungen der institutionellen, behördlichen, polizeilichen oder politischen Maßnahmen auf Personen anders zeigen als jede Verwaltungsakte.

Es gibt natürlich viele, viele Spielfilme, die auf Tagebüchern oder (auto-)biographischen Erinnerungen fußen, die schon wegen ihrer Anzahl nicht zu nennen sind. Spielfilme sind keine Dokumentationen, daher gelten für sie, ihre Figuren und ihre Dramaturgie keine erfahrungsgeschichtlichen Kriterien – höchstens im Sinne der Einordnung ihrer historischen Aussagen in wissenschaftliche Erkenntnisse. Aber ein Beispiel will ich anführen, das radikal nur die subjektive Sicht gelten lassen will, das unter anderem deshalb bis heute umstritten ist und ein grelles Licht auf die Probleme der Darstellung einer fast absolut gesetzten Subjektivität wirft. Es ist der erste Spielfilm von Alain Resnais „Hiroshima, mon Amour“ (1959) nach dem Roman und dem Drehbuch von Marguerite Duras. Ich nenne diesen Film nur, weil an ihm exemplarisch deutlich gemacht werden kann, wie eine subjektive Sicht auf die Geschichte deshalb wirkungsmächtig sein kann, weil dessen Einzelschicksale aus Hiroshima und Frankreich mit der großen Politik und der Mehrheitsmeinung kollidieren und auch heute – in Deutschland sogar mehr als zur Zeit der Entstehung des Films – nicht gerade der korrekten Sicht auf die Geschichte des Zweiten Weltkriegs entsprechen, was bei seiner Vorführung immer wieder zu starken Debatten führt: Beide Protagonisten sind Opfer anderer Art. Die weibliche Hauptperson hatte sich in einen deutschen Besatzungssoldaten verliebt und wurde deshalb verhöhnt, kahl geschoren und von der Familie in einem Keller gehalten. Die männliche Hauptperson und seine Familie sind Opfer der Atombombenexplosion über Hiroshima.

Das sind einige exemplarische Filme, in denen es gelungen ist, die eigenständige Rolle der Erfahrungsdimension sichtbar werden zu lassen. Aber Geschichte geht nicht auf in der Erfahrungsgeschichte. Daher müssen auch die Gefahren benannt werden, die in der filmischen Arbeit mit Zeitzeugen drohen:

Eine Hauptgefahr der Nutzung von Zeitzeugen ist die *Schaffung des schönen Scheins*, *Zeit- und Augenzeugen seien die eigentlichen Fachleute für Geschichte* und die Film- und Fernsehjournalisten ihre besten Vermittler. Warum sollte beispielsweise ein Augenzeuge der Bombardierung auf Dresden vom Februar 1945, um dieses Beispiel noch einmal aufzugreifen, die Gesamtzahl der Opfer dieser Luftangriffe kennen? Für diese Zahlenschätzung bedarf es der Einbeziehung anderer Quellen. Es hat sich jedoch nicht selten, nicht nur in Fernsehfilmen über Dresden, die fragwürdige Praxis eingeschlichen, auch dort die Antworten von Zeitzeugen als die „letztlich gültige Wahrheit“ zu präsentieren, wo diese eigentlich nur ihre persönlichen Annahmen wiedergeben.

Eine weitere Hauptgefahr des „Einsatzes“ von Zeit- und Augenzeugen liegt in der *mangelhaften Kontextualisierung*. Damit ist erstens gemeint, dass die Aussage einer

Person zu einem bestimmten Ereignis wiedergegeben wird, ohne dass wir etwas über den Zusammenhang erfahren, in dem diese Aussage gemacht wurde. Zweitens wird nicht kenntlich gemacht, welchen sonstigen biographischen Hintergrund diese Person besitzt, was zu ihrer Beurteilung aber essentiell sein könnte. Manchmal hat man sogar den Eindruck, dass dieser biographische Hintergrund absichtlich verdunkelt wird. Das wird bei vielen Fernsehdokumentationen schon dadurch nahe gelegt, dass man diese Personen vor dem immer gleichen schwarzen, von einem kleinen Streifen hellen Lichtes beleuchteten Hintergrund aufnimmt und nur die Bildunterschriften austauscht. Dadurch lassen sie sich leichter in verschiedenen Filmen und Zusammenhängen benutzen. Guido Knopp, der verantwortliche Geschichtschefredakteur des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF) wird von vielen Historikern als Beelzebub der Verfilmung historischer Themen behandelt. Ich teile dieses allgemeine Urteil nicht, da Knopp eine große Zahl von Dokumentarfilmen eingesetzt hat, die in meinen Augen gute Filme abgeliefert haben.¹⁰ Dennoch gibt es ebenfalls viele Beispiele für das Problem der mangelnden Kontextualisierung in eben derselben Geschichtsredaktion: So wurden in den verschiedenen Filmen über Hitler und seine „willigen Helfer“ Personen vorgestellt, bei denen nicht klar wurde, ob sie nun als Widerstandskämpfer, als Militärs oder ehemalige NS- oder SA-Führer befragt worden waren. In einigen Fällen wurde nicht erwähnt, dass Zeitzeugen zeitweilig selbst (als Täter) in KZ, in höheren Verwaltungsebenen oder als Ärzte gearbeitet hatten. Ähnliches geschah in dem Film „Der Untergang“.

Die Versuchung, anderes Bildmaterial zu verwenden, als es der Zeitzeuge kennen konnte oder das aus anderen Zeiten und Orten stammt, ist groß.¹¹ Besonders ärgerlich ist es, wenn diese andere oder Neunutzung eines eigentlich unpassenden Filmausschnittes nicht angegeben oder durch Untertitelung kenntlich gemacht wird. In meinen Augen ist es ebenfalls problematisch, wenn unter Zeitzeugenaussagen Spielfilm-szenen gelehnt werden, die Assoziationen wecken, die den Inhalten der Aussagen nicht entsprechen, oder die Erinnerungen an einen Film wachrufen, der ebenfalls in eine andere Richtung wies als die vom Zeitzeugen gewollte.

Es gibt außerdem die Gefahr sowohl in der Wissenschaft als auch in der filmischen Präsentation, dass man später hinzugefügten Korrekturen der ursprünglichen Erlebnisse durch die Zeitzeugen selbst aufsitzt.¹²

Zusammengefasst heißt dies: Aussagen von Zeit- und besonders von Augenzeugen bedürfen der wissenschaftlichen Kontrolle und Kontextualisierung. Die meisten Geschichtschefredakteure oder Filmautoren bemühen sich inzwischen auch darum.

10 Einige der genannten positiven Filmbeispiele sind im Rahmen dieser ZDF-Redaktion entstanden, so das Dokudrama „Todesspiel“ von Heinrich Breloer, der Zweiteiler zur Wiedervereinigung Deutschlands von Hans-Christoph Blumenberg und dem Produzenten Ulrich Lenze oder auch ihr Film „Die letzte Schlacht“; neben den genannten unter anderem: der Dokumentarfilm „Das Wunder von Bern“ von Ulrich Lenze (1994) und einige Filmreihen.

11 Mir wurde zum Beispiel vorgeworfen, bei dem Film „Szurowa“ über die Ermordung von Roma in Polen einen der wenigen, wenn nicht den einzigen SS-Film über eine solche Ermordung eingesetzt zu haben, der nicht in Szurowa, sondern in Lublin aufgenommen wurde, obwohl ich im Nachspann dessen Herkunft angegeben hatte.

12 Hans-Dieter Grabe hat in dem Film „Er nannte sich Hohenstein“, den ich als positives Beispiel eines Dokumentarfilms angeführt habe, ein Tagebuch benutzt, das der Zeitzeuge nach dem Krieg korrigiert hatte.

Über das Altern von Zeitzeugen und ihrer Erfahrungen im Übergang von Zeitgeschichte zur Geschichte

Gerade weil wir im Übergang von der Zeitgeschichte mit noch lebenden Zeitzeugen zur Geschichte leben, in der Zeit- und Augenzeugen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aussterben, ist es so wichtig, die Erfahrungen der damals Mitlebenden zu dokumentieren und aufzubewahren. Nur so wird es kommenden Historikerinnen und Historikern möglich sein, die subjektive Erfahrung aus jener Zeit in die kommende Historiographie einzubeziehen. Das ist einer der Gründe für die Bedeutung der vielen Befragungen, Sammlungen von biographischem Material und subjektiven Erinnerungszeugnissen. In diesen Bereichen hat es eine außerordentliche Zunahme an audiovisuellen erfahrungsgeschichtlichen Quellen gegeben, von denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine Generation zuvor nur träumen konnten – weit überwiegend zum Holocaust, aber auch und unter anderem zu Vertreibungen und Umsiedlungen, zum Alltagsleben in jenen Zeiten und Umständen und Ähnliches mehr.

So wichtig die Dokumentation von Augenzeugenberichten und Erfahrungen, von Lebensgeschichten und subjektiven Erinnerungszeugnissen sowie deren Überlieferung an nächste Generationen ist, so wenig sollte angenommen werden, dass damit unsere Sicht ebenfalls übernommen wird. Unsere eigenen Interpretationen werden vermutlich als Quellen für unsere Zeit und unser Verhältnis zu früheren Generationen angesehen werden, mehr nicht, wenn überhaupt.

Wer bestimmt in – sagen wir – 50 Jahren, welche Erfahrungsberichte aus der Zeit des Nationalsozialismus „typisch“ waren oder vereinzelt, wer versöhnt dann die damals unversöhnlichen Erinnerungen, wer vergrößert dann die damalige Vielfalt? Oder auch: Wer differenziert wieder die zeitweilig herrschenden Vergrößerungen (wie Tätervolk u.a.)? Wird dann die Vielfalt der Erfahrungen, die wir mit unseren Arbeiten und unseren Archivalien, mit Protokollen, Tonbändern und Filmen liefern, aufgegriffen oder wiederum journalistisch vergrößert?¹³

Ich habe den Verdacht, dass dieses Aufgreifen in ganz anderer Weise geschieht, einer Weise, die außerhalb unserer Kategorien und unserer Ziele liegt. Ich habe den Verdacht, dass wir die Ingredienzien für „Homunkuli“ produzieren bzw. liefern – Homunkuli in dem Sinne, dass wir Ausschnitte und Bruchstücke für kommende Wissenschaftler- und Journalisten-Generationen liefern, die daraus – in unseren Augen – Retortenmenschen machen, die unsere zukünftigen Kolleginnen und Kollegen aber als authentisch oder sogar als konsistent empfinden mögen. Dies könnte sogar aus dem guten Grunde geschehen, ihrer Zeit das verstehbar zu machen, was wir denn damals gemeint haben, was aber in der neuen Zeit nicht mehr „ankommt“ oder verstanden wird.

Auch wenn wir nicht wissen, was mit unseren Überlieferungen geschieht, ist es umso notwendiger, möglichst viele Interpretationen und Hinweise zu den Erfahrungsberichten hinzuzufügen, da innerhalb kurzer Zeit, gerade bei Bildern und Filmen, nicht mehr gewusst wird, was eine bestimmte Haartracht, ein Bart, eine Kleidung, bestimmte Knöpfe usw. bedeuteten. Zeitzeugen altern wie andere Menschen auch, aber anders als Menschen, die keine Zeugnisse hinterlassen haben; und sie veralten zumeist mehrfach entsprechend des Umschreibens der Geschichte durch nachfolgen-

13 Siehe zu diesem und den folgendem Absatz die ausführlicheren Darstellungen in meinem Aufsatz: „Zeitzeugen und die historische Zufut?“ (Plato 2000)

de Generationen je nach den Weisen der Überlieferung und nach den Zusammenhängen, in denen überliefert wird: zum Beispiel in politischen Parteien, in Firmen, Familien usw. Besonders bitter ist es für Zeitzeugen, wenn sie, die sich als Sachwalter einer bestimmten Sicht auf die Geschichte fühlten, noch zu Lebzeiten die „Definitivsmacht“ über „ihre“ Geschichte verlieren.

Es gibt bisher kaum mir bekannte systematische Arbeiten darüber, wie frühere Erfahrungsberichte von einer folgenden Generation interpretiert und von späteren uminterpretiert wurde, wenn man von einigen Ansätzen über die unterschiedlichen Interpretationen in den Nachkriegsdeutschlands absieht. Aber was weiter zurückliegende Zeiten und die Altvorderen betrifft, sind sie rar. Ich bin allerdings schon früh mit „Überlieferungsproblemen“ in meiner eigenen Familiengeschichte konfrontiert worden. Vier Beispiele will ich anführen, die auf unterschiedliche Weise zeigen, wie wechselhaft und komplex die Beurteilungen von früheren Zeugen ihrer Zeit im Verlauf der weiteren Geschichte sind und wie schwer gerade Bildinterpretationen darüber sein können.

Im ersten Fall ist mein Urururgroßvater Bodo der Protagonist: Er hing neben seiner Frau Annette in einem dicken Goldrahmen in unserem Wohnzimmer.



Schon dieser Rahmen und die rot-schwarz-weiße Kleidung des Porträtierten machten das Bild zu einem Relikt aus längst vergangenen Zeiten. Meine Großmutter verhinderte jedoch, dass wir ihn, Bodo, vergaßen. Sie schilderte ihn als einen Mann von welfisch-hannöverscher Gesinnung, der zusammen mit seiner Frau unseren Hof durch die schwierigen Zeiten der Befreiungskriege gebracht hatte, weil sie wie gemeine Bauern ihre Produkte auf dem Markt im nahe gelegenen Städtchen feil geboten hatten. Das verdiene unsere Hochachtung vor diesen fleißigen und bescheidenen Vorfahren, die auf diese Weise den Familiensitz gerettet hätten.

Zwei Generationen nach meiner Großmutter wurde von einem ihrer Großneffen, der einem anderen Familienzweig angehörte, und einem ihrer Enkel eine andere Version geliefert, die es wohl immer schon gegeben hatte, aber eher von den Älteren herunter gespielt worden war: Nun wurde herausgekehrt, dass unser dreifacher Urgroßvater zwischen 1798 und 1813 sowohl hannöverscher Landrat als auch Maire (Bürgermeister) unter den Franzosen, genauer im Königreich Westphalen unter dem König Jerome, dem Bruder Napoleons, gewesen war. Und damit nicht genug: Er hatte auch zeitweilig unter den Preußen gedient. Die Frage stellte sich also: War unser Vorfahr ein Kollaborateur oder ein treuer Welfe gewesen? Oder ein heimlicher Jakobiner? Diese Debatte wurde nicht

gelöst, passte aber gut in die nach-68er Zeiten. Die hinterlassenen Akten und sein Testament gaben nur darüber Aufschluss, dass er das französische Verwaltungssystem positiv bewertet hatte gegenüber dem hannöverschen und erst begraben werden wollte, wenn Verwesungsgeruch sich breit machte. Wir versuchten, über seine Kleidung, die er für das Gemälde angelegt hatte, einen Hinweis zu finden, ob er letztlich eine französische oder hannöversch-konservative Gesinnung besessen hatte – vergeblich. Sogar die Knöpfe waren doppeldeutig: Sie zeigten einen aufrechten Löwen, der sowohl im Wappen des Königreichs Hannover als auch im Wappen des Königreichs Westphalen geführt wurde. Es bleibt also bei dieser Frage, die damals eventuell gar nicht so eine Bedeutung hatte: Kollaborateur oder welfischer Nationaler?

Im zweiten Fall geht es um einen Urgroßonkel aus meiner großmütterlichen Familie, der – so hörte ich es als Kind – nach Mexiko auswanderte, „um sein Glück zu machen“, später als Soldat am amerikanischen Bürgerkrieg teilnahm und dafür mit einem Stück Land bezahlt wurde, das nachfolgenden Generationen wegen des Nachweises der Besitzverhältnisse Probleme schaffte. Er selbst war kinderlos geblieben, und seine Spur hatte sich verloren. Das war die gängige Version seiner Geschichte, die wiederum geeignet war, phantastische Abenteuer über ihn zu spinnen. Später hörte ich von einem Onkel im Vertrauen eine andere Version: Dieser Urgroßonkel sei ein „175er“ – so wurden damals Homosexuelle genannt – gewesen und hätte auswandern müssen, als das herauskam. Danach war erst einmal Schluss bei uns Halbwüchsigen mit den positiven Phantastereien über ihn. Heute scheint es kein Problem zu sein, eine solche Geschichte zu erzählen, oder die Zeit ist einfach über den Urgroßonkel und seine Probleme hinweg gegangen; jedenfalls weiß keiner der jüngeren Familienmitglieder mehr etwas von ihm. Oder es haben sich doch wieder Haltungen eingeschlichen, die Homosexuelle verurteilen und einen solchen nicht in der Familie sehen wollen, und sei es 100 Jahre zuvor.

Der dritte Fall ist kurz: Das Bild eines Verwandten aus den 1920er Jahren zeigte diesen etwas martialisch grimmig und wilhelminisch wegen seines gewirbelten Bartes. Er war aber, so meine Großmutter, keineswegs ein Monarchist, sondern nach dem Ersten Weltkrieg ein Anarchist geworden, was das auch immer bei ihr hieß. Bis heute frage ich mich: Wurde derselbe wilhelminische Bart, der 20 Jahre zuvor einen Monarchisten hätte schmücken können, irgendwann einmal das Zeichen eines Oppositionellen? Und wenn ja, wann und wofür stand dieser Bart? Möglicherweise wurde er auch nur angelegt, um eine Narbe oder ein Doppelkinn zu verstecken. Vielleicht würde es meinem Bart ähnlich gehen, den ich 1967 sprießen ließ und über den meine Kinder neulich sagten: Das ist doch ein typischer Lehrerbart. Wie werden zukünftige Historiker oder Historikerinnen, wenn sie das Problem überhaupt interessiert, mit diesem Bart umgehen? Werden sie noch ahnen, was für einen Ärger ich in meiner Umgebung hatte, als ich erstmalig mit diesem Zeichen der Zeit im Gesicht auftauchte?

Der vierte Fall ist komplizierter, unter anderem deshalb, weil ich Teil desselben bin: Ich habe meine Eltern seit Mitte der 1960er Jahre mit Misstrauen verfolgt, ob sie nicht doch Nazis gewesen wären. Ich glaubte immer, Indizien zu finden, letztlich war ich aber „erfolglos“. Als ich bereits Mitte/Ende fünfzig war, erhielt ich einen Brief von einem mir unbekanntem Mann aus Kanada. Er schrieb mir, dass meine Eltern 1944 eine Halbjüdin aufgenommen und als Pflichtjahrmädchen eingestellt hätten, deren Eltern später von Berlin nach Auschwitz deportiert worden waren, wo sie um-

gebracht wurden. Meine Mutter hätte ihr noch 1944 ein sehr positives Zeugnis geschrieben; sie hätte dann Deutschland verlassen. Er habe sie 1946 in London kennen gelernt, sie hätten sich verliebt und seien nach Kanada ausgewandert. Er wolle sich bei meinen Eltern in ihrem Namen bedanken; sie sei gestorben, und er fühle sich so alt, dass er sein Leben ordnen wolle. Die Zeit bei meinen Eltern sei die schönste Zeit ihrer Jugend gewesen. Später schickte er die Briefe seiner Schwiegermutter, die diese aus Berlin und Theresienstadt an ihre Tochter, seine spätere Frau, an den Wohnort meiner Eltern geschrieben hatte. Ich war ziemlich erschüttert, meine Eltern hatten mir das nie erzählt. Ich kannte nur die Version, dass die Schwester meiner Mutter sie 1943 gebeten hätte, die Tochter eines befreundeten Schriftstellers aufzunehmen, die „eine Weile aus dem Verkehr gezogen werden“ müsste. Als ich meine damals noch lebende Mutter danach fragte, erklärte sie zwar, dass in der Tat dieses Mädchen eine Halbjüdin gewesen und von ihr und meinem Vater aufgenommen worden sei, aber ihr „Halbjudentum“ habe keine Rolle gespielt. Es habe sich um einen Freundschaftsdienst für ihre Schwester gehandelt. Sie wollte sich weder damals in den 1960er Jahren noch heute dazu herbeilassen, dies als einen pro-jüdischen oder gar als anti-nationalsozialistischen Akt zu bezeichnen. Vielleicht ist diese Selbsteinschätzung richtig, und ich sowie der Großteil meiner Kollegen, die ich dazu befragte, können sich einfach nicht vorstellen, dass trotz aller Beobachtung und Kontrolle durch Nazis jemand aus einer solchen Haltung eine Halbjüdin beschützte, und zwar nicht aus politischen Gründen. Von solchen Konflikten unbelastete zukünftige Historiker können damit möglicherweise freier umgehen als die unmittelbar folgende Generation.

Alle diese Beispiele zeigen, wie schnell subjektive Erinnerungszeugnisse und Erfahrungsberichte uminterpretiert werden, wie schnell diese Uminterpretationen wiederum neuen Interpretationen weichen müssen und wie wenig Material wir zumeist besitzen, das uns helfen könnte, die jeweilige Interpretation zuzuordnen und auf den ursprünglichen Erfahrungsinhalt zurückzuführen. Ton, Bild und Film können uns zumeist mehr Interpretamente liefern, aber wie wir gesehen haben, schaffen auch sie neue Probleme. In der Wirkung auf ein ungeschultes Publikum, das solche Materialien nicht als Quelle sieht, sondern als Teil einer interessanten Dokumentation oder eines Spielfilms, scheinen mir sogar Bilder und Filme schneller zu „veralten“ als reine Texte oder Tondokumente, zu denen sich jede Generation ihre eigenen Bilder hinzu phantasieren kann. Filme zeigen mit aller Deutlichkeit die Vergänglichkeit auch der Moden, Stile oder Insignien – seien es die der Macht oder die der Opposition oder der Neuerer.

LITERATUR

- Plato, Alexander (2000): Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS (13. Jg.), 5-29.
- Plato, Alexander von (2008): Interviewrichtlinien, in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Wien.

Der (politische) Spielfilm als historische Quelle

Arthur Schlegelmilch

Die Befragung der Vergangenheit anhand audio-visueller Medien stellt eine Herausforderung dar, der sich die Geschichtswissenschaft auf breiterer Front erst seit etwa zehn Jahren stellt. (Vgl. Riederer 2006, Lindenberger 2004) Bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt lässt sich erkennen, dass der historische Quellenwert von Film-, Funk- und TV-Produktionen immer stärker wahrgenommen wird. Dahinter steht die nicht zuletzt durch einschlägige Gegenwartserfahrungen gespeiste Erkenntnis, dass „das System kollektiver Sinnkonstruktion, mit dem die Menschen Wirklichkeit konstruieren“ in hohem Maße durch Medien bestimmt und fortentwickelt wird. (Neidhardt 1993, 72) Dementsprechend werden audio-visuelle Medien – wie andere Medien auch – nicht mehr nur als Abbilder sozialer Gegebenheiten und Mentalitätslagen bzw. als Schnittstellen und Vermittlungsinstanzen in Kommunikationsprozessen gesehen (Wilharm 1995, 291 f.), sondern als eigenständige Kräfte im Prozess der Herausbildung gesellschaftlicher Wirklichkeit(en) erkannt. Gerade sein konstruktivistischer Charakter lässt den Film als geeignete Quelle für den Nachvollzug der kulturellen Formung von Wirklichkeit und von Geschichte erscheinen. Rossellinis Anspruch vom Film als „künstlerischer Form der Wahrheit“ bleibt mithin in abgewandelter Form gültig, auch wenn das einstige (naive) Realitätspathos des „cinéma vérité“ Geschichte geworden ist.¹

Wie andere künstlerische Medien verfügt auch der Film über spezifische Möglichkeiten, an gesellschaftlichen und politischen Diskursen teilzunehmen. Dies gilt nicht zuletzt dort, wo Öffentlichkeit, etwa unter Zensur und Repressionsbedingungen, nur eingeschränkt hergestellt werden kann bzw. der öffentliche Diskurs in Folge von gesellschaftlichen Tabuisierungen gestört ist. Mit seinen ausgeprägten metaphorischen, personalisierenden und emotionalisierenden Stilmitteln kann wiederum gerade der Spielfilm dazu beitragen, Diskursblockaden aufzubrechen, Gegenöffentlichkeiten anzuregen und Oppositionsbewegungen zu verstärken. Auf der anderen Seite ist unter repressiven und diktatorischen Kontextbedingungen immer auch mit der machtpolitischen Instrumentalisierung des Films durch die Herrschenden zu rechnen. Die aus diesem Blickwinkel besonders erfolgreiche Filmpolitik des „Dritten Reichs“ verweist zudem darauf, dass die Grenzen zwischen Dokumentar-, Propaganda- und Spielfilm fließend sind und der filmische auch dort (und vielleicht gerade dort) als machtpolitischer Kommunikationsraum wirksam werden kann, wo vermeintlich private Geschichten erzählt werden.

¹ Vgl. kontrastierend hierzu die teils abwegig erscheinende, weil an überzogene Authentizitätsansprüche geknüpfte Diskussion über den Quellenwert von DEFA-Filmen in dem von Klaus Finke (2001) herausgegebenen Band: DEFA-Film als nationales Kulturerbe? Siehe dazu v.a. die Beiträge von Rüdiger Steinmetz, Irmgard Wilharm und Klaus Finke.

Last but not least stellt der Film einen bedeutsamen Faktor im Prozess kollektiver Gedächtnisbildung dar. Als „Zwischenreich von Einstellungen, Denkmustern und Erfahrungshorizonten“ (Sabrow 2000, 14) kommt ihm in besonderer Weise die Fähigkeit zu, individuelle Erinnerungen zu überschreiben und auf diese Weise den Prozess der kommunikativen Erinnerung maßgeblich zu beeinflussen.²

Ungeachtet der kaum zu überschätzenden gesellschafts- und politikgeschichtlichen Relevanz des Mediums Film haben sich bis heute nur wenige Fachhistoriker daran gemacht, historische Themen anhand audio-visueller Quellen zu bearbeiten. Worin liegt diese Zurückhaltung begründet? Zunächst gewiss darin, dass es sich um ein ausgesprochen heterogenes Forschungsfeld handelt, das noch keine festen methodischen Standards aufweist und poly- und interdisziplinäre Arbeitsweisen verlangt. Hierzu gehören die Befassung mit medientheoretischen Fragen und medientechnischen Entwicklungen, mit Drehbüchern, Literaturvorlagen und Lebensbiographien ebenso wie die Aneignung von Filmlesetechniken, wie zum Beispiel die Verwendung von geeigneten Aufschreibesystemen, die Analyse der Szenerie, der Kameraführung, des Schnitts sowie des filmästhetischen Gesamteindrucks.

Damit zusammenhängend gestaltet sich das Untersuchungsspektrum – bezogen auf die Kernbereiche: Produktion und Vertrieb sowie Inhaltsanalyse und Rezeption – außerordentlich komplex, wenn man allein bedenkt, wie viele Personen und Instanzen maßgeblich an der Entstehung eines Films üblicherweise beteiligt sind, welche Bedeutung den ökonomischen und rechtlichen Rahmenbedingungen zukommen mag, wie vielschichtig und interpretationsfähig sich Inhalte und Sinngebungen darstellen und wie unübersichtlich und komplex sich die Wahrnehmungen und Reaktionen der Rezipienten niederschlagen können. In der Literatur findet sich dementsprechend die warnende Einschätzung eines „alle Dimensionen sprengenden Forschungsprogramms“. (Riederer 2003, 92)

Im Hinblick auf den Spielfilm kommt hinzu, dass es sich um eine offen fiktionale Darstellung handelt, deren Dekonstruktion aus geschichtswissenschaftlicher Sicht zwar machbar erscheinen, aber angesichts des nicht erhobenen Wahrheitsanspruchs als nicht sonderlich ergiebig angesehen werden mag. Dem wäre freilich entgegenzuhalten, dass erzählte und medial aufbereitete Geschichten gewiss nicht weniger als Filmdokumentationen geeignet sind, reale Erfahrungen zu überlagern und Wirklichkeiten zu generieren. (Lorenz 1997, 403) Wie bereits erwähnt, dürften fiktive und damit gut verklausulierbare Bilder und Texte unter eingeschränkten und repressiven Diskursbedingungen sogar über deutlich bessere Möglichkeiten zur Anregung und Bekräftigung grenzwertigen bis grenzüberschreitenden Kommunizierens verfügen als explizit verbalisierte politische Botschaften.

Die größten Probleme einer diskursgeschichtlich orientierten Filmanalyse stellen sich im Hinblick auf die Rezeptionsforschung. Sie erfordert zunächst Kenntnisse über die gegebenen Distributionsinstanzen, Vermarktungsstrategien und Verwertungszusammenhänge. Ferner bedarf sie möglichst schriftlicher Rezeptionsquellen wie Filmbesprechungen, Preisverleihungen, Zuschauerzahlen, Laufzeiten von Filmen, Informationen über die Zusammensetzung des Kinopublikums und den Ablauf einzelner Filmvorführungen. Auf Inszenierungen, Täuschungen und Manipulationen ist in die-

2 Vgl. dazu den Beitrag von Harald Welzer in diesem Heft mit der zusammenfassenden Feststellung: „Medialität ist für menschliches Gedächtnis konstitutiv“.

sem Zusammenhang besonders zu achten. Nach Möglichkeit sollten zudem filmbezogene Meinungsumfragen sowie individuelle Angaben zur subjektiven Disposition und Antizipation der Kinobesucher zum Wahrnehmungszeitpunkt vorliegen. In Anbetracht dieses Anforderungsprofils ist es wenig überraschend, dass geschichtswissenschaftliche Arbeiten zur Filmrezeption dünn gesät sind. Eine der wenigen ambitionierten Arbeiten auf diesem Gebiet, Helmut Kortes' Studie „Der Spielfilm und das Ende der Weimarer Republik“ (1998), die sich im Untertitel als „rezeptionshistorischer Versuch“ ausweist, kommt dann auch zu dem selbstkritischen Ergebnis, dass es trotz aller Anstrengungen nur unvollkommen möglich gewesen sei, dem Wirkungsspektrum der untersuchten Filme auf die Spur zu kommen und die angestrebte Herausarbeitung kollektiver Rezeptionsmuster und Rezeptionstypen zu erreichen. Letztlich sehe „jeder ... seinen eigenen Film“. (Korte 1998, 433 f.)

Gleichwohl bleibt richtig, dass die geschichtswissenschaftliche Relevanz von Medien vor allem dort zu suchen ist, wo Mediennutzung als soziales und politisches Handeln greifbar und die Wirksamkeit von Medien in Kommunikationsprozessen beobachtbar wird. (Schildt 2001, 184; Crivellari/Sandl 2003, 633) Werfen wir hierzu beispielhaft einen Blick auf die deutsche Filmszenarie der 1960er Jahre.

Zu jener Zeit sind in beiden Teilen des Landes recht bemerkenswerte Versuche unternommen worden, vorhandene Diskursblockaden mit filmischen Mitteln aufzubrechen und Debatten anzuregen. Dabei bildete sich das Genre des gesellschaftskritischen Gegenwartsfilms zunächst stärker in der DDR aus, während der mit dem „Oberhausener Manifest“ von 1962 propagierte Durchbruch des „neuen deutschen Films“ in der Bundesrepublik noch etwas auf sich warten ließ. Die im Windschatten der Mauer und im Fahrwasser des „Bitterfelder Wegs“ entstandenen DEFA-Spielfilme der ausgehenden fünfziger und frühen sechziger Jahre zeichnen sich dadurch aus, dass zu den typischen dramaturgischen Elementen des Spielfilms nüchterne, geradezu dokumentarisch wirkende Gegenwartsbeschreibungen und zeitgenössische Analysen treten. Offensichtlich dem Vorbild des italienischen Neorealismus und der französischen Nouvelle Vague folgend, steht in ihrem Mittelpunkt das „normale“, mit unauffektierten und realistischen filmsprachlichen Mitteln beschriebene Alltagsleben. Die von den strikten Vertretern des Neoverismus aufgestellte Forderung nach konsequenter Fragmentarisierung wurde allerdings nicht befolgt, sondern mehr oder weniger stark am Filmplot festgehalten und mit direkten politischen Botschaften an das Publikum nicht hinter dem Berg gehalten.

Zum Namensgeber für die kritischen Gegenwartsfilme der frühen sechziger Jahre avancierte der unter der Regie Kurt Maetzig zwischen 1964 und 1965 gedrehte Film „Das Kaninchen bin ich“. Auch wenn der Gattungsbegriff des „Kaninchenfilms“ zunächst in diffamierender Absicht (durch Horst Sindermann) eingeführt wurde und Maetzig (geb. 1911) auf Grund seines Alters, seiner vorangegangenen Erfolge und seiner Stellung eine Sonderrolle einnahm,³ kann „Das Kaninchen bin ich“ nach Intention, Inhalt, Machart und Konsequenz cum grano salis wohl tatsächlich als repräsentativ für die DEFA-Produktion von 1964/65 gelten. Dies betrifft zunächst den Filminhalt, der anhand der tragischen Liebesgeschichte zwischen einer jungen Kellnerin und einem ambitionierten Richter zum einen massive Kritik an der mangelnden Transpa-

3 Maetzig war zum damaligen Zeitpunkt u.a. DDR-Nationalpreisträger sowie Professor für Filmregie und Direktor der Deutschen Hochschule für Filmkunst Potsdam-Babelsberg.

renz und an der Lebensferne der DDR-Strafjustiz übt, zum anderen die seit dem Mauerbau in der DDR angelaufenen Reformen im Justizbereich⁴ gleichermaßen hoffnungsvoll wie skeptisch begleitet. Der Film entlarvt den Veränderungswillen des Richters letztlich als opportunistisch und unehrlich, liegt ihm doch nicht die Reform des Sozialismus, sondern vor allem die eigene Karriere am Herzen.

Damit sind Hauptanliegen und „Strickmuster“ nahezu aller „Kaninchenfilme“ beschrieben, als deren Dreh- und Angelpunkt die Orientierungsnot idealistisch eingestellter und reformorientierter Jugendlicher unter realsozialistischen Bedingungen gelten kann. Die dabei erzählten persönlichen Geschichten laufen in der Tendenz eher auf Desillusionierung denn auf Zukunftsvertrauen hinaus – letztlich bleiben die persönlichen Perspektiven aber ebenso offen wie diejenigen des reformsozialistischen Projekts. Adornos bekanntlich mit „Nein“ beantwortete Frage nach dem „richtigen Leben im falschen“ (Adorno 2008, 59), die die westdeutsche Jugend so sehr und so nachhaltig bewegen sollte, kann in gewisser Weise auch als unausgesprochenes Leitmotiv der DEFA-Filme von 1965 gesehen werden – hier allerdings in Verbindung mit der – noch vorhandenen – konkreten Utopie eines aufrichtigen, menschlichen und freisinnigen Sozialismus.

Die Verurteilung des Films „Das Kaninchen bin ich“⁵ auf dem als „Kahlschlagplenum“ in die Geschichtsbücher eingegangenen „XI. Plenum des ZK der SED“ vom 16. bis 18. Dezember 1965 hatte exemplarischen Charakter. Der gegen den Film erhobene Vorwurf, die „Verzerrung unserer sozialistischen Wirklichkeit und des Wirkens der Rolle der Partei“ betrieben und sich damit gegen den sozialistischen Staat und die sozialistische Gesellschaftsordnung gestellt zu haben, ließ sich im Grunde gegen alle Gegenwartsfilme der DEFA-Jahresproduktion 1964/65 vorbringen. Ebenso charakteristisch wie Maetzig's Verteidigungsargument, durch die Förderung selbständigen Denkens der Fortentwicklung des Sozialismus dienen zu wollen, war dessen scharfe Ablehnung durch die SED-Spitze: „Erst das Volk vergiften und dann das Gift wieder rausziehen?“ Den Drehbuchautoren und Regisseuren attestierte man ein „unzureichend gefestigtes marxistisch-leninistisches Weltbild“, den für die Einhaltung der Parteilinie verantwortlichen Funktionären wurde vorgeworfen, persönlich versagt zu haben. Die mehrfache Erwähnung des nach dem ungarischen Aufstand von 1956 verfeimten „Petöfi-Kreises“ zeigte, dass die Betroffenen sogar Gefahr liefen, als Verschwörergruppe angeklagt zu werden. (Černý 2000, 166)

Als Konsequenz der Beschlüsse des XI. ZK-Plenums wurde „Das Kaninchen bin ich“ zusammen mit elf weiteren Filmen verboten bzw. aus der Produktion genommen. Maetzig konnte sich mit einer demütigenden Selbstkritik im *Neuen Deutschland* retten und in der DEFA verbleiben, doch erreichte keiner seiner nachfolgenden Filme auch nur annähernd das kritische Niveau von 1965; Manfred Bieler (geb. 1934), der die Romanvorlage des Films geliefert hatte,⁶ fiel endgültig in Ungnade, übersiedelte

4 Im Zentrum des Films steht der Rechtspflegeerlass von 1963, mit dem „gesellschaftliche Organe der Rechtspflege“ geschaffen wurden. Ihre Aufgabe war die Beratung und Entscheidung von strafrechtlichen Bagatelldelikten. Zum Film vgl. Berghahn 2005, 146 ff.; Feinstein 2002, 151 ff.

5 Die Teilnehmer des Plenums bekamen neben „Das Kaninchen bin ich“ den Film „Denk bloß nicht, ich heule“ vorgeführt (Regie: Frank Vogel, geb. 1929).

6 „Maria Morzeck oder Das Kaninchen bin ich“. Die Veröffentlichung des Romans war bereits vor Beginn des Filmprojekts durch die „Hauptverwaltung Verlage“ untersagt worden. Der Roman erschien 1969 im Biederstein Verlag, München.

nach Prag und später in die Bundesrepublik. Auf Funktionärsseite wurden Hans Bentzien (Minister für Kultur), Günter Witt (Stellvertreter des Kulturministers), Klaus Wischnewski (Leitung Dramaturgie), Jochen Mückenberger (Direktor DEFA-Spielfilmstudio) und Werner Kühn (Parteisekretär des DEFA-Studios) entlassen.

Die Verwertung der „Kaninchenfilme“ im Rahmen eines diskursgeschichtlichen Ansatzes ist insofern problematisch, als die Filme – mit Ausnahme des kurzzeitig zugelassenen Spielfilms „Spur der Steine“ (Regie: Frank Beyer) – der Öffentlichkeit vorenthalten wurden. Diesen Mangel konnten die im Rahmen des XI. Plenums gemachten Äußerungen nicht annähernd ausgleichen, zumal dort von einer fairen Aussprache nicht die Rede sein konnte. Dies gilt nicht anders für die Vor- und Nachbereitung des Plenums⁷ – einschließlich der Selbstkritik der Beschuldigten, die in Maetzigs Fall bezeichnenderweise zu einer gleichermaßen gnädigen wie herablassenden Replik Walter Ulbrichts führte, die keinerlei ernsthafte Gesprächsbereitschaft des Parteiparates erkennen ließ. (Berghahn 2005, 151)

Indes gab es im Vorfeld intensive Debatten der an den Produktionsprozessen beteiligten Akteure. Zu ihnen sind auch die später abgestraften Kulturfunktionäre zu zählen, die sich von der kulturpolitischen Aufbruchstimmung des „Bitterfelder Wegs“ hatten anstecken lassen, den „elenden Schematismus“ der DEFA-Arbeit durchbrechen wollten und für dezentralisierte und eigenständige Arbeitsstrukturen eintraten.⁸ Eine Umfrage der Fachzeitschrift *film-wissenschaftliche mitteilungen* aus der ersten Jahreshälfte 1965 lieferte hierfür beeindruckende Belege. Auf die Frage nach Vorbildern und notwendigen Voraussetzungen der Filmarbeit verwies dort nur einer von 22 antwortenden Filmschaffenden auf die Parteilinie, während ansonsten „Weltoffenheit“ statt Provinzialismus, „das Recht, Fragen zu stellen und mit Niveau scharf zu sein“ und „Filme, in denen Wahrheit und sozialistische Tendenz übereinstimmen“ gefordert wurden. Verklausuliert, aber doch verständlich, sprach sich Kurt Maetzig dafür aus, „die Grundfrage nach der Aufgabe der Kunst in unserer Gesellschaft, dem jeweiligen Entwicklungsstand entsprechend, immer wieder neu zu beantworten.“⁹ Kaum überraschend wurde Heft 2/1965 der *filmwissenschaftlichen mitteilungen* wenige Tage nach dem XI. Plenum nachträglich aus dem Verkehr gezogen und die Redaktionsmitglieder entlassen. Der Vorwurf lautete, „systematisch Filmkünstler bei ihren Versuchen, kritisch gegen die sozialistische Gesellschaftsordnung, unser Leben und unseren Staat gerichtete Filme zu schaffen“ ermuntert und damit die „Tendenzen des Antihumanismus und des Skeptizismus“ gefördert zu haben. (Baumert 2000, 190)

Der „Kahlschlag“ des XI. Plenums betraf nicht nur Filme wie „Das Kaninchen bin ich“, „Der Frühling braucht Zeit“, „Karla“, „Denk bloß nicht, ich heule“ und „Spur der Steine“, die mit ihrer reformpolitischen Agitation nicht hinter dem Berg hielten und zum Teil deftige Seitenhiebe gegen die Partei- und Führungskader austeilten.¹⁰

7. Zum Vorfeld des Plenums vgl. Agde 2000.

8. Zur Situation im DEFA-Spielfilmstudio um 1960 vgl. Heimann 1994, 322 ff. Zur Dezentralisierung der Studioarbeit vgl. Wischnewski 2000, 179: „ich habe mich als Chef dramaturg selbst liquidiert.“ Günter Witt hatte am 14. März 1964 im Neuen Deutschland die Filmschaffenden explizit aufgefordert, „heiße Eisen anzupacken“.

9. *filmwissenschaftliche mitteilungen*, 6 (1965), H.2, 281 ff.

10. Die meisten Beispiele liefert „Spur der Steine“. Vgl. dazu das Schreiben des Leiters der HV Film vom 4.7.1966: „muss auch die Darstellung der Leitungsorgane und ihrer Funktionäre sich gegen Partei und Staat auswirken“. (Zit. n. Schittly 2002, 150).

So wurden mit dem Märchenfilm „Wenn du groß bist, lieber Adam“ (Regie: Egon Günther) und der Filmstudie „Jahrgang ‘45“ (Regie: Jürgen Böttcher) im Verlauf des Jahres 1966 auch zwei Filme gestoppt, die keine direkten politischen Äußerungen enthielten, aber mit den Themen „Wahrheit und Lüge“ (das Kind Adam verfügt über eine Wunderlampe, die Lügner sichtbar macht) bzw. „Sinnsuche und Orientierungsnot junger DDR-Bürger“ Fragen stellten, die zum damaligen Zeitpunkt als potentiell gefährlich eingeschätzt wurden. Schließlich traf das Verbotsverdict sogar den einzigen nicht gegenwartsbezogenen Film, nämlich „Der verlorene Engel“ (Regie: Ralf Kirsten), der einen Tag im Leben Ernst Barlachs beschreibt. Charakteristisch für die paranoide Atmosphäre des Jahres 1966 (und die Mutlosigkeit der Zensoren) war die diesbezügliche Begründung der Hauptverwaltung Film. Demnach durfte der Film deswegen nicht in der DDR gezeigt werden, weil er „ganz allgemein den Gegensatz zwischen Kunst und Diktatur (Totalitarismus)“ thematisierte. Der Film könne folglich „auch als Anklage gegen die staatliche Macht allgemein (also auch die sozialistische Staatsmacht) aufgefasst werden.“ (Zit. n. Richter 1994, 207)

Es stellt sich die Frage, ob die DDR mit dem „Kahlschlagplenum“ und seinen Konsequenzen Mitte der sechziger Jahre tatsächlich zu dem geworden ist, was heutzutage in plakativer Terminologie mal als „Diskursgefängnis“ (Martin Sabrow), mal als „Konsensdiktatur“ (derselbe) bezeichnet wird. Dem könnte aus filmgeschichtlicher Perspektive nur dann zugestimmt werden, wenn der politische Diskursbegriff an das explizit artikulierte politische Argument gebunden würde, wie wir es bei den meisten „Kaninchenfilmen“ vorgefunden haben. Dies erscheint freilich wenig sinnvoll, zumal sich längst nicht alle gemäßregelten Regisseure aus der Filmproduktion verdrängen bzw. auf ganz und gar unpolitische Themen verweisen oder an eine strikte parteioffizielle Kulturlinie binden ließen. Zudem fühlte man sich in ihren Kreisen eher missverstanden als überführt und strebte danach, das ZK davon zu überzeugen, sich getäuscht zu haben.¹¹

Betrachtet man unter diesem Aspekt die Spielfilmproduktion der DEFA bis zum Ende der DDR, fällt zunächst auf, dass Filme, die sich – im Sinne konstruktiver Gesellschaftskritik – dem Projekt des „besseren Sozialismus“ widmeten, deutlich seltener wurden. Eines der wenigen Beispiele für einen solchen Ansatz stellt Egon Günthers Emanzipationsfilm „Der Dritte“ (1971) dar, der im In- und Ausland erfolgreich lief und u.a. mit dem Hauptpreis des Karlsbader Internationalen Filmfestivals von 1972 ausgezeichnet wurde. Danach produzierte Egon Günther in der DDR nur noch einen – beim Publikum erfolglosen und zeitweilig in Misskredit geratenen und verbotenen – Gegenwartsfilm („Die Schlüssel“, 1972/73), der sich dem Verhältnis zwischen Polen und DDR-Deutschen widmete und damit ein offenbar zu „heißes Eisen“ anfasste.

Die geradezu gegensätzliche Aufnahme der beiden kurz hintereinander entstandenen und aufgeführten Filme Egon Günthers unterstreicht, dass die politische Kultur der DDR nur zur Hälfte als „Diskursgefängnis“ zu beschreiben ist und der platte Herrschaftsdiskurs nach Art des XI. Plenums eher die Ausnahme bildet. Dies lässt sich anhand weiterer Filme – zum Beispiel der beiden Publikumserfolge „Die Legende von Paul und Paula“ (1972/73; Regie: Heiner Carow) und „Solo Sunny“ (1980;

¹¹ „Noch schien die Utopie nicht ausgereizt, schien Hoffnung möglich: es muß doch Vernunft beginnen und sich durchsetzen. Marx ist doch Vernunft und Denken.“ (Wischniewski 2000, 171)

Regie: Konrad Wolf/Wolfgang Kohlhaase) – gut aufzeigen. Beide Filme vertraten einen klar eskapistischen Standpunkt und trafen damit einen wunden Punkt des DDR-Sozialismus. Mit Jürgen Böttchers „Jahrgang ‘45“ war 1966 ein vergleichbarer, gleichwohl mit größerer Zurückhaltung produzierter Film unter dem Vorwurf der „Heroisierung des Abseitigen“ geächtet worden, sechs Jahre später reflektierte die sozialistische Presse immerhin über die Möglichkeit, dass sich hinter dem Unkonventionellen ein „noch ungerichteter Aktivismus“ verbergen könnte: „Was ist es, was ‚die Drachen steigen‘ macht?“¹² Ähnlich erging es „Solo Sunny“, dem Spätwerk des großen DEFA-Regisseurs Konrad Wolff, das eine Geschichte voller Entfremdungserfahrungen und Identitätsnöte in sozialistischer Arbeits- und Lebenswirklichkeit schildert und dennoch nicht der Zensur zum Opfer fiel. Anders wiederum im Fall des resignativ-rebellischen Films „Jadup und Boel“ (Rainer Simon, 1980/81), dessen Bestandsaufnahme stagnierender Gesellschaftsverhältnisse und dessen Plädoyer für politische Mündigkeit und Mitsprache nach einigem Hin und Her und abschließender Intervention „von oben“ zum Verbot führte. (Berghahn 2005, 137 f.)

Eine diskursgeschichtlich ausgerichtete Filmhistorik muss im Übrigen nicht zwingend der Chronologie der Filme folgen, sondern kann auch thematisch organisiert werden. Ein solches Vorgehen bietet sich unter komparatistischen Gesichtspunkten sowie im Hinblick auf die Untersuchung von Transferprozessen besonders an. Greift man hierzu beispielsweise die Befassung mit dem Fortschrittsethos und Leistungspathos der materiellen Aufbau- und Rekonstruktionsphase in beiden deutschen Staaten heraus, so zeigen sich – in der Phase des generationellen Aufeinanderprallens in den sechziger Jahren – bemerkenswerte Parallelen zwischen Ost und West. Hier wie dort wurden einerseits die Bedingungen der Filmproduktion als unbefriedigend empfunden und zum anderen höhere Ansprüche an das Publikum gestellt; zur Forderung nach selbstbestimmter Filmarbeit gesellte sich das Ideal einer reflexiven Öffentlichkeit jenseits von Konsum und Propaganda sowie einer erneuerten politischen Moral. Als Akteure traten überwiegend jüngere Regisseure und Drehbuchautoren in Erscheinung, die sich filmästhetisch und filmpolitisch zum Neorealismo hingezogen fühlten und deren gemeinsames Interesse den Selbstfindungs- und Orientierungsproblemen sowie den Erwartungen der ersten echten Nachkriegsgeneration galt.

Während die Gegenwartskritik der DEFA-Filme im Vergleich zu westdeutschen Produktionen zunächst politisch pointierter ausfiel, entsprach der im „Oberhausener Manifest“ von 1962 ausgerufene und nach etwa vier Jahren zur Aufführung gekommene „neue deutsche Spielfilm“ in höherem Maße den ästhetischen und stilistischen Anforderungen des Neorealismo und der Nouvelle Vague. Die Ausnahme von der Regel stellt Jürgen Böttchers bereits erwähnter dokumentarischer Spielfilm „Jahrgang ‘45“ dar, der mit relativ wenigen Änderungen wohl auch imstande gewesen wäre, die soziale Gefühlswelt von Zwanzigjährigen in der Bundesrepublik zu beschreiben, und dessen erster Kameramann zu Recht stolz sein durfte, von einem Mitglied der Zensurkommission als „Ostzonen-Italiener“ betitelt worden zu sein. Auf der anderen Seite kam den Isolations- und Unverständnisbotschaften von Filmen wie „Das Brot der frühen Jahre“ (Regie: Herbert Vesely, 1961) und „Abschied von gestern“ (Regie: Alexander Kluge, 1965/66) wohl ebenfalls ost-west-übergreifende Bedeutung zu.

12 Zu „Jahrgang ‘45“ vgl. Heimann 2000, 358; zu „Paul und Paula“: Fred Gehler, Sonntag, 16 (1973).

Da die „Kaninchenfilme“ mit einer Ausnahme nicht aufgeführt werden durften, sind im Hinblick auf das Publikumsinteresse nur Mutmaßungen möglich. Immerhin verzeichnete „Spur der Steine“ (mit dem populären Manfred Krug in der Hauptrolle) während seiner extrem kurzen Aufführungsphase einen gewaltigen Publikumsandrang, was in Anbetracht des (schon damals) schlechten DEFA-Images und der seit Einführung des Fernsehens kontinuierlich sinkenden Besucherzahlen als aufschlussreiches Indiz gelten kann. (Brandt 2006, 191 ff.) Auf den Publikumserfolg von „Paul und Paula“ und „Solo Sunny“ wurde bereits verwiesen. Insbesondere Carows „Die Legende von Paul und Paula“ (mit Angelica Domröse und Winfried Glatzeder, starken surrealistischen Bildern und metaphorischen Puhdy-Songs) erreichte Kultstatus und dürfte erheblichen Einfluss auf das ideelle und damit auch auf das politische Bezugssystem der damals Zwanzig- und Dreißigjährigen gewonnen haben. Man mag in einer solchen politisch/gesellschaftspolitischen Aufladung mit Konrad Wolf eine „maßlose Überforderung“ und einen „funktionalen Missbrauch“ erkennen, insbesondere, wenn man bedenkt, dass die Filme auf der einen Seite der Verselbständigung und Formierung alternativer Lebenswirklichkeiten dienten, während sie auf der anderen Seite als Ausweis der „Weltoffenheit“ der DDR verstanden werden sollten. Doch wird ihr historischer Quellenwert dadurch nicht geschmälert. Vielmehr lässt sich an diesen und ähnlichen Beispielen die Schalt- und Schnittstellenfunktion des Mediums Film im Überschneidungsbereich von Gesellschaft und Politik hervorragend aufzeigen.

Auch in der Bundesrepublik erzielten eskapistische und narrative Filme größere Nachfrage als die auf die eigenständige Reflexivität des Zuschauers und den subversiven Charakter der bloßen Wirklichkeitsdarstellung abhebenden Projekte der ersten Autorenfilmer.¹³ Seit Ausgang der sechziger Jahre traten dann zunehmend Spielfilme auf den Plan, die sich von der ästhetischen Radikalität und Experimentierfreude der Anfangsjahre lösten und in ihren Darstellungsformen konventioneller, aber auch politisch direkter und klarer wurden. Ihr wichtigster Wegbereiter wurde Rainer Werner Fassbinder, der vor keiner Provokation zurückschreckte, aber auch Breitenwirkung erzielen wollte und perspektivisch auf ein „deutsches Hollywood“ auf hohem politischem und künstlerischem Niveau drängte.

Für den deutsch-deutschen Filmvergleich kann abschließend festgehalten werden, dass das Projekt des „besseren Sozialismus“ auf filmgeschichtlicher Ebene seinen Höhepunkt im DEFA-Spielfilm der mittleren sechziger Jahre erreichte. In der Bundesrepublik konnte sich der politische/gesellschaftskritische Spielfilm dagegen erst einige Jahre später, dann aber relativ fest und mit befriedigendem Publikumszuspruch etablieren. Während mit Filmen wie „O.K.“ (Michael Verhoeven, 1970), „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“ (Rosa von Praunheim, 1971), „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ (Volker Schlöndorff/Margarethe von Trotta, 1975), „Deutschland im Herbst“ (1978), „Der Kandidat“ (Stefan Aust u.a., 1980), „Die bleierne Zeit“ (Margarethe von Trotta, 1981) offensive politische Botschaften formuliert wurden, erschöpfte sich das gesellschaftskritische Filmschaffen in der DDR in den siebziger und achtziger Jahren in einigen wenigen mehr oder weniger nonkonformistischen Milieustudien, deren Konzessionierung und Aufführungspraxis

¹³ Als Vordenker fungierte Alexander Kluge mit seinen Filmen und begleitenden filmtheoretischen Schriften. (Vgl. z.B. Kluge 1975)

stets unberechenbar blieb. Die Chance zum Aufbau eines neuen und emanzipatorischen, deutsch-deutschen „nationalen Kinos“ bestand somit nur im kurzen Zeitfenster der frühen sechziger Jahre, danach nie wieder. Bezeichnenderweise setzte der im Herbst 1988 abgehaltene Kongress des Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden mit seiner Forderung nach „Glasnost“ dann auch bei den kassierten Filmen der Vergangenheit an und verlangte u.a. die Aufführung der dem „Kahlschlagplenum“ von 1965 zum Opfer gefallenen „Kaninchenfilme“. (Schepers 1995, 264 f.)

Abschließend noch einige Bemerkungen zur erinnerungspolitischen Dimension des Spielfilms aus deutsch-deutscher Perspektive. Der Verlauf der kommunikativen Erinnerung verläuft gegenwärtig zugunsten einer starken Kontrastierung zwischen der zum demokratischen Erfolgsmodell stilisierten Bundesrepublik und ihrem gescheiterten östlichen Gegenspieler. Populäre TV-Spielfilmproduktionen wie „Die Frau vom Checkpoint Charlie“, „Der Tunnel“, „Die Luftbrücke – Nur der Himmel war frei“ tragen hierzu das Ihrige bei und figurieren damit als öffentlichkeitswirksames Pendant zum laufenden Prozess der Aufarbeitung des diktatorischen und unrechtsstaatlichen Charakters der DDR. Hingegen haben die seit der „Wende“ herausgekommenen vier großen Kinofilme „Sonnenallee“, „Helden wie wir“, „Das Leben der Anderen“ und „Good bye Lenin“ eigenständigere Akzente gesetzt. In ihnen verbindet sich die – oft ironische und nur selten schonungslose – Abgrenzung vom SED-Staat mit dem Willen, die Handlungszwänge und Alltagskompromisse der DDR-Bürger nachzuvollziehen – in „Das Leben der Anderen“ sogar mit Blick auf einen hauptamtlichen Mitarbeiter des MfS. Dem Medium Spielfilm kommt somit im derzeitigen Ringen um das „richtige“ nationale Gedächtnis eine bemerkenswerte Ergänzungs-, vielleicht sogar eine Art Korrekturfunktion zu. Zu einem Zeitpunkt, an dem sich die (wissenschaftlich begleitete) politische Pädagogik vornehmlich der Delegitimierung der DDR widmet und wenig Raum für Historisierungsansätze lässt, gehen vom Spielfilmkino ebensolche, nicht als „Ostalgie“ misszuverstehende Impulse aus. (Bergahn 2005, 1 f.; Lindenberger 2006) Deren Bedeutung ist auch insofern nicht zu unterschätzen, als die audiovisuelle Form der Geschichtsvermittlung nicht nur weiter auf dem Vormarsch zu sein scheint, sondern deren Exponenten auch über das notwendige Selbstbewusstsein verfügen, dem – ohnehin erschütterten – Authentizitätsanspruch der professionellen Historikerschaft eigene Geschichtsdeutungen entgegenzusetzen. (Hughes-Warrington 2007). Auch unter diesem Gesichtspunkt erweist sich die Notwendigkeit, den Quellencharakter des Spielfilms im Rahmen gesellschafts- und geschichtspolitischer Diskurse anzuerkennen und zum Gegenstand geschichtswissenschaftlicher Untersuchungen zu machen.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. (2008): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben.* Suhrkamp, Frankfurt am Main, (Erstauflage 1951).
- Agde, Günter (2000): Zur Anatomie eines Tests. Das Gespräch Walter Ulbrichts mit Schriftstellern und Künstlern am 25. November 1965, in: ders. (Hg.): 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente, 2. erw. Aufl., Berlin, 128-147.
- Baumert, Heinz (2000): Das verbotene Heft: film-wissenschaftliche Mitteilungen, 2/1965, in: Günter Agde (Hg.): 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente, 2. erw. Aufl., Berlin, 189-199.

- Berghahn, Daniela (2005): *Hollywood behind the wall. The Cinema of East Germany*, Manchester 2005.
- Brandt, Susanne (2006): Kritik an der SED in dem DEFA-Spielfilm „Spur der Steine“. Ein politischer Mythos behauptet sich, in: *Politische Mythen*, Würzburg, 182-193.
- Černý, Jochen (2000): Versuch, ein Fazit zu ziehen, in: Günter Agde (Hg.): *11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente*, 2. erw. Aufl., Berlin 2000, 159-168.
- Crivellari, Fabio und Sandl, Marcus (2003): Die Medialität der Geschichte. Forschungsstand und Perspektiven einer interdisziplinären Zusammenarbeit von Geschichts- und Medienwissenschaften, in: *Historische Zeitschrift*, 277/3, 619-654.
- Daniel, Ute (1993): ‚Kultur‘ und ‚Gesellschaft‘. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 19, 69-99.
- Feinstein, Joshua (2002): *The Triumph of the Ordinary. Depictions of Daily Life in the East German Cinema 1949-1989*, Chapel Hill.
- Finke, Klaus (Hg.) (2001): *DEFA-Film als nationales Kulturerbe?*, Berlin.
- Heimann, Thomas (1994): *DEFA, Künstler und SED-Kulturpolitik und Filmproduktion in der SBZ/DDR 1945 bis 1959*, Berlin.
- Heimann, Thomas (2000): Zwischen Alltäglichkeit und Nonkonformismus. Jürgen Böttchers „Jahrgang 45“, in: Peter Zimmermann, Gebhard Moldenhauer (Hg.): *Der geteilte Himmel. Arbeit, Alltag und Geschichte im ost- und westdeutschen Film*, 351-360.
- Hughes-Warrington, Marnie (2007): *History goes to movie – Studying History on Film*, New York.
- Kluge, Alexander (1975): *Gelegenheitsarbeit einer Sklavin – zur realistischen Methode*, Frankfurt a.M., 1975.
- Korte, Helmut (1998): *Der Spielfilm und das Ende der Weimarer Republik. Ein rezeptionshistorischer Versuch*, Göttingen.
- Lindenberger, Thomas (2004): Vergangenes Hören und Sehen. Zeitgeschichte und ihre Herausforderung durch die audiovisuellen Medien, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 1, H. 1, URL: <http://www.zeithistorischeforschungen.de/16126041-Lindenberger-1-2004>.
- Lorenz, Chris (1997): *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln.
- Richter, Erika (1994): Zwischen Mauerbau und Kahlschlag 1961 bis 1965, in: Ralf Schenk (Hg.): *Das zweite Leben der Filmstadt Babelsberg, DEFA 1946-1992*, Berlin.
- Riederer, Günter (2003): Was heißt und zu welchem Ende studiert man Filmgeschichte? Einleitende Überlegungen zu einer historischen Methodik der Filmanalyse, in: Bernhard Chiari (Hg.): *Krieg und Militär im Film des 20. Jahrhunderts*, München, 85-106.
- Riederer, Günter (2006): Film und Geschichtswissenschaft, in: Paul Gerhard: *Visual history. Ein Studienbuch*, Göttingen, 96-113.
- Sabrow, Martin (2000): Einleitung: Geschichtsdiskurs und Doktringesellschaft, in: ders. (Hg.): *Geschichte als Herrschaftsdiskurs: Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR*, Köln u.a., 9-35.
- Schepers, Petra (1995): Film und Gesellschaft in der DDR. Zum Verhältnis von Staatskultur und autonomer Kultur, in: Irmgard Wilharm (Hg.): *Geschichte in Bildern. Von der Miniatur bis zum Film als historische Quelle*, Pfaffenweiler, 253-265.
- Schildt, Axel (2001): Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer künftigen Geschichte der Öffentlichkeit, in: *Geschichte u. Gesellschaft*, 27/2, 177-206.
- Schittly, Dagmar (2002): *Zwischen Regie und Regime. Die Filmpolitik der SED im Spiegel der DEFA-Produktionen*, Berlin.
- Wilharm, Irmgard (1995): Filme mit Botschaft und kollektive Mentalitäten in der frühen Bundesrepublik, in: Karsten Rudolph (Hg.): *Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing*, Essen, 290-306.

Wischnewski, Klaus (2000): Die zornigen jungen Männer von Babelsberg, in: Günter Agde (Hg.): 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente, 2. erw. Aufl., Berlin, 171-188.

Flucht und Vertreibung in der individuellen, politischen und kulturellen Erinnerung

Bernd Faulenbach

Flucht und Vertreibung der Menschen aus den traditionellen Siedlungsgebieten der Deutschen jenseits von Oder und Neiße sowie in Südosteuropa am Ende des Zweiten Weltkrieges und den Jahren danach war von großer, freilich sich verändernder Bedeutung für die betroffenen Menschen, als einzelne, als Familien, als Gruppen, in der individuellen, der kommunikativen Erinnerung und in sich herausbildenden Erinnerungskulturen, wobei sich die Frage stellt, inwieweit diese Erinnerungen über die betroffenen Menschen hinaus für die Gesellschaft insgesamt, wenn man so will für die Nation und über diese hinaus Relevanz erhalten hat. Damit aber wurden Flucht und Vertreibung auch zum Gegenstand der Geschichtspolitik.

Es geht hier also um die Entwicklung von individueller und kollektiver, von kommunikativer und kultureller Erinnerung und ihr Verhältnis zur Politik, Fragen, die nur im historischen Prozess erfasst werden können.¹

Erinnerung wird dabei als Vorgang begriffen, durch den vergangenes Geschehen in die jeweilige Gegenwart geholt, d.h. vergegenwärtigt wird, ein Vorgang, bei dem Vergangenheit und Gegenwart in Beziehung gesetzt werden, wodurch eben das Vergegenwärtigte nicht nur von der Vergangenheit, sondern auch von der Gegenwart mitgeprägt wird. (Rüsen 1994, 216) Dies aber bedeutet, dass Erinnerungen nicht nur nicht stets in gleicher Weise präsent, sondern auch dem Wandel unterworfen sind ähnlich wie die Kontexte, in denen sie zum Ausdruck gebracht werden.

Bedeutsam ist auch, dass die Erinnerungen, die zunächst mündlich geäußert, in der Kommunikation bearbeitet, dann aber eben auch fixiert, durch Medien verbreitet, zusammen mit Sachzeugnissen gesammelt, reproduziert und gleichsam zu einer Erinnerungskultur entwickelt werden. Dies lässt sich am Beispiel von Flucht und Vertreibung vielfältig zeigen, was hier jedoch nur skizzenhaft geschehen kann.

Im Hinblick auf die Vertriebenen ist bedeutsam, dass Erinnerungen mit sozialen Verhältnissen verbunden sind und ein wesentlicher Faktor für Gruppenbildungen, Vergemeinschaftungen sind. (Halbwachs 1999, 34 ff.) Sowohl die Erinnerung an die Vertreibung als auch die Erinnerung an die verlorene Heimat verbindet die Betroffenen, strukturiert jedoch auch die große Gruppe der Vertriebenen in zahlreiche Kleingruppen, mit landsmannschaftlichen, regionalen, lokalen und ähnlichen Bezügen, wobei von erheblicher Bedeutung die Generationenzugehörigkeit ist, insbesondere zur Erlebnisgeneration auf der einen Seite und den nachgeborenen Generationen auf der anderen Seite.

¹ Der Beitrag stützt sich auf frühere Beiträge des Verfassers zum gleichen Thema (etwa in *Aus Politik und Zeitgeschichte* 2002), modifiziert ihre Ergebnisse jedoch unter der angegebenen Fragestellung

Erinnerungen einer großen Zahl von Menschen sind nicht nur ein soziales Phänomen, sondern tendieren dazu, zum Politikum zu werden, insbesondere im Kontext eines dafür förderlichen Zeitklimas. Wie die Erinnerungen mit Wertvorstellungen und daraus resultierenden politischen Zielen verbunden sind, so können die Erinnerungen auch zum Gegenstand von Politik werden, die Erinnerungen in der Öffentlichkeit Raum geben, ihnen Resonanz verleihen und sie auch ein Stück weit gestalten. Dies gilt nicht nur für die nationale, sondern auch für die zwischenstaatliche Ebene. Für derartiges politisches Handeln werden seit einigen Jahren die Begriffe „Geschichtspolitik“ und „Erinnerungspolitik“ verwandt. (Reichel 1995; Wolfrum 1999, 13 ff., 25 ff.)

Diese Vorüberlegungen mögen deutlich machen, dass die Bearbeitung, Verarbeitung und Repräsentation von Erinnerungen einen komplexen Prozess bilden, der hier im Hinblick auf die Flucht und Vertreibung der Deutschen am Ende des Zweiten Weltkrieges und in der frühen Nachkriegszeit nur in groben Stücken skizziert werden kann. (Faulenbach 2002)

I. Zur Ausgangskonstellation

Wer sich mit den Erinnerungen an Flucht und Vertreibung beschäftigt, muss Flucht und Vertreibung selbst in den Blick nehmen, die sich – ungeachtet des gemeinsamen Schicksals, die Heimat durch Flucht und Vertreibung verloren zu haben – für den einzelnen, die Familien und Gruppen sehr unterschiedlich ausgewirkt haben. Die Erlebnisse und Erfahrungen waren nach dem Zeitpunkt von Flucht oder Vertreibung, nach den lokalen und regionalen Gegebenheiten, auch durch die Verwicklung in das Kriegsgeschehen (bei Flucht vor Ende des Krieges) im Einzelnen sehr unterschiedlich. (Lehmann 1993, 20 ff.) In zahllosen Fällen waren Flucht und Vertreibung nicht nur mit dem Verlust der Heimat, sondern auch der Habe, nicht zuletzt mit der Gefährdung des eigenen Lebens verbunden; zwischen 1,5 und 2 Millionen Menschen kamen dabei um – Flucht und Vertreibung gruben sich in die Erinnerung, bei aller Unterschiedlichkeit als eine unvergleichliche existentielle Erfahrung ein, die bei zahlreichen Menschen Traumatisierungen hinterließ, die lebenslang nachwirken konnten.

Waren die Erlebnisse und Erfahrungen bei Flucht und Vertreibung unterschiedlich, so gilt dies auch für die – häufig durch Zufall bestimmte – Ankunft in der Sowjetischen Besatzungszone oder in den Westzonen. Auf jeden Fall waren die Menschen nach ihrer Ankunft mit der Bewältigung elementarster Alltagssorgen, von der Unterkunft über die Ernährung bis zur Suche nach Arbeit usw. beschäftigt. Auch die Suche nach verschollenen Familienmitgliedern, Verwandten usw. nahm die Menschen in Anspruch.

Die Vergewenwärtigung des kurz vorher Erlebten spielte in der frühen Nachkriegszeit eine Rolle, als man das Erlebte den Familienmitgliedern, Verwandten, Nachbarn, doch auch Freunden vielfach erzählte oder sich mit Schicksalsgenossen austauschte. Unmittelbare kommunikative Erinnerung dominierte, doch schrieben einige das Erlebte und Erlittene auch schon auf.

Im politischen und publizistischen Raum fanden die Vertriebenen als eine Problemgruppe teils negative, teils positive Beachtung, was die Erinnerung im öffentlichen Raum beeinflussen konnte. Die Alliierten verfügten zunächst 1946 ein Koalitionsverbot der Vertriebenen, sie fürchteten eine Destabilisierung der Verhältnisse

durch eine mächtige Vertriebenenorganisation. Dieses Verbot wurde jedoch rasch gelockert und 1948 in den Westzonen aufgehoben. So bildete sich rasch ein Zentralverband der vertriebenen Deutschen, der die wirtschafts- und sozialpolitischen Interessen der Vertriebenen wahrzunehmen suchte, doch auch Landsmannschaften, denen es um die kulturelle und heimatpolitische Vertretung von Vertriebenen ging und die bald um die Wahrung des kulturellen Erbes bemüht waren. 1951 fusionierten beide Organisationen. (Weiss 1985, de Zayas 1992) Die Interessen der Vertriebenen versuchten allerdings auch die großen Parteien, CDU und SPD, aufzugreifen; gegen ihren Widerstand bildete sich – nach Aufhebung des Lizenzierungszwanges – der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) heraus, der bei den Landtagswahlen in Schleswig-Holstein 1950 23,4 % der Stimmen und bei der Bundestagswahl 1953 5,7 % der Stimmen erreichte.²

Die Vertriebenen schienen sich Anfang der 1950er Jahre als Gruppe formiert zu haben, vornehmlich als Verband mit sozialen und wirtschaftlichen Interessen, auch mit politischen Zielen (der Rückkehr in die verlorenen Gebiete), doch auch bereits als Koalition von Erinnerungsgemeinschaften – eine Dimension, die bald an Gewicht gewann. Leute aus einer bestimmten Region oder aus einem konkreten Ort begannen sich mehr oder weniger regelmäßig zu treffen, eine Presse und Jugendgruppen entstanden.

II. Die Herausbildung von kommunikativer Erinnerung und Erinnerungskultur

Für die Vertriebenen von Bedeutung war, dass sie politisch durchaus umworben wurden. Die großen Parteien waren nicht nur um eine Integration bemüht, u.a. durch die anfangs umkämpfte Lastenausgleichsgesetzgebung (Schillinger 1985, Abelshauer 1987), sie unterstützten auch die politischen Ziele der Heimatvertriebenen, die ihrerseits schon 1950 in einer Charta auf Rache und Vergeltung verzichtet hatten. Es gab in der Bundesrepublik einen breiten Konsens in der Verurteilung der Vertreibung als Unrecht und in der Forderung nach Wiederherstellung Deutschlands in den Grenzen von 1937, was auch die Unterstützung der Rückkehr in die Ostgebiete einschloss. Die Vertriebenen erfuhren im politisch-öffentlichen Bereich Anerkennung; sie waren damit mit ihren Erinnerungen als Gruppe nicht isoliert trotz unübersehbarer Integrationsprobleme. Dabei hatte die Politik eine doppelte Stoßrichtung: Einerseits bemühte sie sich um nachhaltige Integration der Vertriebenen, andererseits unterstützte sie die politischen Ziele der Vertriebenen, die sich allerdings bald nur noch auf den Rechtsstandpunkt bezog. Selbst Willy Brandt unterschrieb in dieser Zeit noch eine Erklärung, die in dem Satz gipfelte: Verzicht wäre Verrat.

Der Wille zur Integration wurde vom SED-Regime geteilt, das freilich die Heimatvertriebenen zunächst euphemistisch als „Übersiedler“ bezeichnete, dann schon in den frühen 1950er Jahren als Gruppe wegdefinierte und Flucht und Vertreibung als Themen tabuisierte; Erinnerungen wurden hier entpolitisiert, auf den familiären Zusammenhang begrenzt. Was die politischen Ziele angeht, so ging das SED-Regime früh auf Konfrontationskurs: Schon im Vertrag von Görlitz erkannte die DDR, in der ein wesentlich höherer Prozentsatz von Vertriebenen lebte als in der Bundesrepublik, die Oder-Neiße-Grenze an. Die DDR-Führung attackierte ebenso wie die Regierung

2 Zum Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) vgl. Neumann 1968.

gen der Sowjetunion und der Volksrepublik Polen die Vertriebenenverbände im Westen als Träger des Revanchismus.³

Die vielfach furchtbaren Erfahrungen bei der Flucht und Vertreibung fanden in Westdeutschland durchaus Beachtung in Öffentlichkeit, Publizistik und Literatur, es begann sich seit den 1950er Jahren schon eine Erinnerungskultur herauszubilden. Agnes Miegels Gedicht „Wagen an Wagen“, das die Flucht zum Gegenstand hat, fand Eingang in zahlreiche Schulbücher. Erinnerungen über das Geschehen wurden vielfältig dokumentiert. Nicht zuletzt begann gleich nach Gründung der Bundesrepublik die systematische Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus dem Osten durch ein wissenschaftliches Großprojekt im Auftrag des Vertriebenenministeriums. (Beer 1998 u. 1999) Ca. 10.000 Augenzeugenberichte kamen zusammen. Sie liegen heute im Bundesarchiv. Nur ein Bruchteil davon wurde in fünf umfangreichen Bänden publiziert. (Bundesministerium für Flüchtlinge, Vertriebene und Kriegsgeschädigte 1953-1962) Für die Betroffenen war das Niederschreiben ein Vorgang, durch den sie das Geschehen festhalten wollten, für sich, die Öffentlichkeit, die Nachwelt. Die Politik sah die Sammlung als Material, auf das sich bei zu erwartende Friedensverhandlungen zurückgreifen ließ. Doch zu derartigen Friedensvertragsverhandlungen ist es nie gekommen.

Erwähnt werden sollte auch, dass sich hier bereits der – vielfach auftretende – Gegensatz zwischen Zeitzeugen und ihren Erinnerungen und Historikern zeigte: Es kam im Rahmen des Projektes zwischen den Vertriebenen und Vertriebenenfunktionären auf der einen Seite und Historikern und Archivaren auf der anderen Seite zu Spannungen und Auseinandersetzungen. „Eine reine Erlebnishistorie“ – schrieb Theodor Schieder, einer der Hauptherausgeber in einem methodologischen Aufsatz – wäre „keine wissenschaftliche Historie mehr“. (Schieder 1960)⁴ Die Historiker und Archivare analysierten nüchtern, sorgfältig, fast distanziert und waren um eine behutsame Einordnung bemüht, die Betroffenen sahen voller Emotionen, teilweise auch mit Zorn und Vergeltungsdrang auf das Geschehen zurück. Der Umgang mit den Erinnerungen war damit gesellschaftlich nicht spannungsfrei.

Aufs Ganze gesehen jedoch kann keine Rede davon sein, dass die Geschehnisse um Flucht und Vertreibung der Deutschen – neben der Literatur sei auch an Filme wie „Nacht fiel über Gotenhafen“ erinnert – in der Bundesrepublik verdrängt worden sind. Auch standen die Vertriebenen politisch keineswegs am Rande der Politik. Mit dem Kern ihrer Ziele identifizierte sich – zumindest deklamatorisch – die Bonner Politik. Zugleich entwickelte sich – wie gesagt – ein vielfältiges Verbands- und Kommunikationssystem der Vertriebenen, mit regelmäßigen Treffen auf landsmannschaftlicher oder auch lokaler Basis und mit öffentlich geförderten Kultureinrichtungen.

Der insgesamt erfolgreiche Integrationsprozess der Heimatvertriebenen war komplizierter als manchmal angenommen. Insbesondere im ländlichen und kleinstädtischen Bereich, anfangs auch in den Städten, in denen Wohnraum mehr als knapp war, gab es erhebliche Spannungen zwischen Einheimischen und Heimatvertriebenen, die nicht selten ausgegrenzt waren oder sich selbst ausgrenzten, was die Erinnerung an die Heimat verstärkte und ein spezifisches Identitätsbewusstsein der Heimatvertriebenen

3 Siehe zum Umgang mit der Vertriebenenfrage in der DDR Schwartz 1997 und 2003.

4 Siehe ebd. auch die Vorbemerkung von Hans Rothfels. Zur Methode des Projektes siehe auch Broszat 1954.

stärkte. Besonders ältere Heimatvertriebene hatten Mühe, noch einmal neu anzufangen, nicht wenige scheiterten daran und starben. Unter den Heimatvertriebenen aber bildeten sich Generationenunterschiede und -gegensätze im Hinblick auf die alte und die neue Heimat heraus. Vor allem Jüngere begriffen sich schon in den 1960er Jahren nicht mehr oder nur sekundär als Vertriebene, verdrängten gleichsam ihre Vertriebenen-Identität zum Kummer der Älteren, ein Prozess, der sich Ende der 1960er Jahre „radikalisierte“.

III. Die Erinnerungskultur und der allmähliche Verlust gesellschaftlicher Anerkennung

In den 1960er und 1970er Jahren veränderte sich die Beurteilung der Vertriebenen in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, sie begannen ihre Anerkennung einzubüßen. Auf der einen Seite galt die Integration als gelungen – als eine der großen Leistungen der neuen deutschen Demokratie wurde sie zum 25-jährigen Jubiläum der Bundesrepublik gewürdigt.⁵ Auf der anderen Seite schienen die noch immer erhobenen Forderungen nach der Wiederherstellung Deutschlands in den Grenzen von 1937 ebenso illusionär wie die Vorstellung einer Rückkehr in die alte Heimat. Das Recht darauf, das seit den 1950er Jahren proklamiert worden war, ließ sich nicht ohne weiteres den jetzt in den früheren deutschen Siedlungsräumen Lebenden, insbesondere den hier Geborenen, absprechen. Die beginnende Entspannungspolitik entwickelte sich auf der Basis der durch den Zweiten Weltkrieg herausgebildeten Grenzen und implizierte mehr oder weniger deren Anerkennung.

Die Ost-Denkschrift der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) von 1965, die Kommunikation zwischen den polnischen und den deutschen katholischen Bischöfen und dann auch die sozialdemokratische Politik, die den kirchlichen Versöhnungsinitiativen folgte, bereiteten seit Mitte der 1960er Jahre verstärkt eine Aussöhnung mit Polen und den anderen osteuropäischen Ländern vor. (Faulenbach 2006) Die „neue Ostpolitik“, die Willy Brandt mit der sozial-liberalen Politik seit 1969 verfolgte und die im Moskauer und Warschauer Vertrag (beide 1970) sowie im Grundlagenvertrag (1972) und im durch die Viermächte 1971 abgeschlossenen Berlin-Abkommen ihren Niederschlag fand, erkannte – obgleich es sich formal um Gewaltverzichtsabkommen handelte – die nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Grenzen an, freilich in der Absicht, sie gleichzeitig durchlässig zu machen.⁶ Diese „neue Ostpolitik“ wurde von den Vertriebenenverbänden erbittert bekämpft, obgleich es unter Vertriebenen nicht wenige vehemente Anhänger dieser Politik gab, genannt seien Günter Grass, Siegfried Lenz, Marion Gräfin Dönhoff, Christian Graf Krockow, u.a. Für die Vertriebenenverbände aber hatte dieser Kampf die Folge, dass sie eher an den Rand des politischen Spektrums rückten. Sie gerieten in den Ruf, sich der Politik des Ausgleichs und der Versöhnung mit dem Osten zu widersetzen. Und auch im Westen wurden jetzt Flucht und Vertreibung zu Erfahrungen und Erinnerungen der Betroffenen, die sogar durch die nach den Ostverträgen möglichen Reisen nach Polen und in andere osteuropäische Länder sich wieder intensivierten – man sprach bald von „Heimwehtourismus“.

5 Vgl. die Bilanzen, die anlässlich des 25-jährigen Bestehens der Bundesrepublik gezogen wurden, z.B. Löwenthal/ Schwarz 1975.

6 Zur Ostpolitik siehe Bender 1995, 163 ff.

Es kam noch ein anderer Zusammenhang hinzu, der Flucht und Vertreibung zunehmend im öffentlichen Bewusstsein verblasen ließ. Mit dem Generationenwechsel und der Veränderung des Zeitklimas begann sich das Geschichtsbewusstsein zu verändern. Hatten im Vordergrund der Erinnerungen an das Dritte Reich während der 1950er Jahre die Leiden der Deutschen unter NS-Diktatur, Kriegs- und Nachkriegsgeschehen gestanden, die die Deutschen vielfach als Opfer erscheinen ließen, so begann sich in den 1960er Jahren die westdeutsche Öffentlichkeit verstärkt den NS-Verbrechen, die schon in der frühen Nachkriegszeit eine Rolle gespielt hatten, zuzuwenden. Der Auschwitzprozess und die anderen großen NS-Prozesse in den 1960er und 1970er Jahren machten die Ungeheuerlichkeit der NS-Verbrechen, insbesondere des Holocaust, breiten Schichten verstärkt bewusst. Die NS-Verbrechen begannen in das Zentrum der Betrachtung der jüngsten Vergangenheit zu rücken und wurden zu einem, der die deutsche wissenschaftliche und publizistische Diskussion, teilweise auch die Kultur (mit-)beherrschenden Thema. (Faulenbach 1987, Reichel 2001, Steinbach 1981) Die Einsicht war unabweisbar: Die Deutschen waren nicht nur Opfer, sondern auch Täter. – Parallel dazu traten die Leiden der deutschen Bevölkerung, auch die der Vertriebenen im öffentlichen Bewusstsein in den Hintergrund.

Die Erinnerung an die NS-Zeit und an Flucht und Vertreibung standen in einem merkwürdigen Parallelismus und teilweise auch Austauschverhältnis, das etwa darin zum Ausdruck kam, dass auf den Geländen von Konzentrationslagern in Flossenbürg und Langenhagen an der Wewelsburg Häuser für Vertriebene errichtet wurden – auch die Nutzung von Lagereinrichtungen vor und nach 1945 mag man in diesem Kontext nennen. Und als die erste Gedenkhalle 1960 in Oberhausen errichtet wurde, lag der Schwerpunkt auf NS-Terror und Krieg, doch wurde auch ein Raum für Thematisierung von Flucht und Vertreibung eingerichtet. Etwas Ähnliches gab es auf der Wewelsburg.

Allerdings ging auch in den 1970er Jahren die Kulturarbeit der Vertriebenen weiter. Patenschaften von Städten im Westen für Heimatvertriebene aus bestimmten Orten waren vereinbart, Museen und Heimatstuben vielerorts aufgebaut worden – dies alles durchaus gefördert mit öffentlichen Mitteln, auch Mitteln des Bundes. In dieser Hinsicht stellte 1969 die Abschaffung des Vertriebenenministeriums, dessen Aufgaben nun vom Innenministerium übernommen wurden, keine Zäsur dar. Doch wurden die Erlebnisse von Flucht und Vertreibung, auch des Verlustes der Heimat, nicht nur mehr und mehr zu Erinnerungen nur noch der Betroffenen und ihrer Familien, sondern deren Bedeutung differenzierte und polarisierte sich auch politisch und generationenbezogen. Weiter wurden Bücher über Flucht, Vertreibung und Heimat publiziert, wobei nur ein Teil von der Absicht geleitet war, mit Vertreibungsberichten gegen die Verständigung mit den osteuropäischen Ländern zu emotionalisieren, ein anderer Teil hatte eher einen elegischen Ton und enthielt eine versöhnende Tendenz. (Auerbach 1985, 49 ff.) Doch aufs Ganze gesehen fand dieses Geschehen nur noch relativ wenig Resonanz über die Erlebnisgeneration der Heimatvertriebenen hinaus. Für viele historisch Interessierte handelte es sich um eine gewiss tragische, doch mehr oder weniger abgeschlossene Geschichte. Angesichts der lange vorherrschenden Verknüpfung der Erinnerungen mit politischen Forderungen, die mehr und mehr als unzeitgemäß und der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert auch als unangemessen betrachtet wurden, wurden Flucht und Vertreibung sowie der Verlust der Ostgebiete zu Anathemata in beträchtlichen Teilen der meinungsführenden Öffentlichkeit wie der

Zeithistorie.⁷ Alfred Heuß gehörte mit seinem Buch „Versagen und Verhängnis. Vom Ruin deutscher Geschichte und ihres Verständnisses“ zu denen, die dies zu durchbrechen versuchten, dabei jedoch in der Öffentlichkeit als irritierend begriffen wurden. Die Menschen aber blieben mit ihren Erlebnissen allein oder auf ihre sich allmählich ausdünnenden Milieus beschränkt.

IV. Erinnerungen und Erinnerungskultur der Vertriebenen vor und nach 1989

Auch nach dem Regierungswechsel 1982 erfolgte kein Wechsel der Deutschlandpolitik. Helmut Kohl setzte die „neue Ostpolitik“ Willy Brandts und Helmut Schmidts – bei nur unwesentlich veränderter Semantik – fort. Zwar nahm Helmut Kohl 1985 an dem Schlesiertreffen teil, das ursprünglich unter dem dann noch modifizierten Motto stand „Vierzig Jahre Vertreibung – Schlesien bleibt unser“.⁸ Auch würdigte Bundespräsident Richard von Weizsäcker die Vertriebenen und ihre Opfer in seiner großen Rede zum 8. Mai 1985 keineswegs nur am Rande. (Weizsäcker 1985) Doch hatte sich eine Politik, die auf die Wiedergewinnung der Ostgebiete zielte, für alle politischen Parteien längst überholt. Dies wurde 1990 deutlich, als Kohl in der Frage der völkerrechtlichen endgültigen Anerkennung der Ostgebiete zwar im Rahmen der 2+4-Verhandlungen – aus taktischen Gründen – zögerte, was zeitweilig zu einer erheblichen Belastung der deutsch-französischen Beziehungen führte. Doch gab es auch für ihn keine Möglichkeit mehr, der endgültigen Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze auszuweichen.

Allerdings waren damit die Erinnerungen an Flucht und Vertreibung, auch an die frühere Heimat nicht ausgelöscht. Seit den 1970er, verstärkt seit den 1980er Jahren entwickelte sich – nach Abschluss der Ostverträge – ein Tourismus in die früheren Ostgebiete, der die alte Heimat der Erlebnisgeneration einerseits näher brachte, andererseits aber in Distanz rückte. Verstärkt reisten dann, besonders seit den 1990er Jahren, auch nachgeborene Generationen in den Osten, teilweise lebensgeschichtlich motiviert, nach der Geschichte der Familie fragend. Durch innerfamiliäre Erzähltraditionen hatten und haben die nachfolgenden Generationen Teil an der Erinnerung an Flucht und Vertreibung, vor allem auch an die Heimat. Es entstand auch eine Literatur, die trotz der Erinnerung an die Heimat und an das Geschehen am Ende des Krieges und in der Nachkriegszeit oder besser auf der Basis dieser Erinnerung an die Heimat und ihre Menschen die Aussöhnung mit Polen, gerade auch mit den hier seit der Nachkriegszeit siedelnden Menschen, suchte. (z.B. Krockow 1985) Dieser Trend, der wohl auch durch das zunehmende Aussterben der Erlebnisgeneration(en) bzw. das Hervortreten einer neuen Generation aus Familien mit Vertriebenenhintergrund erleichtert wurde, verstärkte sich nach der Wiedervereinigung 1989/90. Es zeichnete sich nicht nur in der früheren DDR, in der das Thema – sieht man von der Literatur ab (Schwartz 2003) – tabuisiert worden war, sondern auch in der alten Bundesrepublik schrittweise ein neuer Umgang mit dem Thema ab.

Bemerkenswerterweise dehnte sich während der 1990er Jahre das Interesse wieder über die Vertriebenen und Vertriebenenfamilien hinaus aus. Symptomatisch für den

7 Von einer generellen Tabuisierung zu sprechen, ginge allerdings zu weit. Vgl. Faulenbach 2002, 49 ff.

8 Nach einigem Hin und Her – vor allem einer Intervention Kohls – wurde das Motto des Treffens noch abgemildert in: „40 Jahre Vertreibung – Schlesien bleibt unsere Zukunft im Europa freier Völker“. Siehe dazu Korte 1998, 250-253.

neuen Umgang mit dem Thema war nicht nur, dass Museen für die verschiedenen Landsmannschaften ausgebaut wurden, was man als Kompensation für den nun absolut definitiven Verlust sehen mag, sondern auch, dass die Patenschaften zwischen deutschen und polnischen Städten nun häufig die Heimatvertriebenen einschlossen, teilweise sogar von diesen ausgingen. Es entwickelten sich auf zivilgesellschaftlicher Ebene nicht wenige grenzüberschreitende Initiativen. Als Auslöser für das neue Interesse an dieser Zeit spielten sicherlich auch die medial vermittelten Bilder von Flüchtlingen im früheren Jugoslawien eine Rolle. Hinzu kam, dass mit der in Deutschland nicht mehr umstrittenen Anerkennung der Ostgrenze und der Bereitschaft zur Aussöhnung mit den östlichen Nachbarn die politische Motivation, das Thema Flucht und Vertreibung zu meiden, entfiel. Zugleich wuchs die Einsicht, dass man an der Leiderfahrung von Millionen Menschen in der kollektiven Erinnerung nicht vorbeigehen könne. (Steinbach 1987, 3)

So wurde das Thema Flucht und Vertreibung gleich von verschiedenen Seiten, vor allem durch die Medien, durch Spiegel, die Fernsehanstalten seit Ende der 1990er Jahre neu entdeckt. Günter Grass widmete dem Thema die bedeutende Novelle „Im Krebsgang“. In der Literatur war der Osten mit seiner Kultur ohnehin nie ganz verschwunden. Die breite Wiederentdeckung des Themas erfolgte in einer Zeit, in der die Erlebnisgeneration bereits stark dezimiert war, so dass es sich um ein Wiederaufgreifen eines Stückes Vergangenheit bei den nachfolgenden Generationen und im kulturellen Gedächtnis handelt.

Dass Flucht und Vertreibung gleichwohl nach wie vor ein schwieriges Thema sind, zeigten die Reaktionen in der deutschen und vor allem in der polnischen Öffentlichkeit auf den Plan des Bundes der Vertriebenen, ein Zentrum gegen Vertreibungen zu gründen.⁹ Dabei spielten eine ganze Reihe von Fragen mit, die zu Irritationen führten, so das Verhältnis von NS-Politik und Nachkriegsgeschehen. In der Tat können die NS-Verbrechen, die der Vertreibung vorhergingen, nicht verschwiegen werden. Außerdem ließ sich die Trägerschaft des Zentrums schwerlich auf die Stiftungen der Vertriebenen beschränken. Die Große Koalition verständigte sich im Herbst 2005 auf ein „sichtbares Zeichen“ der Erinnerung an Flucht und Vertreibung, das sich nun in einer Dauerausstellung unter dem Dach des Deutschen Historischen Museums im Deutschlandhaus, benachbart dem Gropiusbau, konkretisiert.

V. Schlussbemerkung

Überblickt man den Gesamtprozess des Umgangs mit den Erinnerungen an Flucht und Vertreibung, so wird deutlich, dass der Erinnerungsprozess stets mehrdimensional war, Individuen wie Familien umfasste und die Vertriebenen als vielfältige Teilgruppen wie als Gesamtgruppe mitkonstituierte. Dabei wurde das Erinnern teils durch politische Entwicklungen gefördert, teils gehemmt oder an den Rand gedrängt, doch war es keineswegs ausschließlich eine Funktion der Politik. Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung, auch an die Geschichte und Kultur jenseits von Oder und Neiße reicht offensichtlich über die Erlebnisgeneration hinaus und ist in der Gegenwart wieder stärker Teil des wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Gedächtnisses und auch der Geschichtspolitik geworden.

⁹ Vgl. den Beschluss des Sejm der Republik Polen vom 27.11.2003 über die „Gründung eines Zentrums des Gedenkens der Völker unter den Auspizien des Europarates“ (Kolakowski 2003).

Die Gegenwart scheint dadurch gekennzeichnet, dass kommunikative Erinnerung in Familien und Kleingruppen weiter existiert und dadurch die kulturelle Erinnerung abstützt. Was das aktive „bewohnte“ kollektive Gedächtnis angeht, so spielen Flucht und Vertreibung in diesem inzwischen wieder eine – allerdings nicht zentrale – Rolle. Auf unabsehbare Zeit wird der Holocaust die herausragende Rolle behalten, doch werden daneben in diesem Gedächtnis auch deutsche Leiderfahrungen im Dritten Reich, im Krieg und in der Nachkriegszeit, auch die Erfahrungen mit der stalinistischen Diktatur „aufgehoben“ sein. Neben diesen negativen Erinnerungskomplexen gibt es im Übrigen auch positive Erinnerungskomplexe, die an Bedeutung gewinnen könnten. Hervorzuheben ist schließlich auch, dass hermetisch abgeschlossene nationale Erinnerungskulturen nicht mehr zeitgemäß sind, was sich auf die Formen und die Inhalte des öffentlichen Erinnerns auswirken wird. Dennoch sind wir von einer europäischen Erinnerungskultur, die sich ohnehin nur vielgestaltig denken lässt, noch weit entfernt.

LITERATUR

- Abelshauer, Werner (1987): Der Lastenausgleich und die Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen. In: Ders.: Die langen fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949-1966. Düsseldorf.
- Assmann, Jan (1999): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München.
- Auerbach, Helmuth (1985): Literatur zum Thema. Ein kritischer Überblick. In: Wolfgang Benz (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen. Frankfurt, 219-231.
- Beer, Mathias (1998): Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte. Das Großforschungsprojekt Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 46, 345-389.
- Beer, Mathias (1999): Die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa. Hintergründe – Entstehung – Ergebnis – Wirkung. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 50, 99-117.
- Bender, Peter (1995): Die „Neue Ostpolitik“ und ihre Folgen. Vom Mauerbau bis zur Vereinigung. München 3. Auflage.
- Broszat, Martin (1954): Massendokumentation als Methode zeitgeschichtlicher Forschung. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 2, 202-213.
- Bundesministerium für Flüchtlinge, Vertriebene und Kriegsgeschädigte (Hg.) (1953-1962): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, in Verbindung mit Werner Conze [ab Bd. III], Adolf Diestelkamp, Rudolf Laun, Peter Rassow und Hans Rothfels, bearbeitet von Theodor Schieder. 5 Bde. u. 3 Beihefte. Bonn.
- de Zayas, Alfred Maurice (1992): Vertriebene. In: Werner Weidenfeld und Karl-Rudolf Korte (Hg.): Handwörterbuch der deutschen Einheit. Frankfurt/M., 732-741.
- Faulenbach, Bernd (1997): NS-Interpretationen und Zeitklima. Zum Wandel in der Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 22, 19-30.
- Faulenbach, Bernd (2002): Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße. Zur wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussion in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 51-52, 44-54.
- Faulenbach, Bernd (2006): Der Einfluss der kirchlichen Versöhnungsinitiativen auf Gesellschaft und Politik in Deutschland. In: Friedhelm Boll (Hg.): „Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung“. 40 Jahre deutsch-polnische Verständigung. Bonn, 33-53.
- Grass, Günter (2002): Im Krebsgang. Eine Novelle. Göttingen.
- Halbwachs, Maurice (1999): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Köln.

- Heuß, Alfred (1983): *Versagen und Verhängnis. Vom Ruin deutscher Geschichte und ihres Verständnisses*. Berlin.
- Kolakowski, Leszek (2003): *Denkmal. Noch einmal: Über das Schlimmste*. In: *Die Zeit* 2003, Nr. 39.
- Korte, Karl-Rudolf (1998): *Deutschlandpolitik in Helmut Kohls Kanzlerschaft. Regierungsstil und Entscheidungen 1982-1989*. Stuttgart.
- Krockow, Christian Graf (1985): *Die Reise nach Pommern*. München.
- Lehmann, Albrecht (1993): *Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990*. München 2. Auflage.
- Löwenthal, Richard und Hans-Peter Schwarz (Hg.) (1975): *Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – eine Bilanz*. Stuttgart.
- Neumann, Franz (1968): *Der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten 1950-1960*. Meisenheim.
- Reichel, Peter (1995): *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit*. München/Wien.
- Reichel, Peter (2001): *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute*. München.
- Rüsen, Jörn (1994): *Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewusstseins, sich in der Zeit zurechtzufinden*. Köln.
- Schieder, Theodor (1960): *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten als wissenschaftliches Problem*. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 8, 1-16.
- Schillinger, Reinhold (1985): *Der Lastenausgleich*. In: Benz (Hg.): *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*. Frankfurt a.M., 183-192.
- Schwartz, Michael (1997): *Vertreibung und Vertreibungspolitik. Ein Versuch über geteilte deutsche Nachkriegsidentitäten*. In: *Deutschland Archiv* 30, 177-185.
- Schwartz, Michael (2003): *Tabu und Erinnerung. Zur Vertriebenen-Problematik in Politik und literarischer Öffentlichkeit der DDR*. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 51, 85-101.
- Steinbach, Peter (1981): *Nationalsozialistische Gewaltverbrechen. Die Diskussion in der deutschen Öffentlichkeit nach 1945*. Berlin.
- Steinbach, Peter (1987): *Die Vergegenwärtigung von Vergangenem. Zum Spannungsverhältnis zwischen individueller Erinnerung und öffentlichem Gedenken*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 3-4 3-13.
- Weiss, Hermann (1985): *Die Organisationen der Vertriebenen und ihre Presse*. In: Wolfgang Benz (Hg.): *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen*. Frankfurt, 193-208.
- Weizsäcker, Richard von (1985): *Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Ansprache am 8. Mai 1985 im Plenarsaal des Deutschen Bundestages*. Hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn.
- Wolfrum, Edgar (1999): *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990*. Darmstadt.

Autobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerungen

Zentrale Lebensthemen und autobiographische Schreibformen in
Frauenautobiographien um 1900

Charlotte Heinritz

„Dichtung“ und „Wahrheit“ oder Überlegungen zum Verhältnis von Text und Leben in Autobiographien

„Dichtung und Wahrheit?“, diese Frage, die seit Jahrzehnten die Debatte über das Verständnis und den Quellenwert von Autobiographien nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern in allen mit Autobiographien befassten Disziplinen, bestimmt, stand auch am Anfang meiner Forschungsarbeit über Frauenautobiographien um 1900 (Heinritz 2000). Bei der wissenschaftlichen Interpretation von Autobiographien werden diese von vielen Autoren als Abbild oder als Spiegel gelesen: des gelebten Lebens, der kollektiven Erfahrung usw. In der Erörterung des Stellenwertes von Autobiographien als Quellentexte wird sowohl von Befürwortern wie von Kritikern die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der autobiographischen Darstellung gestellt. Diese Frage führt aber in die Irre, denn sie impliziert eine Gegenüberstellung von Lebenslauf und Darstellung des Lebenslaufs – eine Gegenüberstellung, die so nicht stimmig sein kann, denn: Der Lebenslauf kann nur durch die Erzählung dargestellt und erfasst werden, die Biographie kann nur durch die Erzählung (mündlich, schriftlich oder nur gedacht, aber in jedem Fall als „Text“) konstruiert werden. Die Erzählung ist so keine Spiegelung des „realen“ Lebens(laufs), kein Abbild der „an sich“ existierenden Biographie, vielmehr hängen beide unlösbar zusammen: Erst durch Erzählungen werden Biographien überhaupt konstituiert.

Autobiographien stellen eine nachträgliche Beschreibung vergangener Erlebnisse und Erfahrungen dar, von einem bestimmten gegenwärtigen Stand aus und oft im Hinblick auf eine zu gestaltende Zukunft. Die Nachträglichkeit bedingt Interpretationen und Einordnungen auf den weiteren Verlauf des eigenen Lebens hin, denn die zurückliegenden Ereignisse gewinnen erst durch das Moment der Nachträglichkeit im Kontext des Entwurfs der Lebensgeschichte einen Sinn. Umgekehrt wird der Sinn der Lebensgeschichte durch die Auswahl, Komposition und Schilderung der zurückliegenden Ereignisse und Erlebnisse konstituiert. Der enge Zusammenhang von Nachträglichkeit und Sinnstiftung macht das besondere Charakteristikum von Autobiographien aus und unterscheidet sie von anderen biographischen Texten wie der Tagebuchaufzeichnung oder dem Brief. Das Schreiben einer Autobiographie ist also weniger Schilderung oder gar Abbild der eigenen Geschichte als Lebens- und Sozialerfahrung. Vielmehr ist sie zu lesen als eine im Material der Lebenserinnerung durchge-

fürte Klärung des Selbstbildes – ja, sie macht diese überhaupt erst möglich. Anders gesagt: Lebensgeschichtliches Erzählen führt zur Herstellung und Sicherung des eigenen Identitätsentwurfes. Die Frage nach der „Wahrheit“ in autobiographischen Texten muss von daher als „fundamentales Missverständnis“ bezeichnet werden (Leitner 1987, 444). Sie impliziert eine Gegenüberstellung von Ereignis einerseits und Darstellung andererseits, was für die Frage nach der Wahrheit autobiographischer Darstellung heißt, eine Gegenüberstellung von Leben und Text. Die Totalität des Ereignisstroms „Lebenslauf“, wie sie allen Beschreibungen zugrunde liegt, ist aber auf keine Weise erfassbar – nicht nur, weil uns die Zeit dazu fehlt (das sicher auch), sondern „weil die Totalität der Ereignisse auch gar nicht erlebbar ist.“ (Leitner 1988, 12).

Die Logik der Autobiographie kann nur von der Logik des Erzählens her erfasst werden. Die Bedeutung autobiographischen Erzählens liegt nicht in der Abbildung von Wirklichkeit, in der Rekonstruktion des vergangenen Lebens, sondern in der Konstitution von Sinn: Autobiographien sind Texte der Selbstidentifikation, Aufgabe und Ziel jeder Selbstidentifikation ist die Vergewisserung des Verhältnisses von Ich und Welt. Dieses Verhältnis, das man auch Identität nennen könnte, wird dann thematisiert, wenn es problematisch geworden ist. Der Sinnzusammenhang des Lebens, die Einheit der Person über den Verlauf des Lebens durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ist nicht naturwüchsig, an sich schon da und müsste je nur gefunden werden – sozusagen als innerer Kern der Persönlichkeit oder als immer schon dagewesene unveränderliche Identität. Vielmehr wird der Sinnzusammenhang der Biographie erst in der autobiographischen Erzählung und durch die Erzählung konstituiert.

Diese Überlegungen scheinen auf den ersten Blick zu der empirisch unproduktiven Konsequenz zu führen, dass Autobiographien überhaupt keine Informationen über die Realität des gelebten Lebens enthalten. Das kann aber so nicht sein, denn auch wenn das ganze Leben nicht erzählt werden kann und auch wenn Auswahl und Darstellungsform der autobiographischen Selbstthematizierung kulturellen Formen folgen, so bleibt immer noch der „Stoff“ der Autobiographie, der ja aus dem realen Leben wirklicher Personen entstammt, wie auch der Impuls zur autobiographischen Tätigkeit überhaupt, der ja auch seinen „Sitz“ im gelebten Leben hat. Die Schlussfolgerung muss also anders lauten: Der Text steht dem gelebten Leben nicht wie ein Spiegel gegenüber. Vielmehr hängen Text und Form zusammen mit dem Gegenstand, dem „Stoff“ der Autobiographie: der jeweiligen Lebensgeschichte des Autors/der Autorin. Umgekehrt prägen die bereits vorgefundenen Formen die Art und Weise, wie die Autoren ihre Lebensbeschreibung (und möglicherweise bereits ihr Leben) gestalten. Methodisch folgt daraus, dass die Inhalte der Autobiographien – der Erzählstoff – immer im Zusammenhang mit den Formtraditionen interpretiert werden müssen.

Der Zusammenhang von Text *und* Form muss – so die Erwartung – Auskunft geben können darüber, welche Lebensprobleme die Autobiographinnen und Autobiographen hatten und wie sie diese im Hinblick auf ihre Selbstidentifikation hin gestalteten.

Wie aber ist der wechselseitige Zusammenhang von Gegenstand und Form zu beschreiben? Anders formuliert: Welche methodische Vorgehensweise ermöglicht eine Analyse, die den Zusammenhang von „Stoff“ – also dem Leben – und der Erzählform – also der autobiographischen Schreibweise – gerecht wird?

Ich werde im Folgenden darstellen, wie ich dieses Problem in meiner Arbeit „Frauenautobiographien von 1890 bis 1914: Zentrale Lebensthemen und autobiogra-

phische Schreibformen“ (Heinritz 2000) methodologisch und methodisch zu lösen versucht habe und zu welchen Ergebnissen ich gekommen bin.

Auswahl der Untersuchungsgruppe

Grundlage meiner Untersuchung sind Frauenautobiographien in deutscher Sprache, die zwischen 1890 und 1914 geschrieben und veröffentlicht wurden. Diese Auswahl geht auf folgende Überlegungen zurück: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahmen sowohl die Zahl von publizierten Frauenautobiographien wie auch das Spektrum der Autorinnen in auffallender Weise zu. Damit versprach eine Analyse ebendieser Autoren-„Gruppe“ (Frauen im deutschsprachigen Raum) zu ebendieser historischen Zeit Antworten auf die Frage, welche historischen, sozialen, literarischen und anderen Einflüsse dazu beitragen, dass autobiographische Selbstvergewisserung in schriftlicher und öffentlicher Form zugleich möglich und notwendig wird. – Die Eingrenzung der Autobiographien nach ihrer *Schreib- und Veröffentlichungszeit* geht von der Überlegung aus, dass autobiographisches Schreiben nicht zuletzt wesentlich von den historischen, gesellschaftlichen, publikationsgeschichtlichen Bedingungen geprägt wird. Wer schreibt, welche Themen in Autobiographien zugelassen, gefordert oder tabu sind, aus welcher Perspektive die Vergangenheit betrachtet wird – all dies hängt stark vom Zeitpunkt des Schreibens und Veröffentlichens ab. Dies gilt entscheidend auch für die Bedeutsamkeitsversprechen, die an gesellschaftliche Diskurse anschließen und von daher zeitgebunden sind. Eine Auswahl etwa nach Geburtskohorten oder Generationen könnte diese Bedingungen autobiographischen Schreibens nicht berücksichtigen.

Meine Literaturrecherche orientierte sich im ersten Schritt an einer Grobdefinition von Autobiographien, die sich zunächst nur an dem Kriterium „Rückblick auf das eigene Leben oder Teile daraus“ orientierte, d.h. Briefe und Tagebücher ausschloss, autobiographische Romane, Memoiren und andere autobiographische Subgattungen (darunter sogar einige fingierte Autobiographien) durchaus umfasste. Es kam schließlich eine Sammlung von ca. 350 autobiographischen Texten von Frauen zustande, die zwischen 1890 und 1914 geschrieben und/oder veröffentlicht wurden und die den Grundkorpus meiner Untersuchung ausmachen.

Um eine methodisch fundierte Vergleichbarkeit der autobiographischen Texte zu gewährleisten, erwies es sich aber als notwendig, Kriterien zu finden, mit denen *Autobiographien im eigentlichen Sinne* charakterisiert werden und gegenüber Texten benachbarter autobiographischer Gattungen wie Biographien (im Sinne von Lebensbeschreibungen dritter), Memoiren, autobiographischen oder Schlüsselromanen etc. unterschieden werden können. Gleichzeitig sollte aber das Spektrum autobiographischer Schreibformen in seiner ganzen Breite beibehalten und nicht durch eine normative Gattungsbestimmung eingeengt werden.

Eine solche Lösung bietet der Vorschlag Lejeunes, vom Kontrakt des Autors mit dem Leser auszugehen, d.h. davon, wie der Autor selbst seinen Text gelesen wissen will. Von dieser Überlegung ausgehend, definierte Lejeune (1973/1989) „Autobiographie“ folgendermaßen: „Definition: Rückblickender Bericht in Prosa, den eine wirkliche Person über ihr eigenes Dasein erstellt, wenn sie das Hauptgewicht auf ihr individuelles Leben, besonders auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt.“ (Lejeune 1989, 215)

Lejeune unterscheidet zwischen Bedingungen, die unbedingt und ohne Einschränkungen, und solchen, die mehr oder weniger in erster Linie erfüllt sein müssen, damit ein Text als Autobiographie gelten kann. Zu den Bedingungen, die „größtenteils“ erfüllt sein müssen, gehört die *Form der Sprache*: „Der Text soll in *erster Linie* Bericht sein – aber man weiß ja, wieviel Raum die Rede in der autobiographischen Erzählung einnimmt“; weiter die *Perspektive*: Sie soll „in *erster Linie* rückblickend sein – das schließt Abschnitte des Selbstporträts, ein Tagebuch des Werkes ... nicht aus“; der *Gegenstand*: „der Gegenstand soll in *erster Linie* das individuelle Leben, das Werden der Persönlichkeit sein – aber die Chronik und die soziale oder politische Geschichte können gleichfalls einen gewissen Platz darin einnehmen.“ (Lejeune 1989, 215 f.)

Neben den „flexiblen“ Bedingungen für die Definition eines Textes als Autobiographie gibt es eine Bedingung, die unabdingbar ist, das ist die „nachweisbare Identität von *Autor, Erzähler* und *Figur*“: „Hier gibt es weder Übergänge noch Spielraum. Es gibt keinen möglichen Abstufungsgrad, und jeder Zweifel hat einen negativen Befund.“ (Lejeune 1989, 216 f.)

Eine Einteilung der Autobiographien in solche, die den autobiographischen Pakt nach dieser Definition erfüllen, und solche, die ihn nicht erfüllen (autobiographische Romane und fingierte Autobiographien), ließ sich – bis auf eine Ausnahme – eindeutig treffen! Weniger eindeutig war die Einordnung nach den „flexiblen“ Bedingungen – ja, es zeigte sich geradezu als Charakteristikum, dass „Lebens-Selbst-Beschreibungen“ von Frauen um 1900 ein sehr breites und heterogenes Spektrum verschiedener autobiographischer Formen und Gestaltungen aufweisen. Eine genaue Beschreibung der breitgefächerten Formenvielfalt *autobiographischer Texte im engeren Sinne* nach der obigen Definition stellte so den ersten empirischen Forschungsschritt (und als Ergebnis einen Überblick der Formtraditionen von Frauenaufbiographien um 1900) dar. Damit war es im folgenden möglich, die Schreibform der einzelnen Autobiographie im Vergleich zu dem gesamten Formenspektrum einzuordnen.

Analyse der Autobiographien nach dem Verfahren der „Grounded Theory“

Im nächsten Schritt ging es um die Analyse der über 300 Autobiographien mit der Fragestellung des Zusammenhangs von „Leben“ und „autobiographischem Schreiben“. Diese Fragestellung lässt sich nur qualitativ untersuchen. Um das gesamte Spektrum zu erfassen sowie eine empirisch begründete Antwort zu finden (im Unterschied zu Verfahren, die vorab Hypothesen formulieren, die am empirischen Material überprüft werden), bot sich ein Vorgehen nach dem Verfahren der *grounded theory* an: Dieses in der empirischen Sozialforschung verbreitete Verfahren wurde von B. Glaser und A. Strauss entwickelt mit dem Ziel, empirisch begründete („grounded“) Theorien zu entdecken. Knapp zusammengefasst geht es so vor, dass – ausgehend von einem begründeten Ausgangsfall – so lange minimale und maximale Vergleichsfälle gesucht werden, bis das ganze Feld (in meinem Fall: Frauenaufbiographien von 1890 bis 1914) konturiert ist.

Als Ausgangsfall wählte ich aus den über 300 Autobiographien eine aus, die einen eher unwahrscheinlichen „Fall“ autobiographischer Selbstthematisierung darstellte: die Autobiographie einer Ehefrau und Mutter, die – scheinbar – den traditionellen Pfaden weiblicher Lebensführung folgte (Elisabeth Jonas). Sie repräsentiert den

Hauptfall des Kapitels „Lebensthema Familie“, das konturiert wird durch weitere Autobiographien zu diesem Lebensthema, die minimale Vergleichsfälle zu dem Ausgangsfall von Elisabeth Jonas darstellen (Emilie Boes, Hedwig Sturm). Von dem Ausgangsfall ausgehend, wurde nun eine Autobiographie gesucht, die einen maximalen Kontrast darstellen sollte: eine Autobiographie also, in der das Thema „Familie“ möglichst wenig vorkommen sollte – weder im Leben noch im Schreiben der Autobiographin. Einen solchen maximalen Kontrast stellt die Autobiographie von Hedwig Gräfin Rittberg dar, die ihr Leben unter dem Lebensthema „Beruf“ darstellt und in der ursprünglichen Fassung noch nicht einmal über ihre Herkunftsfamilie schreiben wollte. Durch mehrere minimale Vergleichsfälle wurde nun dieser Typus „Lebensthema Beruf“ konturiert, um dann wiederum eine Autobiographie zu suchen, die sowohl zu Rittberg (Beruf) wie zu Jonas (Familie) maximal kontrastierte. Dies waren zum einen die Autobiographie von Emmy Freundlich (Lebensthema Politik/sozialistische Arbeiterinnenbewegung), zum anderen – und wiederum zu Freundlich kontrastierend – die Autobiographie von delle Grazie (Lebensthema Dichtkunst). Das Lebensthema Musik wird repräsentiert durch eine weitere kontrastierende Gruppe, so dass im Resultat das Feld der Frauenautobiographien durch fünf Lebensthemen konturiert werden kann: Familie – Beruf – Politik – Dichtkunst – Musik.

Das Konzept des *Lebensthemas* ist selbst Resultat der Autobiographieanalyse: Es bezeichnet eine im doppelten Sinne biographische Dimension, die sich nur aus der Interpretation der Texte selbst ergibt: Zum zentralen Lebensthema wird eine Lebensweise wie auch die zentrale biographische Selbstthematizierung durch *Entscheidung*: (a) *lebensgeschichtlich* durch die Entscheidung, ein bestimmtes Aufgabenfeld und/oder einen Lebensschwerpunkt vorrangig vor anderen zu wählen; (b) *autobiographisch* durch die Gestaltung der autobiographischen Erzählung, in der das Lebensthema zum dominanten Thema der Erzählung wird.

Das bedeutet: Zum zentralen Lebensthema wird die Führung eines bestimmten Lebens nicht einfach dadurch, dass es so und nicht anders gelebt wird, sondern erst durch die *Entscheidung* für diese Art des Lebens. Dies gilt auch dann, wenn biographisch gar keine Alternativen vorliegen oder vorzuliegen scheinen. Das zentrale Lebensthema ergibt sich damit aus der Lebensentscheidung für ein bestimmtes Daseinsfeld und als sinnstiftender Akt in der retrospektiven Lebensbeschreibung der Autobiographie.

Interpretation der einzelnen Autobiographien

Die Hauptrepräsentanten der jeweiligen Lebensthemen sowie die dazugehörigen minimalen Vergleichsfälle wurden ausführlich sequenzanalytisch interpretiert. Da es keine ausgearbeiteten Verfahren zur hermeneutischen Textinterpretation schriftlicher Autobiographien gibt, habe ich – quasi experimentell – zurückgegriffen auf die Interpretationsverfahren narrativer Interviews, die vor allem innerhalb der Biographieforschung entwickelt wurden (Fritz Schütze). Die Grundlagen dieses Verfahrens mussten natürlich an einigen Punkten modifiziert werden für die Übertragung auf schriftliche Texte: So geht die Analyse narrativer biographischer Interviews davon aus, dass besonders lebhaft geschilderte narrative Passagen auf eine besonders dichte emotionale Nähe zum Erleben des Interviewten hinweist. Dies ist für Autobiographien, insbesondere solche, die sehr „romanhaft“ gestaltet sind, so ohne weiteres nicht zu übertragen

– gerade in solch lebhaft geschilderten Autobiographien sind es oft eher die nüchternen „Bilanzen“, die zur Deutung beitragen.

Die Regel der Sequenzanalyse, d.h. die Interpretation des Textes von vorne nach hinten ohne Vorgriffe auf weiter unten erscheinende Passagen – habe ich übernommen, obwohl mir sehr wohl bewusst ist, dass die gedruckte Fassung nicht unbedingt in der vorliegenden Sequenz verfasst wurde (im Unterschied zum Interview bzw. dessen Transkription). Natürlich ließen sich aber nicht vollständige Interpretationen, Absatz für Absatz, von mehreren hundert Seiten langen Autobiographien vornehmen (wohl aber von Kurzautobiographien wie von Emmy Freundlich, delle Grazie u.a.). Bei den langen Autobiographien mussten – wiewohl sequenzanalytisch – häufig lange Abschnitte zusammengefasst werden. In diesen Fällen habe ich die Feininterpretation konzentriert auf (a) die Anfangspassagen und (b) die Schlüsselpassagen.

Die *Anfänge* – sowohl die Anfänge des Textes wie auch die Schilderung des Anfangs der eigenen Lebensgeschichte – sind aus mehreren Gründen bedeutsam: Am Anfang des Textes werden die zentralen Themen entwickelt, werden Absichten und Motive der Autobiographin deutlich, lassen sich zumindest häufig Hinweise für eine Interpretation ihrer Absichten finden. Der autobiographische Pakt wird formuliert (häufig auch in den so genannten Epitexten wie Motto etc.) und das Bedeutsamkeitsversprechen gegenüber dem Leser wird formuliert (die Begründung, warum gerade diese Lebensgeschichte wert ist, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden).

Ebenso zentral für die Interpretation der gesamten Autobiographie ist die Art und Weise, wie die Autorin den Anfang ihres Lebens schildert: Wann beginnt für sie ihr Leben – mit der Geschichte der Vorfahren, der Eltern, der eigenen Geburt oder später mit dem Erwachen des eigenen Bewusstseins und der eigenen Erinnerungen? Wie schildert sie diesen Lebensbeginn: Als Anfang eines schicksalhaften Weges, als Beginn einer großen Karriere? Kommt sie selbstverständlich auf die Welt, muss sie sich erst mühsam einen Platz in der Welt schaffen, oder findet sie ihn nie richtig?

Schlüsselpassagen oder *Schlüsselszenen*: Hierin schildern die Autorinnen Erlebnisse, die für ihr damaliges Leben und ihre weitere Entwicklung entscheidend waren; Schlüsselszenen werden zumeist kommentierend eingeleitet („Da geschah etwas, das meinem Leben eine entscheidende Wende gab ...“) und häufig auch mit einem Resümee abgeschlossen. Außer den Evaluationen von Schlüsselerlebnissen finden sich häufig an einer oder mehreren Stellen der Autobiographie biographische Gesamtresümees und Kommentare mit Bewertungen des eigenen Lebens oder bestimmter Lebensabschnitte durch die Autorin. Auch diese Passagen verlangen besondere Aufmerksamkeit bei der Interpretation. Des Weiteren gilt eine erhöhte Aufmerksamkeit den Schilderungen von biographischen Entscheidungs- oder Umbruchsituationen. Hier wird nicht nur gefragt, welche Entscheidungsmöglichkeiten – in der Retrospektive – aufgeführt werden, sondern auch danach, wie die Entscheidung herbeigeführt wurde – handelnd oder erleidend? Welche Alternativen hatte die Autobiographin, und welche nahm sie an, welche lehnte sie hingegen ab? Wie sah der Möglichkeitsraum (Bertaux/Bertaux-Wiame 1991) für die Autorin aus?

Einige Ergebnisse der Autobiographie-Analyse

Die Autobiographien aller fünf zentralen Lebens Themen sind nicht in einer mehr oder weniger einheitlichen Form geschrieben, vielmehr nutzen die Autobiographinnen ein weites Spektrum autobiographischer Schreibformen. Die „klassische“ Autobiographie kommt dabei kaum vor (ebenso wenig die „klassischen“ Memoiren), und den Begriff Autobiographie verwenden die Autorinnen gar nicht – viele weisen ihn ausdrücklich als unpassend für ihre Lebensselbstbeschreibung zurück. Das bedeutet: Entgegen verbreiteter Annahmen übernehmen Frauen um 1900 – als „neue“ Autobiographie schreibende Gruppe – nicht das klassische Modell der von Männern entwickelten und verbreiteten bürgerlichen Entwicklungsautobiographie: weder als Modell für ihr Schreiben noch als Modell für ihr Leben. Vielmehr kann in allen Fällen eine Übereinstimmung von Lebens Themen und Schreibformen festgestellt werden. Dabei übernehmen die Autobiographinnen aber nicht einfach traditionelle autobiographische Formen, vielmehr wählen sie entsprechend der eigenen Lebensthematik eine aus und passen sie ihrer individuellen Lebensgeschichte an: Die Autobiographinnen mit dem zentralen Lebensthema Familie orientieren sich an der traditionellen Form der Familienchronik bzw. der Familiengeschichte, aber sie nutzen sie auf verschiedene Weise zur Thematisierung ihrer eigenen Lebensgeschichte (Boës „versteckt“ sie in der Familiengeschichte, Jonas Lebensgeschichte geht entsprechend ihrer Lebensentscheidung in eine Familiengeschichte über, Sturm verwebt die Geschichte ihrer Familie mit ihrem individuellen Lebensgang). Die Autorinnen zum Lebensthema Beruf übernehmen das vor allem im 17. Jahrhundert entstandene Genre der Berufsautobiographie, in einigen Fällen verwoben mit der noch älteren Form der Apologie, in anderen vermischt mit pietistischen Formen der Suche nach den Zeichen Gottes (Trinks) oder – in einer moderneren Variante – mit der chronikartigen Darstellung der Verbreitung einer pädagogischen Bewegung (Heerwart). Die bürgerlichen Autorinnen des zentralen Lebens Themas Politik/sozialistische Bewegung formen ihre Lebensgeschichte nach dem Vorbild der sozialistischen Arbeiterinnenautobiographie; dieses wiederum enthält Elemente aus der christlich-religiösen Biographik wie der Lebensgeschichte Jesu aus dem Neuen Testament und der Bekehrungs- und Erweckungsgeschichte des Augustinus. Mit ihrem exemplarischen Anspruch stellt das Modell der sozialistischen Arbeiterinnenautobiographie insgesamt eine neue Form autobiographischen Schreibens dar, die für die politische Autobiographik des 20. Jahrhunderts wegweisend werden sollte. Die Dichterinnenautobiographien enthalten zahlreiche Elemente der Künstlerbiographik aus der Renaissance („Künstlerlegenden“; vgl. Kris/Kurz 1934/1980); hingegen orientieren sich die Autobiographien der Musikerinnen über lange Passagen an Biographien, d.h. Lebensbeschreibungen dritter, in der Suche nach Möglichkeiten, in und mit ihren Autobiographien ihre musikalischen Erfolge zu dokumentieren, ohne sich dem Vorwurf der Eitelkeit auszusetzen.

Die lebensgeschichtliche Entscheidung für ein zentrales Lebensthema teilen die Autorinnen in ihren Autobiographien mit, und zwar häufig in szenisch gestalteten *Schlüsselszenen*. Die Analyse dieser Schlüsselszenen zeigt, dass es fast immer eine Konfliktsituation war, in der sich die Autorin zum damaligen Zeitpunkt ihrer Lebensgeschichte befand. Dabei lassen sich – etwas vereinfacht – folgende biographische Konfliktsituationen unterscheiden:

(a) Die Autobiographin wird gewahr, dass sie ihre bisher quasi selbstverständlich gehegten zentralen Lebensziele nicht oder nur sehr schwer verwirklichen kann. Besonders deutlich sind derartige Konfliktsituationen von Elisabeth Jonas, Emmy Freundlich und Eugenie delle Grazie beschrieben.

(b) Der Autobiographin wird zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens deutlich, dass ihr ein lohnendes zentrales Lebensthema bisher fehlte und/oder dass die ursprünglich vorgesehenen Lebensinhalte und -aufgaben (z.B. das Leben als Ehefrau und Mutter) für sie kein sinnvolles Lebensthema sein können. Sie gerät in eine Sinnkrise und sucht nach einem lohnenden Ziel oder ergreift eine sich bietende Chance, um ihr Lebensthema zu finden und zu verwirklichen. Diese Konfliktsituation wird besonders deutlich bei Gräfin Rittberg, bei Thekla Trinks, aber auch bei Therese Schlesinger und – wenn auch nur angedeutet – bei Ferdinande Frein von Brackel.

(c) Das zentrale Lebensthema steht für die Autobiographin von Anfang an fest, nicht durch ihre eigene, sondern durch die Entscheidung der Eltern. Die Autobiographin gelangt zu irgendeinem Zeitpunkt in ihrem Leben in eine Entscheidungssituation, in der sie sich entweder nachträglich selbst für das vorgegebene zentrale Lebensthema entscheiden oder eine Alternative wählen muss. Dieser Konfliktypus findet sich vor allem bei den Musikerinnen Luise Adolpha Le Beau und Lilli Lehmann, die beide schildern, wie sie in einer bestimmten Lebenssituation entscheiden mussten, ob sie den von den Eltern vorbereiteten Weg (hier: der riskanten Künstlerinnenkarriere) weitergehen oder eine alternative Lösung (hier: die Ausbildung zur Musiklehrerin oder Heirat) wählen sollen.

In vielen Fällen werden diese biographischen Konfliktsituationen als Adoleszenzkrise auf der Schwelle zwischen Kindheit und Erwachsensein beschrieben (von den sechs Hauptfällen trifft dies auf vier zu: Jonas, Freundlich, delle Grazie, Le Beau) (vgl. Heinritz 1999). Andere beschreiben diese Schlüsselszenen für spätere Zeiten in ihrem Leben – gerade auch in den Fällen des Konfliktyps, in denen die Autorin sich erst relativ spät über ein fehlendes Lebensthema bewusst wird.

Die Analyse der *Schlüsselszenen* und der Schilderungen zentraler *biographischer Entscheidungssituationen* in den Autobiographien verweisen auf ein zentrales gemeinsames Problem der Autobiographinnen: Auf eine Störung – häufig sogar auf ein Aufeinanderprallen – von Ich und Welt: Die Frage der Autobiographinnen nach der Gestaltung ihres Lebens und ihrer Lebensziele konnten sie eben so wenig wie die Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens beantworten, indem sie vorgegebene Lebenswege und Rollen übernahmen und erfüllten. Vielmehr mussten sie die Antworten individuell finden (und begründen) – ohne dass es dafür bereits tragfähige Vorbilder oder Modelle gegeben hätte.

Diese Notwendigkeiten führten zur Entwicklung und Erprobung neuer selbständiger Lebensweisen. Die Autobiographinnen zeigen sehr deutlich die Konflikte, die Schwierigkeiten und Hindernisse zur Erreichung ihrer jeweiligen Ziele, die Überwindung dieser Schwierigkeiten oder auch Abänderung der ursprünglichen Ziele auf. Diese Prozesse führten zu einer (im Gegensatz zur traditionellen Auffassung von den Aufgaben und der Rolle der Frau) *neuen* Selbstauffassung – und zu autobiographischem Selbstbewusstsein. Die Autobiographien legen nicht nur Zeugnis ab von diesen Prozessen und Lebenswegen, sondern sie sind zugleich selbst Resultat dieser biographischen Entwicklungen.

AUTOBIOGRAPHIEN

Die Jahresangaben hinter den Namen bezeichnen die Lebensdaten der Autorinnen

- Boës, Emilie (1827-1914): Lebenserinnerungen von Emilie Boës, zugeeignet ihren lieben Nichten Bertha Henke und Ida Stark. Jahresgabe 1964 der Hoffmann von Fallersleben-Gesellschaft e.V. Gedruckt nach dem Originalmanuskript, im Besitz von Herrn Dr. Fritz Henke-Stark. Fallersleben 1964.
- Brackel, Ferdinande Freiin von (1835-1905): Mein Leben. Von Ferdinande Freiin von Brackel. Mit zwölf Kunstdruck- und zwei Handschriftbeilagen. Erste bis dritte Auflage. Köln a. Rh. [1901].
- delle Grazie, Marie Eugenie (1864-1931): Mein Lebensweg. Von M. E. delle Grazie. (Wien.). In: Die Gesellschaft 11, 1895, 655-660.
- Freundlich, Emmy (1878-1948) (geb. Kögler): Lehrjahre in der Heimat. In: Gedenkbuch. 20 Jahre Österreichische Arbeiterinnenbewegung, hg. von Adelheid Popp. Wien 1912, 146-152.
- Heerwart, Eleonore (1835-1911): Fünfzig Jahre im Dienste Fröbels. Erinnerungen von Eleonore Heerwart. I. Band, Bis zum Jahre 1895 (Nr. 4 aus der Fröbel-Museum-Serie). II. Band. Von 1896 bis 1906. Mit Anhang: Briefe von Frau Luise Fröbel an Eleonore Heerwart (Nr. 5 aus der Fröbel-Museum-Serie). Eisenach 1906.
- Jonas, Elisabeth, geb. Gräfin von Schwerin (1804-1899): Lebenslauf unserer Mutter, geschrieben in ihrem 84. Lebensjahre. In: Elisabeth Jonas: Blätter der Erinnerung für die Familie gedruckt. Berlin 1901, 5-32.
- Le Beau, Luise Adolpha (1850-1927): Lebenserinnerungen einer Komponistin von Luise Adolpha Le Beau. Baden-Baden 1910.
- Lehmann, Lilli (1849-1929): Mein Weg von Lilli Lehmann. Leipzig 1913; 2. vermehrte Ausgabe Leipzig 1920 (mit 42 Abbildungen).
- Rittberg, Hedwig Gräfin (1839-1896): Erinnerungen aus drei Jahrzehnten meines Berufslebens, nebst Selbstbiographie der Herausgeberin Hedwig Gräfin Rittberg, Oberin des Hilfschwester-Vereins. Stiftsdame vom Heiligen Grabe. „*Sei getreu bis in den Tod.*“ *Offenbar. Johannis 2, 10.* Berlin [1896]
- Schlesinger, Therese (1863-1940) (geb. Eckstein): Mein Weg zur Sozialdemokratie. In: Gedenkbuch. 20 Jahre Österreichische Arbeiterinnenbewegung, hg. von Adelheid Popp. Wien 1912, 125-139.
- Sturm, Adelheid (geb. Deinhardt) (1840 oder 1841-1911): Lebens-Erinnerungen einer Professorenfrau von Adelheid Sturm, geb. Deinhardt. [Breslau 1911].
- Trinks, Thekla (1831-1900): Lebensführung einer deutschen Lehrerin. Erinnerungen an Deutschland, England, Frankreich, Rumänien. Mitgeteilt von Thekla Trinks. Dritte vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis der Verfasserin. (Christliche Lebensbilder für das deutsche Haus). Gotha 1904 (erste Aufl. Eisenach 1892, 2. Aufl. Eisenach 1898).

LITERATUR

- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1991): „Was du ererbt von Deinen Vätern ...“ Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen. BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 4, 13-40.
- Glaser, Barney G. und Anselm Strauss (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern u.a. (zuerst 1967: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for qualitative Research. London).
- Heinritz, Charlotte (1999): „Nirgends recht am Platze.“ Mädchenjahre in deutschen Frauenaubiographien um 1900, in: Christina Benninghaus, Kerstin Kohtz, (Hg.): „Sag mir wo die Mädchen sind.“ Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, 1880-1960. Köln, Weimar, Wien, 237-260.

- Heinritz, Charlotte (2000): *Auf ungebahnten Wegen. Frauenautobiographien um 1900*. Königstein/Ts.
- Kris, Ernst und Otto Kurz (1980): *Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch*. Mit einem Vorwort von Ernst H. Gombrich. Frankfurt a.M. (zuerst Wien 1934).
- Leitner, Hartmann (1987): *Autobiographische Formen der Selbstthematization*. In: Jürgen Friedrichs: *Technik und sozialer Wandel*. 23. Deutscher Soziologentag. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen, 444-447.
- Leitner, Hartmann (1988): *Text oder Leben? Über den Gegenstand der Lebenslauf- und Biographieforschung*. In: *Biographie oder Lebenslauf? Über die Tauglichkeit zweier Konzepte*. Kurs 3636 der Fernuniversität Hagen. Hagen, II, 1-62.
- Lejeune, Philippe (1989): *Der autobiographische Pakt*. In: Günter Niggel (Hg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt, 214-257 (in französischer Sprache zuerst 1973).

Der Pfad der „individuellen Professionalisierung“

Ein Beitrag zur kritisch-konstruktiven erziehungswissenschaftlichen
Berufsgruppenforschung

Fritz Schütze zum 65. Geburtstag

Dieter Nittel und Astrid Seltrecht

Die konsequente Entkopplung der Kategorien Profession – Professionalisierung – Professionalität wird von den Autoren des folgenden Beitrags genutzt, um professionstheoretische Konzepte für die Erwachsenenbildung (bei der es sich um eine Berufskultur, nicht aber um eine Profession handelt) dennoch erkenntnisproduktiv zu nutzen. Die darüber hinausgehende Erweiterung des konventionellen Professionsbegriffs und die nunmehr erfolgende Unterscheidung zwischen kollektiven und individuellen Formen der Professionalisierung erwuchs aus der Analyse von Lebensgeschichten des erwachsenenpädagogischen Zeitzeugenprojektes „100 Geschichten – eine Geschichte?“. ¹ Das hier entdeckte Phänomen der „individuellen Professionalisierung“ bezeichnet einen an das konkrete Individuum gebundenen Ausbildungs- und Reifeprozess, der nicht zwingend an eine wissenschaftliche Ausbildung gebunden sein muss, aber dennoch zu einem Statuserwerb und zu einer pädagogisch-professionellen Praxis sowie zu einem diesbezüglichen Selbstbild führt. Nach einer eingehenden Begriffsklärung wird die *kollektive Professionalisierung* der Erwachsenenbildung seit Beginn der 1970er Jahre in Deutschland kurz skizziert. Anhand zweier ausgewählter Fallbeispiele aus dem genannten Projekt werden anschließend Dimensionen der *individuellen Professionalisierung* vorgestellt. Danach wird die Bedeutung der Prozessstruktur der individuellen Professionalisierung bei der Entwicklung der erwachsenenpädagogischen Berufskultur diskutiert und diese auf ihre heutige Gültigkeit überprüft.

1 Das Projekt trägt den Titel „100 Lebensgeschichten – eine Geschichte? Die Entwicklung der hessischen Erwachsenenbildung aus der Sicht von Zeitzeugen“. Mit der Sammlung von mehr als 100 Biographien – die Zahl Hundert hat auch einen symbolischen Gehalt – wird die (Lebens-)Leistung jener Personen gewürdigt, die über viele Jahre aktiv in der und für die hessische/n Erwachsenenbildung gearbeitet haben, gleichgültig ob es sich nun um Kursleiter und Kursleiterinnen, disponierende Fachkräfte, leitende Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen oder politisch-gestalterisch tätige Personen handelt. Während die Oral-History vorwiegend die Geschichte „des kleinen Mannes“ in den Mittelpunkt gestellt hat, wird in der hier angesprochenen Untersuchung gerade auch die Perspektive von Entscheidungsträgern, also auch das Wissen von Mitarbeitern der Kultusbürokratie, wichtigen Bildungspolitikern und Leitungspersonen erfasst. Hintergründe zu dem Projekt liefern: Nittel/Maier 2006, Nittel 2000, 2001, 2002, 2003.

1. Grundlagentheoretische Einbettung: Professionsforschung in der Erwachsenenbildung unter der Bedingung ungewisser Verberuflichungschancen

Die Form des Berufs bezeichnet den Modus, wie sich Gesellschaften über die Ordnung menschlicher Arbeit verständigen (vgl. Kurtz 2005). Doch die „Form des Berufs impliziert, dass es auch andere Formen der Arbeit und der Ausbildung gibt“ (Lange 1999, 11). Die Beantwortung der Frage, ob im Typenreichtum pädagogischer Handlungsfelder die Profession oder eine andere Variante der Organisation von Arbeit die funktional adäquate Form darstellt, hängt im Wesentlichen von fünf Faktoren ab, die in einem systematischen Wirkungs- und Ableitungszusammenhang stehen: Maßgeblich dabei ist, ob (erstens) eine für die Gesellschaft und das Individuum existentiell bedeutsame und historisch weitgehend invariante objektive Problemstruktur (Krankheit, Unrecht, Unwissen) existiert und diese Problemstruktur (zweitens) eine sozial allseits gebilligte Relevanzstruktur (Zentralwertbezug: Gesundheit, Gerechtigkeit, Bildung) zu erzeugen vermag. Entscheidend ist weiterhin, ob diese individuell wie gesellschaftlich gebilligte Relevanzstruktur (drittens) in eine berufliche Aufgabenstruktur (Arbeitsbündnis/Klientenorientierung) transformiert werden kann, wobei die Reflexions-, Analyse-, Legitimations- und Handlungsgrundlage (viertens) durch eine akademische Fachdisziplin und die damit korrespondierende Wissensstruktur sichergestellt wird. Aus dieser erwächst schließlich (fünftens) eine an Personen gebundene problemlösungstaugliche, auf Wissen und Können basierende Kompetenzstruktur (professioneller Habitus) (vgl. Abb. 1). Die Form der Profession ist nur komplett, wenn folgende Elemente präsent sind:

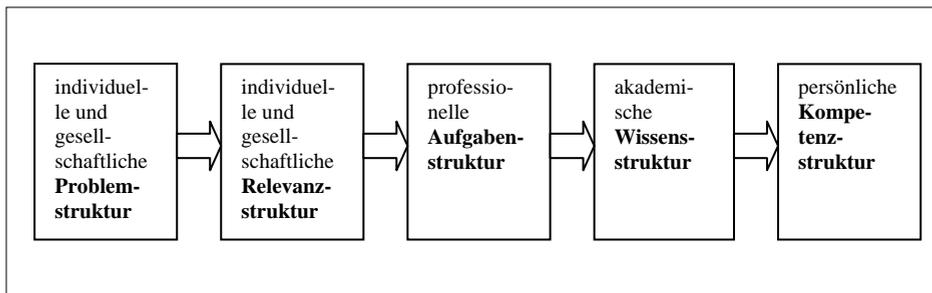


Abbildung 1: Systematischer Wirkungs- und Ableitungszusammenhang: die Form „Profession“

Im beruflichen/professionellen Mandat einerseits – als Synonym für den gesellschaftlichen Auftrag, einen bestimmten Gegenstand fallbezogen zu bearbeiten – und in der Lizenz andererseits – als Ausdruck für die gesellschaftliche Erlaubnis, potentiell riskante Dienstleistungen unter Nutzung wissenschaftlichen Wissens zu verrichten – nimmt das eben skizzierte Strukturgeflecht eine spezifische historische Gestalt an (vgl. Hughes 1984, Riemann 2000, Schütze 1984, Nittel 2000). Dieses störanfällige, ständigen Veränderungen unterworfenen Geflecht aus objektiver Problem-, sozialer Relevanz-, professioneller Aufgaben-, akademischer Wissens- und personenbezogener Kompetenzstruktur wiederum ist aus geschichtlicher Sicht an die Existenz einer

sich selbst als bürgerlich definierenden Gesellschaft gebunden. Professionen² als Prototyp besonderer Berufe, die in der Regel eine akademische Ausbildung verlangen und ein hohes Maß an Autonomie errungen haben, schleppen ihren Entstehungskontext als historisches Erbe immer mit sich (Stichweh 1996, 51).

Um nun den Typenreichtum pädagogischer Arbeit zu bestimmen und zu analysieren, sollte aus sozial- und erziehungswissenschaftlicher Sicht weder der Form des Berufs, der der Profession, noch anderen Organisationsformen der Arbeit in konzeptioneller oder normativer Hinsicht von vorneherein ein Vorzug eingeräumt werden. Erzieherische Arbeit von Eltern oder häusliche Arbeit vollziehen sich bekanntlich in einem außerberuflichen, also einem ganz anderen Modus, ohne im Verdacht zu stehen, gesellschaftlich wertlos zu sein. Die pädagogische Arbeit in den Kirchen und in den Wohlfahrtsverbänden wird heute nach wie vor in der Form des Ehrenamtes vollzogen, und es lassen sich keineswegs nur Argumente finden, die diesen Umstand problematisieren, sondern auch Argumente, die ehrenamtliche Arbeit und bürgerhaftliches Engagement moralisch nobilitieren. Hochschullehrer diesseits und jenseits der Erziehungswissenschaft haben ein vitales Interesse daran, dass das in ihrem jeweiligen Zuständigkeitsbereich befindliche Berufsfeld möglichst hoch angesehen ist, ja möglichst sogar das Etikett einer Profession angeheftet bekommt, weil mit einer erfolgreichen Durchsetzung der Berufskultur auch die Erwartung des Ansehensgewinns der eigenen Disziplin verbunden ist. Dieses Eigeninteresse sollte aber nicht den neutralen Blick auf die vielfältigen Ausdrucksformen von pädagogischer Arbeit trüben, die aus wissenschaftlicher und gesellschaftspolitischer Sicht als prinzipiell gleichwertig zu behandeln sind. Ganz generell lassen sich gute Gründe anführen, warum – bis auf die Ausnahme des Lehrers³ (Stichweh 1996) – *keine* der diversen pädagogischen Berufskulturen (Erzieher sowie Freizeit-, Berufs-, Betriebs-, Sozial- und Sonderpädagogogen) „Professionen“ im genuinen Sinne darstellen.

Auch die pädagogische Arbeit in der Erwachsenenbildung findet nicht primär in der Form der Profession, ja nicht einmal in der des Berufs statt. Vor dem Hintergrund der schon seit vielen Jahren zu registrierenden heterogenen Beschäftigungsstruktur mit einem Übergewicht prekärer Arbeitsverhältnisse mutet die von bestimmten Einrichtungen (z.B. DIE) vertretene berufspolitische Strategie, die Erwachsenenbildung gleichsam aus dem Stand heraus zu einer Profession zu erklären, außerordentlich riskant an. Tatsache ist, dass der weitaus kleinste Teil der insgesamt circa 1,35 Mio. Beschäftigungsverhältnisse in der Weiterbildung (vgl. Kade, Nittel und Seitter 2007,

2 Unter Profession verstehen wir einen besonderen, in der Regel akademischen Beruf, in welchem die Berufsidee reflexiv gewendet wird und dessen Kernaktivitäten auf den Strukturaufbau, die Struktur-erhaltung und die Strukturveränderung von Identitäten abzielen (vgl. Stichweh 1996). Als abgeschlossene Sinnwelten verfügen Professionen über ein bestimmtes Verhältnis zur Gesamtgesellschaft, zu ihrem Publikum, zur Wissenschaft und schließlich zu sich selbst: In ihrer Beziehung zur Gesamtgesellschaft zeichnen sich Professionen durch einen Zentralwertbezug sowie durch die Aushandlung eines gesellschaftlichen Mandats (Auftrag) und einer gesellschaftlich ratifizierten Lizenz (Erlaubnis) aus (vgl. Hughes 1984). In ihrer Beziehung zum Publikum entwickeln sie eine Klientenorientierung, welche die Aushandlung eines durch Vertrauen getragenen Arbeitsbündnisses und die Formulierung eines nicht ausschließlich an kommerziellen Interessen ausgerichteten Bedarfs einschließt. Im Hinblick auf die Wissenschaft konstituieren die Professionen eine exklusive Beziehung zu einer akademischen Leitdisziplin (vgl. Weingart 1976), die sie mit Reflexions- und Fachwissen versorgt. Und im Hinblick auf die eigene Berufskultur bauen sie ein eigenes Leistungsethos auf, was in der Regel aber nicht immer einen geordneten und lizenzierten Zugang zu den Berufsrollen einschließt.

3 Aber auch diese Position ist umstritten, siehe Oevermann 1996.

137) durch ein hauptberufliches Angestelltenverhältnis oder einen Beamtenstatus gerahmt wird. Quantitativ betrachtet treten andere Erwerbsformen und Beschäftigungsverhältnisse viel häufiger auf, die angesichts der Anforderungsstruktur im Berufsfeld nicht von vorneherein in ihrer Relevanz abgestuft werden sollten. Neben dem ehrenamtlichen bzw. bürgerschaftlichen Engagement, das vor allem in kirchlichen Institutionen und Einrichtungen der sozialen Bewegungen zu registrieren ist, dominiert die nebenberufliche Tätigkeit bei Dozenten und Kursleitern. Gutsituierte freiberufliche Erwachsenenbildner, die über ein hohes Maß an Autonomie verfügen und einen gewissen Berufsstolz ausstrahlen, treten zwar immer häufiger auf, bestimmen aber noch längst nicht die berufspolitische Bildfläche. Statistische Untersuchungen besagen, dass in den circa 18.800 Weiterbildungseinrichtungen in Deutschland „nur“ 185.000 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte tätig sind; dieser Gruppe stehen 996.000 Honorarkräfte/Selbständige, 130.000 Ehrenamtliche und 39.000 in weiteren Bereichen Beschäftigte (WSF 2005) gegenüber.

Mindestens ebenso schwer wie diese Zahlenangaben wiegt der Umstand, dass die wissensbasierte Selbst- und Weltaneignung erwachsener Gesellschaftsmitglieder *nicht ausschließlich* über pädagogische Vermittlungsarbeit im Medium des Berufs, sondern in weiten Bereichen autodidaktisch, durch selbstorganisiertes und informelles Lernen erfolgt. Um es pointiert auszudrücken: Während das Gesellschaftsmitglied auf den Arzt angewiesen ist, wenn der Blinddarm entfernt werden muss, kann es, um Englisch oder eine andere Fremdsprache zu erlernen, sehr wohl ohne Pädagogen auskommen. Die Fixierung auf die Form „Profession“, wie sie in den erziehungswissenschaftlichen Debatten über die in der Erwachsenenbildung geleistete Arbeit zu beobachten ist, trägt auf lange Sicht ungewollt zur Abwertung und Verkennung jener Arbeit bei, die im gesellschaftlichen Hierarchiesystem unter Umständen weniger Wertschätzung genießt. Ungewollt wird damit forschungslogisch die herrschende moralische Arbeitsteilung konserviert, die man an anderen Orten und zu anderen Zeiten gesellschaftspolitisch kritisiert. Ein Professionalisierungsbedarf in der Erwachsenenbildung darf also keineswegs a priori unterstellt, sondern muss mittels pädagogischer Zeitdiagnose und einer sie flankierenden empirischen Forschung ermittelt werden. Dieser erst noch zu eruierende Professionalisierungsbedarf hängt maßgeblich von der Klärung der Frage ab, ob mittel- und langfristig das lebenslange Lernen im Medium organisierter Vermittlungsprozesse den Rang eines zentralen gesellschaftlichen Wertes annehmen wird, der Bedarf nach organisierter Bildung im Zuge der Entwicklung in Richtung „Wissengesellschaft“ tatsächlich weiter wächst und für die Befriedigung des ange deuteten Bedarfs ein ganz bestimmtes berufliches Arbeitsbündnis bereit stehen muss.

Wie kann nun aber unter den eben skizzierten Bedingungen heterogener Beschäftigungsverhältnisse im Sinne einer kritisch-konstruktiven pädagogischen Berufsgruppenforschung⁴ dennoch „Professionsforschung“ betrieben werden?

3 Wir knüpfen mit dem Ausdruck kritisch-konstruktive erziehungswissenschaftliche Berufsgruppenforschung bewusst an den einschlägigen Terminus von Wolfgang Klafki an. Klafki hat in einem grundlagentheoretischen Beitrag den Versuch unternommen, die Erkenntnislehre von Habermas für die Erziehungswissenschaft nutzbringend anzuwenden und hierbei bekanntlich zwischen einem erkenntnisleitenden Interesse an möglicher technischer Verfügung (Habermas 1977, 173), der Sicherung kommunikativer Handlungsvollzüge (ebenda, 222) und der kritischen Selbstreflexion (ebenda, 348) unterschieden. Uns liegt nicht die Integration des transzendentalen Bezugsrahmens von Erkenntnisinteressen am Herzen, sondern die Nutzung heterogener Ansätze, die gewöhnlich separat, aber nicht gebündelt in die Erziehungswissenschaften einfließen. Mit Blick auf die soziologische Professionstheorie schwebt uns die

Die sachlogische Bedingung für die Möglichkeit im Feld der Erwachsenenbildung, die aus professionstheoretischer Sicht definitiv keine Profession ist und sich aller Wahrscheinlichkeit auch nicht so schnell zu einer solchen entwickeln wird, dennoch professionstheoretische Konzepte erkenntnisproduktiv zu nutzen, ist ein differenztheoretischer Zugang. Dieser an anderer Stelle entfaltete Ansatz (vgl. Nittel 2000, 2002) sieht eine konsequente Entkopplung der Konzepte „Profession – Professionalität – Professionalisierung“ vor.⁵ Mehr oder weniger erfolgreiche, auf jeden Fall hartnäckige Versuche der Professionalisierung sind in Berufsgruppen (wie etwa im Bereich der Krankenpflege) zu beobachten, die aufgrund eingeschliffener Abhängigkeitsbeziehungen zu anderen Gruppen (Ärzten) in absehbarer Zeit nicht den gesellschaftlich anerkannten Status einer weitgehend autonomen Profession erringen werden. Niemand wird diesen Berufsgruppen die Intention der Professionalisierung absprechen, nur weil die Erfolgswahrscheinlichkeit eines solchen kollektiven Projektes der Verbesserung der materiellen und immateriellen Entschädigungschancen von Arbeit ungewiss oder minimal erscheint.⁶ Mit der stärkeren Trennung der drei Ebenen sind einige Vorteile verbunden: So ist die Beantwortung der in der Erziehungswissenschaft notorisch aufgeworfenen Standardfrage „Hat dieser oder jener pädagogische Arbeitsbereich die Chance, den Status einer Profession zu erreichen?“ keineswegs zwingend. Der hier angedeutete differenztheoretische Zugang und die separate Nutzung der Kategorien „Profession“ und „Professionalisierung“ schaffen Distanz gegenüber dem in der zurückliegenden professionstheoretischen Diskussion wirksamen

Integration von Elementen aus der strukturfunktionalistischen Richtung der Professionstheorie sowie der Tradition des symbolischen Interaktionismus und der modernen Systemtheorie vor, die für die Beantwortung von Fragen im Kontext der pädagogischen Berufsfeldforschung besonders instruktiv sind (vgl. Nittel 2000).

- 5 Während Profession (siehe Fußnote 2) einen gesellschafts- und strukturtheoretischen Zugriff nahe legt, verlangt der Begriff Professionalität eine dezidiert handlungstheoretische Betrachtungsweise. Professionalität ist nicht an professionelles Handeln gebunden, sondern beschreibt die besondere Qualität einer personenbezogenen Dienstleistung auch über den institutionellen Komplex der anerkannten Professionen hinaus. Professionalität stellt einen flüchtigen, weil situativ konstituierten Gegenstandsbereich dar, einen Zustand von Beruflichkeit, der interaktiv hergestellt und aufrecht erhalten werden muss. Die Kategorie bezeichnet einen spezifischen Modus im Arbeitsvollzug selbst, der Rückschlüsse sowohl auf die Qualität der personenbezogenen Dienstleistung als auch auf die Befähigung des beruflichen Rollenträgers erlaubt. Professionalität kann von zwei Seiten definiert werden, nämlich kompetenz- und differenztheoretisch. Vom Kompetenzprofil her ist die Frage entscheidend: „Welche Fertigkeiten und Fähigkeiten benötigt der berufliche Rollenträger, um eine bestimmte Aufgabenstruktur zu erfüllen?“ Während der Kompetenzzugang ein harmonisches Modell von Professionalität unterstellt, geht der differenztheoretische Zugang vom nur schwer aufzulösenden Spannungsverhältnis zwischen den Elementen des Kompetenzprofils aus. Wissen und Können bilden die beiden – je einer anderen Logik folgenden – Quellen; als Synonym für „gekonnte Beruflichkeit“ stellt Professionalität die nur schwer bestimmbare Schnittmenge aus Wissen und Können dar. Der Begriff Professionalisierung zielt auf wie auch immer geartete Prozesse, ohne dass diese einer bestimmten Teleologie oder Ablauflogik unterworfen wären. Professionalisierung meint im Kern den Vorgang, der unter Umständen dazu führt, dass sich ein „besonderer Beruf“ konstituiert, wobei bei der Definition eines „besonderen Berufes“ zwischen Fremd- und Selbstattribuierung eine beträchtliche Differenz bestehen kann. Vorgänge der Professionalisierung sind in vielen Berufen zu beobachten, und längst nicht alle enden mit der Konstitution einer Profession.
- 6 Auch das Phänomen Professionalität ist keineswegs an die Form der Profession gebunden. Empirisch nachweisbare Phänomene der Professionalität als Synonym einer gekonnten, qualitativ hochwertigen Beruflichkeit, die mit einem gesteigerten reflexiven Bezug auf die personenbezogene Dienstleistung und des optimalen Ausbalancierens von Paradoxien einhergeht, zeichnen sich gehäuft auch außerhalb der altherwürdigen bzw. der etablierten Professionen ab. Professionalität legen eben nicht nur Ärzte und Rechtsanwälte, sondern auch Stewardessen, Hebammen und Berater an den Tag.

Zugzwang, vor jeder empirischen Forschung eine fundamentale Klärung herbeiführen zu müssen, welche Berufe mit dem Signet Profession geadelt werden und welche nicht. Statt von einer „Profession“ scheint es in der Weiterbildung ohnehin viel opportuner zu sein, von der Berufskultur der Erwachsenenbildung zu sprechen. Diese bezeichnet eine breit ausdifferenzierte soziale Welt (vgl. Strauss 1993, 212 ff.), die in verschiedene Segmente ausdifferenziert ist, Kernaktivitäten ausgebildet hat, über eigene Technologien und Sinnquellen verfügt, mehr oder weniger intensive Auseinandersetzungen führt über das, was als authentisch und was nicht als authentisch zu gelten hat, über eigene Kommunikationsarenen verfügt und ständigen Veränderungsprozessen unterworfen ist. Ihre Entstehung und Ausdifferenzierung verdankt die soziale Welt der Berufskultur⁷ der Erwachsenenbildung einem seit Ende der 1970er Jahre beobachtbaren Differenzierungs-, Institutionalisierungs- und Verrechtlichungsprozess, der uns eine heute kaum noch überblickbare Vielzahl von Trägern und Einrichtungen der Weiterbildung beschert hat (vgl. Kade und Nittel 1995, Nittel 2001, Nittel und Völzke 2002).

Um die spezifische Dynamik der Professionalisierung in der Erwachsenenbildung auch in Bezug zu anderen pädagogischen Feldern verstehen und erklären zu können, erscheint aus unserer Sicht neben den bereits erwähnten Grundkategorien „Profession – Professionalität – Professionalisierung“ eine weitere Differenzkategorie notwendig, nämlich die Unterscheidung zwischen individueller und kollektiver Professionalisierung.

2. Professionalisierung – Versuch einer Dimensionalisierung

Die Geschichte der soziologischen Professionsforschung ist im Hinblick auf die Kategorie „Professionalisierung“ eindeutig: Mit diesem Begriff wurden ursprünglich ausschließlich kollektive Phänomene bezeichnet. Der erste deutsche Soziologe, der sich zur Thematik geäußert hat, ist Leopold von Wiese. Dieser hat nahezu zeitgleich mit amerikanischen und englischen Soziologen die Arbeits- und Berufswelt in ihrer ganzen Breite und Vielfalt im Blick gehabt, als er mit dem Begriff der Professionalisierung auf einen spezifischen Prozess der Habitualisierung und Institutionalisierung von Arbeit Bezug nahm (vgl. Neuloh 1973) und damit die „Entstehung und Festigung von Berufen zum Zweck des Aufbaus eines solideren Gebildezusammenhangs“ (von Wiese 1955, 94) meinte. Besondere Beachtung fanden bei ihm die nach wie vor aktuelle gleichzeitige Ausprägung bestimmter Techniken und Arbeitsverrichtungen einerseits sowie die Formierung einer die Idee des Berufs exklusiv setzenden Gesinnung andererseits. Die wissenschaftsgeschichtlich bedeutsameren Anfänge einer systematischen theoretischen Auseinandersetzung mit Professionen liegen schwerpunktmäßig im angelsächsischen Kulturbereich. Von vier Strömungen und Forschungszusammenhängen gingen nachhaltige Wirkungen aus: Da wäre zum einen die bahnbrechende Untersuchung „The Professions“ der Engländer Carr-Saunders und Wilson (1933) zu nennen, die erstmalig den Versuch der kompletten Auflistung der Professionen in der damaligen Zeit unternimmt. Daneben sind in den USA weiterhin die beiden Vertreter der Chicago-School Robert E. Park und Everett C. Hughes hervorgetreten, die durch ihre eigenen und die Arbeiten ihrer Schüler den Forschungsbereich

7 Genauere Angaben zur Kategorie Soziale Welt: Strauss 1993.

der Berufssoziologie im Allgemeinen und den der Professionsforschung im Besonderen mit begründet haben (vgl. Hughes 1984, Strauss 2001). Seit Ende der 1930er Jahre gehen des weiteren wichtige Impulse von Talcott Parsons aus, der den Komplex der Professionen dem der von Gewinn- und Eigensucht geprägten Geschäftswelt gegenübergestellt hat und von der Professionalisierung einen nachhaltigen Rationalisierungsschub erwartete (Parsons 1968a, 1968b; Rüchemeyer 1980). Als letzte und vierte wichtige Strömung dieser Forschungsrichtung ist das 1950 an der Columbia University unter Federführung von Robert K. Merton und William H. Goode (vgl. Goode 1960) gegründete Forschungszentrum zu nennen. Hier sind Arbeiten entstanden, die Jahre später der merkmalsbezogenen Professionsforschung zugerechnet wurden.

Unter Verweis auf den aus der amerikanischen Tradition stammenden Begriff der Professionalisierung („professionalization“) mahnte bereits 1972 Hesse zur Vor- und Umsicht. In der öffentlichen Diskussion bezeichnet Professionalisierung, alltags-sprachlich formuliert, ein berufspolitisches Aufstiegsprojekt, dessen Gelingen nie genau prognostizierbar ist (vgl. Wilensky 1972). Angesichts der wachsenden Neigung in der Öffentlichkeit, sowohl im Dienstleistungssektor als auch in technischen Berufen von Professionalisierung zu sprechen, mutet die Warnung Hesses aktueller denn je an. Dieser unterscheidet zwischen einer lexikalischen und mehreren soziologischen Verwendungstypen. Im lexikalischen Sinne sei „professionalization“ als ein Vorgang zu verstehen, „durch den eine besondere Art von Beruf (calling) geschaffen wird“ (vgl. Hesse 1972, 33 f.). Die Einteilung von Hesse modifizierend, weist der Begriff der Professionalisierung in der älteren Soziologie mindestens vier verschiedene Bedeutungshorizonte auf:

Die erste Variante deckt sich weitgehend mit der lexikalischen Definition: Hier geht es erstrangig um den kollektiven Prozess der Umwandlung eines Berufs „unter vielen“ (vocation, occupation) in einen „besonderen“ Beruf (Profession). Diese Variante lässt allerdings offen, ob der Prozess der Aufwertung kausal auf die Anhebung des Verdienstes, einen Zuwachs an Reputation und Macht oder die Konstitution einer elaborierten Wissensbasis zurückzuführen ist.

Ein anderes Verständnis von Professionalisierung lenkt den Blick nicht auf einen singulären Beruf oder eine einzelne Branche, sondern auf die Gesellschaft als Ganzes. Professionalisierung aus der soziologischen Makroperspektive meint entweder die Veränderung der Berufsstruktur im Sinne einer „rapiden Vermehrung der Zahl der Berufe, die eine eigene Berufsbezeichnung für sich produzieren“ (René König, zitiert nach Vath 1975, 14) oder die nachhaltige Veränderung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung aufgrund einer überdurchschnittlichen Vermehrung von Dienstleistungsberufen, die wissenschaftliches Wissen verwenden bzw. anwenden.

Eine dritte Lesart geht von einer offen oder verdeckt formulierten Relevanzfestlegung aus, um letztlich professionelles Handeln spezifizieren zu können: Über welche Attribute muss eine Berufskultur verfügen, um einem besonderen Beruf Raum für professionelles Handeln zu eröffnen? Die dabei in Frage kommenden Gesichtspunkte (Fundierung des Professionswissens durch eine Leitdisziplin, Absolvierung einer Spezialausbildung, Kodifizierung einer Berufsethik, Autonomie, die Gleichzeitigkeit eines gesteigerten Begründungs- und Entscheidungsdrucks, Verstrickung in Paradoxien professionellen Handelns usw.) können mit den vielfach kritisierten Kriterienkatalogen korrespondieren oder auch eine Alternative hierzu darstellen. Sind Prozesse

der Annäherung an die postulierten Eigenschaften professionellen Handelns zu beobachten, so wird dies als Symptom einer sich vollziehenden Professionalisierung verbucht.

Die letzte Begriffsbestimmung lenkt den Blick auf den formalen Prozess der Umwandlung einer rein theoretischen in eine angewandte Wissenschaft. Hierbei sind Formen der Selbstorganisation und gesteigerten Selbstverständigung in einer Berufskultur ebenso zu beobachten wie Schritte der praxisorientierten Akademisierung (klinische Orientierung).

Auch wenn es noch weitere Bedeutungshorizonte in der Geschichte der Sozialwissenschaften geben mag, sie bleiben (wie die grammatikalische Form dies evoziert) auf Prozesse fokussiert, wobei es für Soziologen eigentlich selbstverständlich ist, dass Gruppen oder andere soziale Einheiten im Vordergrund des Interesses stehen. Konstitutiver Bestandteil der eben genannten vier traditionellen Bedeutungsvarianten ist der Bezug auf Abläufe in der Zeit. Der Zustand einer Berufskultur ändert sich vor dem Hintergrund der jeweils diagnostizierten invarianten oder varianten Bedingungen immer dann, wenn sie die mit einem bestimmten Zustand verbundene zeitliche Schwelle X überschritten hat und sich auf die Schwelle Y zu bewegt und dabei neue Merkmale ausbildet. Als Träger und Adressaten dieser Prozesse kommen primär kollektive Einheiten, wie etwa die Berufsverbände, aber auch die Wissenschaft sowie staatliche und rechtliche Instanzen in Frage.

Die vor allem durch Stichweh, Oevermann und Schütze geprägte moderne Professionsforschung hat, ohne dass sie dies wirklich konsequent reflektiert hätte, stillschweigend eine Erweiterung bzw. eine Verschiebung des Bedeutungsgehaltes der Kategorie „Professionalisierung“ vorgenommen. Heute ist die Sprachregelung selbstverständlich geworden, nicht nur von der Professionalisierung „der“ Sozialarbeit, „der“ Polizeiarbeit, „der“ Supervision oder „des“ Lehrerberufs zu sprechen, sondern auch den Weg des einzelnen Berufsnovizen in den Beruf hinein, die Ausbildung des Sozialarbeiters, des Polizisten, des Supervisors oder des Lehrers sowie den gesamten Prozess der berufsbiographischen Etablierung und Reifung mit dieser Kategorie zu versehen. Diese Ausdehnung dürfte eng mit dem großen Einfluss der qualitativen Forschung und der hier prominent gewordenen Einzelfallanalysen im Bereich der Professionsforschung zusammenhängen. Besonders Fritz Schütze, der an die Arbeiten von Park, Hughes, Becker und Strauss sowie anderen Vertretern des Symbolischen Interaktionismus anknüpft, hat bei dieser Aufwertung individueller Prozesse der Professionalisierung als eigenständiger Gegenstand der Professionsforschung eine wichtige Rolle gespielt, weil mit der Einführung des autobiographisch-narrativen Interviews die Einbettung des individuellen Vorgangs der Verberuflichung in den gesamten Horizont lebensgeschichtlichen Handlungs- und Erleidensprozesses möglich wurde. Fritz Schütze hat sich u.a. mit der Mikrostruktur und dem Arbeitsbogen des professionellen Handelns beschäftigt und am Beispiel der Sozialarbeit, der Medizin und der Schule nicht aufhebbare Kernprobleme, Paradoxien und Fehlerquellen freigelegt, die auch in anderen Berufen wirksam sind. Als ausgewiesene Schlüsselkategorie kommt Professionalisierung in seinem Œuvre aber dennoch kaum vor, was u.a. darauf zurückzuführen ist, dass Schütze primär an einem tieferen Verständnis von Strukturmerkmalen der konkreten professionellen Arbeit und weniger an der Erfassung berufspolitischer Durchsetzungsstrategien interessiert ist. Die machtpolitischen Dimensionen der Prozesse der Verberuflichung werden zugunsten anderer Aspekte (Aus-

handlungsprozesse) vernachlässigt. Obwohl die Durchsetzung des narrativen Interviews im Wissenschaftsbetrieb zur massenhaften Generierung empirischer Materialien beigetragen hat, welche die Erforschung individueller Prozesse der Professionalisierung überhaupt erst möglich gemacht haben, zeichnet sich kein eigenständiger Diskurs über das Verhältnis individueller und kollektiver Formen der Professionalisierung ab.

3. Kollektive und individuelle Formen der Professionalisierung in der Erwachsenenbildung – Ergebnisse aus dem erwachsenpädagogischen Zeitzeugenprojekt „100 Geschichten – eine Geschichte?“

Wie in vielen anderen Bereichen auch lag dem kollektiven Professionalisierungsprozess in der Erwachsenenbildung das Skript zugrunde, die strategisch wichtigen Orte „Arbeitsplatz“, „öffentliche Meinung“ und „staatliche Instanzen“ sowie die Medien „Macht“ und „wissenschaftliches Wissen“ zur Durchsetzung von Strategien zu nutzen, um die Entschädigungschancen der Arbeit (Geld und Prestige) zu sichern und wenn möglich zu steigern (vgl. Nittel 2000). Die Ausdehnung der Erwachsenenbildung seit Beginn der 1970er Jahre ist im Kern das Ergebnis eines wohlfahrtsstaatlichen Expansionskurses im Zuge der Bildungsreform und einer davon abgeleiteten Expansion von Einrichtungen der Erwachsenenbildung. Die temporäre Kongruenz wirtschaftlicher und reformistisch-aufklärerischer Interessen schuf vor dem Hintergrund einer komfortablen Haushaltslage ein außerordentlich günstiges gesellschaftliches Klima, um die Institutionalisierung der Weiterbildung als vierte Säule des Bildungssystems in Angriff zu nehmen. In dieser Zeit versprach man sich vom Ausbau der Weiterbildung vor allem eine bessere Nutzung der damals dringend benötigten „Begabungsreserven“, eine Anhebung des allgemeinen Qualifikationsniveaus und einen Zuwachs an Chancengleichheit. Wenn von kollektiver Professionalisierung in der Erwachsenenbildung gesprochen wird, so ist damit im Kern ein auf vier Prozessebenen stattfindender Prozess der Institutionalisierung gemeint: nämlich die *Verrechtlichung der Erwachsenenbildung*, die *institutionelle Expansion der Weiterbildung*, die *Akademisierung der Erziehungswissenschaft* und die *Verberuflichung* im Sinne einer zielgerichteten Vermehrung hauptberuflicher Berufsrollen. Die sprunghaft wachsende Zahl der Einrichtungen und der Träger bzw. die Ausdifferenzierung einer Weiterbildungslandschaft als Ausdruck eines zu Beginn der siebziger Jahre vollzogenen Institutionalisierungsprozesses war nur vor dem Hintergrund der Einführung von Weiterbildungsgesetzen auf Länderebene möglich (vgl. Kuhlenkamp 1984). Diese haben die öffentliche Hand und die Gebietskörperschaften auf ein bestimmtes Bildungsangebot für Erwachsene verpflichtet, sie regelten die Finanzierung der Träger und waren Ausdruck eines gemeinsamen politischen Willens, wie er sich in den einschlägigen Gutachten der Bildungsreform und anderen offiziellen Verlautbarungen artikuliert hat. Der gesellschaftliche Konsens zwischen „fortschrittlichen“ und „konservativen“ Kräften, schlicht mehr Geld für die schulische und außerschulische Bildung auszugeben, eröffnete der sich formierenden Erziehungswissenschaft Spielräume der Expansion und der Artikulation von Autonomieansprüchen. Da die Unabhängigkeit der für die Erwachsenenbildung zuständigen Erziehungswissenschaft besser an den Universitäten als an den damals noch vorherrschenden pädagogischen Hochschulen zur Entfaltung gebracht werden konnte, zeichneten sich auch auf der Ebene

der Akademisierung nachhaltige Veränderungen ab. Dieser Ausbau der wissenschaftlichen Disziplin reagierte sowohl auf den zunehmenden Druck der Verwissenschaftlichung als auch auf den gestiegenen Bedarf an qualifiziertem Personal. Die Verwissenschaftlichung bediente den Bedarf nach außeralltäglichem Wissen, der Generierung plausibler Legitimationsmuster und der Analyse komplexer (Weiterbildungs-) Prozesse und Organisationsentscheidungen. Das Ineinandergreifen von Verrechtlichung, Institutionalisierung und Akademisierung förderte nicht nur den Trend zur Hauptberuflichkeit nachhaltig, sondern trug auch zur Ausdifferenzierung neuer Berufsrollen bei. Diese wurden kodifiziert und in Stellenpläne überführt, etwa in Gestalt des makrodidaktisch tätigen Fachbereichsleiters, Bildungsmanagers, hauptberuflich tätigen Weiterbildungslehrers oder des Weiterbildungsberaters.

So war es durchaus erwartbar, dass in den über 140 Interviews, die in dem Projekt „100 Lebensgeschichten – eine Geschichte“ geführt wurden, Verweise auf die hier angesprochene Prozessstruktur der kollektiven Professionalisierung enthalten sind. Schließlich waren die Befragten, welche die Zeitspanne zwischen 1945 bis 1985 abdecken, einerseits Betroffene, andererseits Gestalter des kollektiven Prozesses der Professionalisierung, den es in der Geschichte der Erwachsenenbildung niemals zuvor gegeben hat. So wurden mehrheitlich Personen des Geburtsjahrgangs 1912 bis 1940 interviewt, deren Berufsbiographien im Alter von 25 bis 55 Jahren teils dramatisch, teils schleichend vom Ausbau der Erwachsenenbildung in Hessen seit den späten 1960er bis Ende der siebziger Jahre erfasst und geformt wurden. Insbesondere die Entscheidungsträger, wie etwa Bildungspolitiker und Leiter großer Einrichtungen, haben die eben angedeuteten Vorgänge der Verrechtlichung und des institutionellen Ausbaus mit vorangetrieben und in verantwortlicher Position aktiv gestaltet. Hier zeichnen sich bereits auf der Oberflächenschicht der Texte Bezüge zu kollektiven Formen der Professionalisierung ab (vgl. die Analyse des Falls Rohlmann in Nittel 2003), wenn etwa von der Gründung neuer Einrichtungen oder von anderen Innovationen die Rede war. Bildungspolitisch tätige Erwachsenenbildner, die im Landtag saßen, haben etwa die Verabschiedung von Weiterbildungsgesetzen voran getrieben; die erste Professorin für Erwachsenenbildung in Deutschland, Prof. Dr. Feidel-Mertz, hat federführend die Einführung des Diplomstudiengangs in Frankfurt betrieben. Anders sieht es mit den weniger prominenten Zeitzeugen aus. In den Interviews mit den sogenannten „namenlosen“ Dozenten und Kursleitern, die über Jahrzehnte hinweg in ein und derselben Einrichtung ähnliche Angebote unterbreitet haben, ist eine solche Identifikation übergreifender sozialer Prozesse etwas schwieriger. Bei dieser Gruppe von Zeitzeugen sind beispielsweise immer dann Einflüsse seitens der kollektiven Professionalisierung zu registrieren, wenn in berufsbiographischen Selbstbeschreibungen von Veränderung in der Themenkonjunktur oder in den methodischen Präferenzen (von der Gruppendynamik zu konstruktivistischen Beratungsansätzen) die Rede ist oder wenn von gravierenden organisatorischen Veränderungen wie etwa dem Umzug in ein neues Haus berichtet wurde. Häufig lassen sich die Verweise auf die Prozesse der kollektiven Professionalisierung nur indirekt erschließen, etwa über den Umweg der Zeitgeschichte oder durch Hintergrundrecherche.

Letztlich drängte sich die Erweiterung des konventionellen Professionalisierungsbegriffs durch die Beschäftigung mit dem Material auf. Wie in vielen anderen qualitativen Untersuchungen ist das Forschungsteam durch das Material anfangs stark irritiert, ja sogar einem „Enttypisierungsschock“ (Niethammer) ausgesetzt worden. So

zeichnete sich beispielsweise ab, dass bei (vergleichsweise jungen) Informanten und Informantinnen, die unter der Bedingung der Bildungsreform – also unter der Ägide der kollektiven Professionalisierung – ihre Ausbildung absolviert haben, nur ein rudimentärer Prozess der fachlichen Qualifizierung und des disziplinären Wissenserwerbs zu verzeichnen war. Umgekehrt konnte man in den Lebensgeschichten wesentlich älterer Zeitzeugen registrieren, dass die Akteure, ohne dass deren Biographien von der kollektiven Professionalisierung tangiert worden wären, dennoch einen signifikanten Prozess der beruflichen Höherentwicklung durchlaufen haben, der sogar in der Versachlichung einer erwachsenenpädagogischen Berufsrolle endete. Schon bei einem oberflächlichen Blick in das empirische Material zeichnet sich ab, dass zwischen der Dynamik in einer einzigen Berufslaufbahn und der Entwicklung der Berufskultur als soziale Gruppe nur eine sehr lose Koppelung besteht. Während sich extrem günstige bildungspolitische und strukturelle Rahmenbedingungen offenbar wenig förderlich auf die Bildungsverläufe mancher Praktiker ausgewirkt haben, schichteten sich unter relativ ungünstigen berufsbiographischen Voraussetzungen bei anderen dennoch Kompetenzen und Qualifikationen auf, ohne dass die Betroffenen auf eine nennenswerte institutionelle Unterstützung zurückgreifen konnten. Erst derartige Diskrepanzbeobachtungen hat die Forscher gegenüber Differenzen im Prozess der Professionalisierung sensibel gemacht. Statt individuelle und kollektive Phänomene der Professionalisierung zu vermischen, erschien es dann schließlich ratsam, systematischer zwischen beiden Ebenen zu unterscheiden und die Dimension der individuellen Professionalisierung genauer zu untersuchen.

Der Begriff „individuelle Professionalisierung“ meint einen an das konkrete Individuum gebundenen Ausbildungs- bzw. Reifeprozess, der mit der Vermittlung von pädagogischem Fachwissen einhergeht und in einem Staterwerb (Hauptberuflichkeit, Freiberuflichkeit) seinen vorläufigen Höhepunkt findet, ohne dass die Aneignung von wissenschaftlichem Wissen notwendigerweise dem institutionalisierten Ablauf- und Erwartungsmuster eines akademischen Studiums zwingend verbunden wäre. Individuelle Formen der Professionalisierung tragen zur Formierung einer auf dem Prinzip der Fachlichkeit beruhenden beruflichen Identität bei. Wer einen individuellen Prozess der Professionalisierung absolviert hat, ist in der Lage, zentrale Facetten des durch den kollektiven Prozess der Verberuflichung errungenen gesellschaftlichen Mandats in Fachtermini sprachlich zum Ausdruck zu bringen. Die hierzu erforderlichen persönlichen Qualifizierungs-, Aneignungs-, Veränderungs- und Reifeprozesse wurden durch die Beschäftigung mit pädagogischem und sozialwissenschaftlichem Wissen und die Herausbildung eines pädagogisch-professionellen Selbstbildes begleitet.

4. Dimensionen der individuellen Professionalisierung

Auf der Grundlage mehrerer Fallstudien und deren Vergleich wurde die Kategorie der individuellen Professionalisierung ausdifferenziert. Anhand zweier ausgewählter Fallbeispiele werden im Folgenden vier Dimensionen individueller Professionalisierung und die hierbei Einfluss nehmenden sozialen Mechanismen und institutionellen Faktoren vorgestellt.

Kurzporträt Joachim Reichelt

Joachim Reichelt⁸, geboren 1937, wächst in kleinbürgerlichen Verhältnissen mit geringem Lebensstandard auf. Ohne rechte Motivation für eine konkrete Ausbildung und ohne Perspektive auf einen anderen Lebensweg als den milieutypisch vorgezeichneten Weg in kleinbürgerliche Verhältnisse beginnt er nach dem Hauptschulabschluss eine Ausbildung bei der Post. Im Alter von 14 Jahren fasst er den biographisch relevanten Beschluss, Läufer zu werden. Zeitgleich mit dem Berufsabschluss im Jahr 1955 gewinnt er sein erstes Rennen als Läufer. Von einem Verein wird er dann als Leistungsträger entdeckt und gehört in den nächsten Jahren nach eigenen Angaben „zu den zwanzig besten Deutschen“. Als Postangestellter wird er auf die Postgewerkschaft aufmerksam, deren Seminarprogramm er in der Folgezeit nutzt. Und ab 1969 ist Joachim Reichelt über viele Jahre Teilnehmer des Funkkollegs. Zudem schreibt er sich als Gasthörer einer Universität ein und besucht Kurse an der Volkshochschule.

Im Jahr 1970 wird Joachim Reichelt Heimleiter an einer Fachhochschule der Post. Zwei weitere Jahre später bewirbt sich Reichelt erfolgreich als hauptamtlicher pädagogischer Mitarbeiter bei der Volkshochschule, womit er erstmals hauptberuflich primär pädagogisch tätig ist. Nachdem er dann über viele Jahre stellvertretender Leiter der Volkshochschule ist, wird er 1995 der Leiter dieser Weiterbildungseinrichtung. Mit 63 Jahren geht er in den Ruhestand, wobei er weiterhin als Rezipient und Anbieter von Bildungsangeboten aktiv bleibt.

Amalgamierung von Milieuprägung und starker Organisationsbindung einerseits sowie Aufstiegs- und Wissenschaftsorientierung andererseits

Joachim Reichelt zeichnet sich – als Vertreter einer Gruppe dieses Typus – durch eine langfristige Milieuzugehörigkeit bei gleichzeitig starker Aufstiegsorientierung aus. Neben der Verbundenheit mit dem kleinbürgerlichen, in den Möglichkeiten des sozialen und kulturellen Aufstieges begrenzten Milieu im Allgemeinen und seiner Posttätigkeit im Besonderen gelingt ihm die Integration in eine zweite Welt, nämlich die des Sportes, der er bis ins Rentenalter stark verbunden bleibt. Die Sportbegeisterung wird maßgeblich durch die Berichterstattung über die Olympischen Sommerspiele von 1952 geweckt. Neben der eigenen aktiven Sportlerlaufbahn erwirbt er den Trainerschein und arbeitet anschließend als Trainer, womit ein Aktivitätsbereich benannt wird, der starke pädagogische Bezüge aufweist. Während der Olympischen Sommerspiele von 1972 in München ist er für drei Monate als Leiter eines internationalen Jugendlagers vor Ort tätig. Zwei Jahre später – er ist nun bereits hauptberuflicher pädagogischer Mitarbeiter der Volkshochschule – gründet er einen Lauftreff in seinem Wohnort, der in der Folgezeit bis zu 500 Läufer anzieht und weit über die Grenzen Deutschlands bekannt wird, so dass er auch von Sportfunktionären aus dem Ausland besucht wird. Ab 2001 ist er Vorsitzender der Regionalgruppe der Deutschen Olympischen Gesellschaft.

Durch nationale und internationale Kontakte zu Sportlerinnen und Sportlern aus den verschiedenen sozialen Milieus sieht sich Joachim Reichelt immer wieder mit der Frage konfrontiert, warum er nicht studiert habe. Durch diese Statusinkonsistenz

8 Die Namen der Porträtierten wurden anonymisiert.

begründet sich eine starke Bildungsaspiration: Zunächst besucht Joachim Reichelt Seminare der Postgewerkschaft. Ebenfalls sind die beruflichen Aufstiege, die er bei der Post erreicht, an berufliche Weiterbildungsmaßnahmen gekoppelt. Als das Funkkolleg angeboten wird, ist Joachim Reichelt über viele Jahre mit dabei und kann so seine intellektuelle Neugierde stillen. Mit großem Stolz erzählt er, seit dem zweiten Kurs 1969 an sämtlichen Funkkollegs partizipiert und an den allermeisten Begleitzirkeln teilgenommen zu haben. Diese langjährigen autodidaktischen Aktivitäten und Besuche von Kursen an der Volkshochschule sowie von Seminaren an der Universität spiegeln seine Wissenschaftsorientierung wider.

Organisationen, die an das jeweilige soziale Milieu angeschlossen sind, ermöglichen Joachim Reichelt zunächst die Erfüllung pädagogischer Funktionen auf ehrenamtlicher Basis: So wird er Jugendsprecher bei der Postgewerkschaft, Trainer im Sportverein und Teilnehmervorteiler im Beirat der Volkshochschule. Mit seiner Tätigkeit als Heimleiter hat er einen wichtigen Schritt in Richtung einer hauptberuflichen pädagogischen Tätigkeit vollzogen, wenn er auch vordergründig noch mit anderen Tätigkeiten befasst ist als mit genuin pädagogischen Aufgaben. Hier bieten die Poststrukturen den Übergang von einem zuvor ehrenamtlichen Engagement mit pädagogischen Funktionen in den bezahlten pädagogiknahen Dienst. Mit dem folgenden Wechsel von der Post – er gibt hierfür seine Beamtenlaufbahn und die damit verbundenen Sicherheiten auf – zur Volkshochschule vollzieht er dann einen entscheidenden Schritt der individuellen pädagogischen Professionalisierung und ist in der Folgezeit als hauptberuflicher pädagogischer Mitarbeiter tätig. Joachim Reichelt spricht hier von einem „wahnsinnigen Sprung“, der ihm „das Verlassen einer Schicht“ ermöglichte, so dass „im Oktober 1972 (s)eine eigentliche Berufslaufbahn begonnen“ hat. Nachdem bereits die Teilnahme am Funkkolleg und die universitären Lehrveranstaltungen zur Ausdifferenzierung eines höhersymbolisch-professionellen Wissens beigetragen haben, muss er auch nun in der Endphase des Professionalisierungsprozesses weiter lernen, um den Anforderungen seines neuen Aufgabenbereiches gerecht zu werden.

Joachim Reichelt ist ein Vertreter einer ganzen Gruppe, die sich durch die Synthese von sozialer Milieuprägung, starker Organisationsbindung sowie Aufstiegs- und Wissenschaftsorientierung auszeichnet. Mit Blick auf weitere Fallbeispiele dieser Dimension zeichnet sich ab, dass hier besonders Vertreter aus sozialdemokratie- und gewerkschaftsnahen Milieus vertreten sind. Eine als charakteristisch für diese Dimension zu bezeichnende Statusinkonsistenz kann sich beispielsweise in einer auf die Hochkultur fokussierten bildungsbürgerlichen Orientierung im Familienmilieu einerseits und in einem extrem niedrigen Lebensstandard andererseits ausdrücken und liefert schließlich die Begründung für die starke Bildungsaspiration. Die diesen Milieus angeschlossenen Organisationen ermöglichen mit den ihnen eigenen Instanzen, Ressourcen und Netzwerken sowie Mechanismen der berufsbiographischen Prozessierung und Qualifizierung zunächst auf ehrenamtlicher Basis zu erfüllende pädagogiknahe Funktionen, die sich später als Anfang des vollzogenen sozialen Aufstiegs zu erkennen geben. Damit eine Karriere im Ehrenamt letztlich in einer Hauptberuflichkeit mündet, ist eine gewisse berufsbiographische Offenheit notwendig, oder ein Berufsziel muss sich aus der Perspektive der Akteure aufgrund äußerer Barrieren als unrealisierbar darstellen. Die individuelle Professionalisierung vom ehrenamtlichen Engagement zur pädagogischen Hauptberuflichkeit wird durch institutionelle Weiter-

bildungsmöglichkeiten, eigenes Reflexionsvermögen, intellektuelle Neugier sowie angenommene Herausforderungen der persönlichen Bewährung begleitet. Die erlangten Berechtigungsnachweise und Zertifikate sind nur begrenzt mit denen des staatlichen Berechtigungswesens (z.B. Fachhochschul- oder Universitätsabschluss) vergleichbar, dennoch ermöglichen sie zusammen mit den pädagogischen und fachgebundenen Erfahrungen aus dem Ehrenamt letztlich den Wechsel in die pädagogische Hauptberuflichkeit.

Erwachsenenpädagogische und fachgebundene Qualifizierung als eine auf Dauer gestellte autodidaktische Aneignungspraxis

Die zweite Dimension eines individuellen Professionalisierungsprozesses lässt sich ebenfalls am Fall Reichelt verdeutlichen. Auf eindrückliche Weise zeigt er, wie pädagogische und fachgebundene Qualifizierung durch eine autodidaktische Aneignungspraxis realisiert werden. So hat Joachim Reichelt über viele Jahre hinweg regelmäßig am Funkkolleg teilgenommen. Darüber hinaus hat er sich gewerkschaftlich, beruflich sowie im sportlichen Bereich weitergebildet. Dieses theoretische Fachwissen (Gewerkschaftsseminare, Trainerausbildung, Funkkollegteilnahme, Gasthörer der Universität) wurde von ihm oft unmittelbar in der ehrenamtlichen Praxis angewandt (Jugendsprecher, Trainer, Lauftrefforganisator), womit sich wiederum sein pädagogisches Können entwickelte.

Reichelts Bildungsgeschichte ist ein im großen Stil angelegtes Studium generale außerhalb der Universität. Diese autodidaktische Aneignungspraxis übersteigt bei weitem den Zeitraum und die Intensität eines Studiums. Hier zeigt sich, – und das gilt für die gesamte Gruppe der unter dieser Dimension subsumierbaren Personen –, dass die Annäherung an die Sinnwelt der Wissenschaft nicht zwangsläufig über die Universität erfolgen muss, denn: „Wissenschaft, wie andere Funktionssysteme auch, ist heute auf Organisationen angewiesen, ohne je als Einheit eine einzige Organisation sein zu können“ (Luhmann 1998, 675). Ebenso können der Kontakt und der Eintritt in die Sinnwelt der Wissenschaft in Institutionen erfolgen, die zur Verbreitung und alltagsweltlichen Aufbereitung wissenschaftlichen und disziplinären Wissens beitragen, wie das Funkkolleg es beispielsweise ermöglicht. Auch muss die autodidaktische Aneignungspraxis nicht im stillen Kämmerlein erfolgen, sondern kann durchaus in Institutionen der Erwachsenenbildung stattfinden. Für die hier verhandelte Prozessvariante ist vielmehr entscheidend, dass zunächst die autodidaktische Aneignung eines Gegenstandes über die vollständige Durchdringung der Wissensinhalte im Vollzug aufwändiger Recherchearbeiten im Vordergrund steht. Der Bildungshunger von Joachim Reichelt, der sich in dieser zweiten Dimension der individuellen Professionalisierung widerspiegelt, ist bezeichnend für eine ganze Generation: Infrastrukturelle und kulturelle Beschränkungen und ein Mangel an Informationen in der Nachkriegszeit fungieren als Motor, der das konsequente autodidaktische Lernen über Jahre hinweg anzutreiben vermochte. Mit der stetigen Sättigung dieses Bildungshungers vollzieht sich dann der fließende Wechsel von der Rolle des Lernenden zu der des Lehrenden.

Qualifizierung im Kontext einer Meister-Novizen-Beziehung

Im Prozess der individuellen Professionalisierung sind tragfähige und belastbare soziale Netzwerke und das daraus generierte soziale Kapital (Bourdieu) von großer Wichtigkeit. In diesen Netzwerken sind pädagogische Mentoren an entscheidenden Stellen tätig und sorgen so für Anschlüsse und Übergänge in der Berufskarriere, so dass die Prozessierung der individuellen Professionalisierung nicht unter- oder gar abgebrochen wird. Vielfach handelt es sich bei den Mentoren um erfahrene Praktiker mit einem akademischen Hintergrund, welche die Sinnwelt der Erwachsenenbildung authentisch repräsentieren und für berufliche Orientierungen sorgen. Eine derartige „Meisterin“ ist für Joachim Reichelt die Leiterin der Volkshochschule. Diese „echt akademische Frau“ und „ganz starke Persönlichkeit“ – wie Reichelt sie beschreibt – lernt er lange vor seiner hauptberuflichen pädagogischen Tätigkeit kennen. Während seiner Heimleitertätigkeit konfrontiert sie ihn mit der Frage, ob er sich vorstellen könne, ganz in die Erwachsenenbildung einzusteigen. Zunächst arbeitet er dann als Teilnehmervorteiler im Beirat der Volkshochschule (VHS) mit; er sitzt nun also in einem fachlichen Gremium mit Professionellen des pädagogischen Fachs zusammen. Ein Stellenangebot an der Volkshochschule zwei Jahre später veranlasst ihn dann zu einer Bewerbung. Nachdem Joachim Reichelt zunächst als hauptamtlicher pädagogischer Mitarbeiter an der VHS arbeitet, macht ihn die Leiterin schließlich zu ihrem Stellvertreter.

In weiteren Fallbeispielen zeigt sich, dass diese „Meister“ für eine spezifische Denkart und einen professionellen Habitus stehen und zentrale Werte wie kritisches Bewusstsein, Unbestechlichkeit und Gradlinigkeit verkörpern. Sie können in ganz verschiedenen Funktionen bedeutsam für die Protagonisten werden, z.B. als Vorbilder, Ideengeber, Warnende, Kontaktherstellende oder biographische Berater. Letztlich haben sie einen entscheidenden Anteil daran, ob den „Novizen“ ein Vertrauensvorschuss eingeräumt und weitere Begleitung auf ihrem (berufs-)biographischen Weg zuteil wird. So haben die pädagogischen Mentoren das den Akteuren innewohnende Entwicklungspotential erkannt und sind aufgrund ihrer sozialen Stellung, fachlichen Fähigkeiten und persönlichen Anerkennung bei den Akteuren in der Lage, dieses Potential zu fördern. Diese Beziehungen sind nicht notwendig durch Kameraderie oder Kumpanei geprägt, sondern können – wie das Beispiel Reichelt zeigt – durch Distanz und wechselseitigen Respekt geprägt sein.

Kurzporträt Anna Schwarz

Anna Schwarz, Jahrgang 1931, besucht von 1939 bis 1945 die Volksschule. Parallel zur Schulausbildung lernt Anna Schwarz Stenographie und Maschineschreiben im Privatunterricht, da ihr Großvater während des Zweiten Weltkrieges einem Lehrer einen Ofen baute, der als Gegenleistung den Privatunterricht für die Enkelin anbot. Sowohl der weitere Schulbesuch als auch der Besuch der Handelsschule oder ein Studium sind nach Kriegsende undenkbar für die Familie. Stattdessen verbinden die Eltern mit einer Lehre im ortsansässigen Konsum eine regelmäßige Versorgung mit Lebensmitteln. Nach der kaufmännischen Berufsausbildung möchte Anna Schwarz dann aber beruflich mehr erreichen und entwickelt den Wunsch, Fachlehrerin für Stenographie und Maschineschreiben zu werden, woraufhin sie neben der Berufstätigkeit die entsprechenden Weiterbildungsveranstaltungen besucht, u.a. einen Vorbe-

reitungslehrgang für die staatliche Lehramtsprüfung. Auf ihrem Weg zur Lehrerin erhält sie mehrfach Stellenangebote, die sie immer mit der Begründung, Lehrerin werden zu wollen, ablehnt. Unmittelbar nach dem ersten Examen ist sie mit einer Bewerbung erfolgreich und arbeitet daraufhin die kommenden fünf Jahre in einer Handelsschule als Lehrerin für Stenographie und Maschineschreiben.

Nachdem sie ihren zukünftigen Ehemann kennengelernt und geheiratet hat, erfolgt mit der Geburt des ersten Kindes eine berufliche Pause, in der später noch ein zweites Kind geboren wird. Für die nächsten zehn Jahre widmet sich Anna Schwarz primär der Erziehung ihrer Kinder. Dennoch hat sie während dieser Zeit Privatschüler, die sie zu Hause unterrichtet. Der Wiedereinstieg in den Beruf erfolgt zunächst bei einer Berufsschule. Sie wechselt jedoch sehr bald zum Bildungswerk der Deutschen Angestellten Gewerkschaft (DAG). Dort ist sie zunächst auf Honorarbasis und mit maximal 20 Stunden wöchentlich beschäftigt. Nach acht Jahren der Honorartätigkeit erhält sie eine Festanstellung und arbeitet bis zu ihrem Ruhestand weitere neun Jahre bei der DAG. Im Ruhestand entdeckt sie zunächst die Porzellanmalerei für sich. Die Gestaltung des Porzellans mit stenographischen Motiven lässt sie sich schließlich patentieren.

Eine „auf Eis gelegte“ professionelle Wissensbasis und deren spätere Nutzung

Bereits mit 12 Jahren beginnt Anna Schwarz, sich Kenntnisse in Stenographie und Maschineschreiben anzueignen. Mit dem berufsbiographisch relevanten Wunsch, Fachlehrerin für Stenographie und Maschineschreiben zu werden, knüpft sie an die seit dem Kindesalter brachliegende Wissensbasis an. Unter Einbezug weiterer Fallbeispiele handelt es sich bei Anna Schwarz bei dem Zurückgreifen auf in der Kindheit aufgeschichtetes Wissen jedoch eher um eine Ausnahmesituation: Symptomatisch für diese Gruppe ist stattdessen, dass im Anschluss an ein Universitätsstudium die erworbene akademische Qualifikation aufgrund familienzyklischer Ereignisse (z.B. Geburt eines Kindes) oder durch die Entwertung bzw. das Obsolet-Werden von Abschlüssen und Zertifikaten vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Ereignisse (z.B. Vertreibung, Migration) oder arbeitsmarktspezifischer Barrieren nicht genutzt werden kann und die aufgeschichtete professionelle Wissensbasis nun „auf Eis liegt“.

An der Rekrutierung dieser Personen für die Erwachsenenbildung sind in der Regel dritte Personen beteiligt, welche die Idee wachrufen, aus einer Dozententätigkeit in der Erwachsenenbildung persönlichen und/oder finanziellen Nutzen zu ziehen. So gab es im Fall Anna Schwarz einen Untermieter im Hause der Herkunftsfamilie, der von einer Lehrerin für Stenographie und Maschineschreiben berichtete und so den Berufswunsch bei der 24-jährigen Anna Schwarz hervorrief. Mit der erwachsenpädagogischen Tätigkeit verbinden die Akteure dann in erster Linie einen ideellen Mehrwert, und erst nachgeordnet kommt der Finanzierung der materiellen Existenzgrundlage Bedeutung zu. Dies ist in der Regel möglich, da sich das Familieneinkommen aus anderen Quellen als der erwachsenpädagogischen Tätigkeit speist. So sichert in der Familie Schwarz der Ehemann als Diplomhandelslehrer das Familieneinkommen ab. Der strukturelle Rahmen der Erwachsenenbildung einschließlich der offenen Lizenz und die lockere Institutionalisierung (vgl. Nittel 1999) ermöglichen also den berufsbiographischen Einstieg zu einer sinnvollen Karriere in der Erwachsenenbildung, unter Umständen – wie man an einer anderen Fallgeschichte zeigen könnte – sogar für ein „zweites Leben“ (Goetz 2005).

Die unter diese Dimension subsumierbaren Personen greifen mit dem Einstieg in die Erwachsenenbildung aber nicht nur auf ihr Fachwissen zurück, sondern müssen – als weitere Bedingung für eine individuelle Professionalisierung – ein pädagogisches Selbstbild entwickeln. So konnte beispielsweise Anna Schwarz schon vor ihrer Arbeit in der Berufsschule in Kursen Erfahrungen im Unterrichten sammeln. Als sie nach der Familienphase in den tertiären Bereich des deutschen Bildungssystems wechselt, kann sie auf einige Jahre pädagogischer Arbeit zurückblicken. Das pädagogische Selbstbild kann sich aber auch konkret in einem moralisch hochwertigen Auftrag ausdrücken, z.B. der Maxime, Schwachen zu helfen, Außenseiter zu integrieren, Streitende zu versöhnen. Die institutionellen Strukturen und das Mandat der Weiterbildungseinrichtungen ermöglichen an dieser Stelle die Passung zwischen persönlichen Motiven und institutionellen Ansprüchen.

Das Beispiel Anna Schwarz zeigt darüber hinaus, dass sich die erwachsenenpädagogische Tätigkeit auch mit der Familienphase verbinden lässt (z.B. durch Privatschüler) und ein kompletter Ausstieg, wie es andere Berufe zwingend erfordern, nicht notwendig ist. Die Beschäftigungsbedingungen als Honorarkraft werden mit dem beruflichen Wiedereinstieg nach der Zeit der Kindererziehung jedoch auch kritisch von den Akteurinnen bewertet.

Abschließend ist Folgendes anzumerken: Nicht alle der interviewten Zeitzeugen vereinigen das Muster der individuellen Professionalisierung auf sich. Von den circa 140 Interviews fällt ungefähr ein Drittel unter die Kategorie des eben skizzierten berufsbiographischen Entwicklungspfades. Einige Zeitzeugen vereinigen mehrere der oben beschriebenen Dimensionen, andere nur eine. Mit Blick auf die Prozessstrukturen des Lebensablaufs (Schütze 1981) kann der hier beschriebene Entwicklungspfad als Kombination grundlegender Strukturen betrachtet werden: Er vereinigt einen schwach ausgeprägten Wandlungsprozess der Selbstidentität mit einem mehr oder weniger klar fixierten Handlungsschema des (berufs-)biographischen Aufstiegs und der fachlichen Qualifizierung.

5. Individuelle Professionalisierung – eine Spielart „moderner Berufsbiographien“?

Auf der Grundlage der empirischen Impulse aus dem Zeitzeugenprojekt wurde der Versuch unternommen, den Nutzen einer Unterscheidung zwischen individuellen und kollektiven Formen der Professionalisierung zu exemplifizieren. Im Laufe der Projektarbeit verdichtete sich der Befund, dass das von der soziologischen Berufsforschung unterstellte Normalmodell der professionellen Ausbildung, nämlich das Absolvieren eines wissenschaftlichen Studiums, keineswegs den einzig möglichen Weg der individuellen Professionalisierung darstellt. Formen der hier in den Blick genommenen Prozessstruktur folgen nicht zwangsläufig der Logik wohlgeordneter institutionalisierter Ablauf- und Erwartungsmuster, wie sie Ausbildungsverläufen in Schulen und Hochschulen oder in Berufskarrieren zugrunde liegen, sondern sie zeichnen sich viel eher durch ein hohes Maß an „Unordnung“, informelles Lernen und Kontingenz aus.

Grundlagentheoretisch kann Professionalisierung als mehrstufiger Prozess der Institutionalisierung, zumindest aber der Habitualisierung bestimmt werden, ohne dass dieser zwangsläufig im Aufbau der Form „Profession“ enden muss: Auf der kollekti-

ven Ebene kristallisiert sich im Zuge der Versachlichung von Erwartungsmustern, der Verrechtlichung und der Verwissenschaftlichung ein Komplex von Organisationen und Einrichtungen heraus, welcher der sozialen Welt der Berufskultur komplementär zur Seite steht. Weitere Indikatoren der Professionalisierung sind die institutionelle Expansion von Fort- und Weiterbildungsangeboten durch große Träger, der zielgerichtete Einsatz von Supervision, Initiativen zur verstärkten Netzbildung und der beruflichen Selbstorganisation sowie die deutliche Ausdehnung des Anteils von freiberuflichen Erwachsenenbildnern und deren Etablierung auf dem freien Markt.

Vorgänge der individuellen Verberuflichung erschöpfen sich nicht nur in der formalen Übertragung der von den kollektiven Prozessen ausgehenden Impulse und Herausforderungen oder in der Aneignung von kodifiziertem Berufs- und wissenschaftlichem Wissen; vielmehr sind sie nur lose an die kollektiven Prozesse gekoppelt und gehorchen zum Teil eigenen Gesetzen und Regeln. So ist die Ausdifferenzierung einer professionellen Identität nicht künstlich zu erzeugen oder von außen zu beeinflussen, sondern strikt an die Selbsttätigkeit des Subjekts und die autonomen Entscheidungen des Professionsnovizen gebunden. Der hier erörterte personengebundene Entwicklungspfad besteht prinzipiell aus zwei Komponenten, nämlich der Konstitution einer an die Berufsrolle geknüpften Qualifikationsstruktur sowie der Aktivierung biographischer Ressourcen bzw. Basisdispositionen, was zur Herstellung eines inneren Commitments und einer biographischen Identifikation mit der jeweiligen Berufsidee beiträgt. Konstitutiv und zugleich obligatorisch ist die Herausbildung einer vom lebensweltlich situierten Alltagswissen strikt unterschiedenen Wissensgrundlage. Sofern der Prozess der individuellen Professionalisierung sich nicht an der Universität, also im Rahmen eines regulären Studiums abspielt, können andere Vorgänge der Aufschichtung einer Wissensbasis ein funktionales Äquivalent zur Hochschulausbildung darstellen. Das berufliche Mandat und die davon unterschiedene Lizenz stellen die intermediären Instanzen dar, die den Austausch zwischen individueller und kollektiver Professionalisierung sichern. Von einer robusten und belastbaren Verschränkung dieser Aggregatebenen der Professionalisierung kann erst dann gesprochen werden, wenn eine enge Kopplung und starke Interpenetration zwischen objektiver Problem-, sozialer Relevanz-, professioneller Aufgaben-, akademischer Wissens- und personenbezogener Kompetenzstruktur besteht. Die nicht stattgefundene Formierung einer „Profession Erwachsenenbildung“ hängt allerdings nicht nur von den fehlenden „Scharnieren“ zwischen den einzelnen Strukturebenen ab, sondern beruht auf einem viel basaleren Tatbestand: nämlich der brüchigen Verfasstheit der einzelnen Elemente für sich. Wie soll zwischen den Elementen ein dichtmaschiges und haltbares Geflecht entstehen, wenn die einzelnen Bestandteile bereits fragil sind? In dem gleichen Maße beispielsweise, wie etwa der Lernbedarf erwachsener Gesellschaftsmitglieder als mögliche objektive Problemstruktur (noch) keine existentiell bedeutsame, individuell wie gesellschaftlich zurechenbare Kontur gewonnen hat, zeichnet sich etwa auf Ebene der professionellen Aufgabenstruktur kein tragfähiger Konsens ab, ab welchem Zeitpunkt oder unter welchen Bedingungen ein Gesellschaftsmitglied ein Arbeitsbündnis in der Erwachsenenbildung eingehen sollte oder sein Lernproblem weiterhin autodidaktisch mit anderen Laien bearbeitet. Erst recht konnte sich in einem Klima der latenten Theoriefeindlichkeit keine einigermaßen verbindliche akademische Wissensstruktur etablieren. Bei all diesen Überlegungen darf der Aspekt nicht unberücksichtigt gelassen werden, dass die komplette Etablierung einer Profession auf eine funk-

tionierende bürgerliche Kultur angewiesen ist. Unter den Bedingungen der Erosionstendenzen, denen die bürgerliche Kultur seit vielen Jahrzehnten ausgesetzt ist, ist es keiner einzigen akademischen Berufskultur gelungen, auch nur im Entferntesten die von den klassischen bzw. altehrwürdigen Professionen (Mediziner, Juristen) über viele Jahrzehnte erkämpfte Autonomie und ein vergleichbares Machtpotential zu erringen. Die vielfältigen, hier im Detail nicht zu nennenden Auflösungstendenzen der bürgerlichen Kultur tragen dazu bei, dass die Bestrebungen der individuellen und kollektiven Professionalisierung extrem störanfällig sind, sich aber auch gleichzeitig die Maxime der Professionalität (als Handlungsphänomen) in alle nur erdenklichen beruflichen Kontexte entgrenzt. Dabei ist aber in den letzten fünfzig Jahren keiner einzigen Berufskultur gelungen, sich analog zu den klassischen Professionen als solche zu etablieren.

Mit Blick auf den konkreten Bereich der Erwachsenenbildung und die zeitgeschichtliche Entwicklung lässt sich folgendes feststellen: Bereits in den fünfziger Jahren zeichnete sich in der Erwachsenenbildung das Phänomen ab, dass eine breite Palette denkbarer Berufsrollen existiert hat, wobei das Spektrum von ehrenamtlich, nebenberuflich, freiberuflich bis hin zu hauptberuflich tätigen Pädagogen reichte. Würde man – um das Wagnis eines Gedankenexperiments einzugehen – auf die Messlatte „Profession als ideale Form von Beruflichkeit“ verzichten, so müsste die hier sichtbare Pluralität an Beteiligungschancen nicht nur, wie heute üblich(!), als Defizit, sondern unter Maßgabe moderner Vorstellungen von Multioptionalität und Differenz auch als Chance betrachtet werden. Was die Pluralisierung der Berufsrollen angeht, war die Erwachsenenbildung möglicherweise sogar Vorreiter des modernen Arbeitsmarktes, und das schließt die massenhafte Präsenz prekärer Arbeitsverhältnisse durchaus mit ein. Kaum ein anderes Feld neben der Weiterbildung hat auf der Ebene der Leitungsrolle in einem so starken Maße individualisierte Berufsbiographien erzeugen können; kaum ein anderer Bereich bietet soviel Flexibilität und Pfade des beruflichen Um-, Aus- und Aufstiegs sowie des Wiedereinstiegs. Auch heute noch werden den Beteiligten viele Möglichkeiten des Übergangs zwischen ehrenamtlichem Engagement, neben- und freiberuflicher Tätigkeit und Hauptberuflichkeit geboten. Die Weiterbildung besitzt einen großen Reichtum an beruflichen Beteiligungsmöglichkeiten. Zugegeben – die versicherungsrechtlichen und tariflichen Bedingungen sind nicht nur unzureichend, sondern teilweise sogar als „katastrophal“ zu bezeichnen. Dennoch schöpfen die in diesem Feld tätigen Personen nicht nur materiellen, sondern auch einen moralischen ‚Mehrwert‘ aus ihrer Tätigkeit, der in der Regel mit einer relativ großen Arbeitszufriedenheit (Schütz 2007) und einer noch größeren Identifikation mit der didaktisch-methodischen Vermittlungsarbeit einhergeht. Wir wollen nicht so weit gehen, die Erwachsenenbildner aus den fünfziger bis siebziger Jahren gar als Vorläufer der modernen Wissensarbeiter zu bezeichnen. Die vorliegenden Daten und historischen Hintergrundinformationen rechtfertigen jedoch sehr wohl die Behauptung, dass die Bildungspraktiker in einer überaus engagierten und authentischen Weise zur Verbreitung höhersymbolischen Wissens aus einschlägigen Sinnwelten (Politik, Kultur, Religion) an das breite Laienpublikum beigetragen haben. Darüber hinaus haben sie, was die politische Bildung angeht, eine außerordentlich wichtige Rolle z.B. bei der Verbreitung von Informationen über die Nazivergangenheit und zur Sensibilisierung gegenüber Verfehlungen mächtiger Entscheidungsträger in der Adenauer-Zeit gespielt. Insbesondere die politische Bildung im Bereich der au-

berschulischen Bildungsarbeit und der Erwachsenenbildung waren strategisch wichtige Orte der vorweggenommenen kulturellen Modernisierung in Deutschland. Ohne dass der berufliche Verwertbarkeitsaspekt dominant war, konnten breite Teile der Bevölkerung ihre kulturelle Teilhabe ausbauen. Darüber hinaus eröffnete die Erwachsenenbildung Nichtakademikern die Chance zur wissenschaftsorientierten Arbeit. Insbesondere bot die Weiterbildung Frauen einen Raum einer nicht nur auf das männliche Berufsmodell fixierten Selbstverwirklichung. Die arbeitsmarktpolitischen Früchte dieser Konstellation zeigen sich erst heute: Immerhin wurde der größte Teil der Leitungsposten an hessischen Volkshochschulen in den letzten Jahren von Frauen besetzt; auch auf der Ebene des mittleren Leitungspersonals in Bildungseinrichtungen haben die Frauen in der nahen Vergangenheit deutlich Boden gut machen können. Die hier angedeuteten Aspekte, die das ambivalente, aber keineswegs nur negativ zu beurteilende Modernisierungspotential der Erwachsenenbildung unterstreichen, werden im sozialen Gedächtnis der Berufskultur durchgängig *nicht* wach gehalten. Das schwach entwickelte berufliche Selbstbewusstsein und der fehlende Korpsgeist im Berufsfeld der Erwachsenenbildung sind unmittelbarer Ausdruck dieses nur rudimentär entwickelten sozialen Gedächtnisses (vgl. Nittel und Maier 2006). Die offene und verdeckte Orientierung am Modell „Profession“ sowie die strikte Weigerung, die Pluralität an beruflichen Beteiligungsmöglichkeiten in der Erwachsenenbildung auch als Chance zu betrachten, tragen mit dazu bei, dass die Mitglieder der Berufskultur sich mit defizitären Attributen beschreiben und – gemessen an ihrer subjektiven Berufszufriedenheit und ihrem anspruchsvollen beruflichen Mandat – nur eine außerordentlich schwache berufliche Identität entwickeln konnten.

Abschließend bleibt Folgendes festzuhalten: Die Variante der individuellen Professionalisierung beschreibt den Modus, durch den es gelang, unter widrigen Bedingungen vor der Bildungsreform dennoch qualifiziertes Personal zu erhalten, wobei die biographischen Potentiale dieser Menschen von den Organisationen nicht selten parasitär „angezapft“, also instrumentalisiert wurden. Ohne die hier identifizierten Varianten der individuellen Professionalisierung abwerten zu wollen, müssen Tiefe und Tragweite der diesbezüglichen Qualifikationsprozesse, aber auch die identitätsstiftenden Effekte im Vergleich zum Standardverfahren des institutionalisierten Ablauf- und Erwartungsmusters einer Studien- und Berufskarriere realistisch betrachtet und nicht überbewertet werden. Das institutionalisierte Ablauf- und Erwartungsmuster einer Studien- und Berufskarriere als Standardverfahren der individuellen Professionalisierung trägt in vielen akademischen Berufen sowohl zur beruflichen Individualisierung als auch zur Vergemeinschaftung bei. Das führt dann zu einer gewissen Vereinheitlichung beruflicher Habitusformen und der Wissensgrundlagen. Die kompetenzstiftenden Effekte des hier dargelegten Entwicklungspfades dürfen einerseits nicht unterbewertet werden (etwa im Sinne des Vorwurfs, dass der Laienstatus in der Weiterbildung eigentlich nur perpetuiert wird), andererseits dürfen sie auch nicht überbewertet werden, etwa in dem Sinne, dass individuelle Professionalisierung ein ordnungsgemäßes Studium dauerhaft ersetzen könnte. Der Pfad der individuellen Professionalisierung ohne Hochschulstudium scheint an eine ganz bestimmte Zeit, nämlich die Nachkriegsära und die Phase vor der Bildungsreform gebunden zu sein. Aufgrund des stetigen Verwissenschaftlichungsprozesses in den letzten fünfundzwanzig Jahren kann man mit Blick auf die hier skizzierte Prozessvariante „Verwissenschaftlichung ohne Hochschulausbildung“ von einem aussterbenden Modus der Verberuflichung

sprechen. Die Akademisierung der Erwachsenenbildung hat in den letzten Jahrzehnten zwar zu einer Konsolidierung und Aufwertung der Berufskultur beigetragen, nicht aber die notorische Ungleichzeitigkeit zwischen der Dynamik der individuellen und kollektiven Professionalisierung beseitigt. Dennoch ist diese Prozessstruktur der individuellen Professionalisierung für das Verständnis der pädagogischen *und der außer-pädagogischen* Berufswelt wichtig, weil sie eine (Teil-)Erklärung dafür liefert, dass sich in vielen Feldern der Berufsarbeit Phänomene der Professionalität nachweisen lassen, ohne dass sich zugleich und parallel dazu die Form der Profession zu entwickeln beginnt.

LITERATUR

- Carr-Saunders, Alexander und Paul Alexander Wilson (1933): *The Professions*, Oxford.
- Goetz, Patricia (2005): „Ich habe eigentlich nie darunter gelitten“. Lebensgeschichte als Spiegel der Zeitgeschichte: Identitätsentwicklung einer Erwachsenenpädagogin und die Folgen der lebensgeschichtlichen Verarbeitung des Nationalsozialismus auf ihr pädagogisches und politisches Engagement“. Diplomarbeit, Universität Frankfurt am Main.
- Goode, William Josiah (1960): *Encroachment, Charlatanism and the Emerging Profession: Psychology, Sociology and Medicine*. In: *American Sociological Review*, H. 6/1960, 902-914.
- Habermas, Jürgen (1977): *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main (4. Aufl.).
- Hesse, Hans Albrecht (1972): *Berufe im Wandel. Ein Beitrag zur Soziologie des Berufs, der Berufspolitik und des Berufsrechts*. Stuttgart.
- Hughes, Everett Cherrington (1984): *The Sociological Eye. Selected Papers*. London (Orig. 1971).
- Kade, Jochen und Dieter Nittel (2006): *Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. In: Krüger, Heinz-Hermann und Werner Helsper (Hg.): *Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft*. Opladen, 195-206.
- Kade, Jochen, Dieter Nittel, Wolfgang Seitter (2007): *Einführung in die Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. Stuttgart
- Klafki, Wolfgang (1976): *Aspekte kritisch-konstruktiver Erziehungswissenschaft*. Weinheim.
- Kuhlenkamp, Detlev (1984): *Die Weiterbildungsgesetze der Länder. Analysen, Dokumente, Materialien*. Frankfurt am Main.
- Kurtz, Thomas (2005): *Die Berufsform der Gesellschaft*. Weilerswist.
- Lange, Hellmuth (1999): *Die Form des Berufs*. In: Harney, Klaus und Heinz-Elmar Tenorth (Hg.): *Beruf und Berufsbildung. Situation, Reformperspektiven, Gestaltungsmöglichkeiten*. 40. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik. Weinheim und Basel, 11-34.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Neuloh, Otto (1973): *Arbeits- und Berufssoziologie*. Berlin, New York.
- Nittel, Dieter (1999): *Legitimationsprobleme in der Erwachsenenbildung und ihr Ursprung. Das unvollendete Projekt der Institutionalisierung*. In: *Hessische Blätter für Volksbildung*, H. 4, 316-329.
- Nittel, Dieter (2000): *Freiberuflichkeit als Zukunftsmodell für Diplom-Pädagoginnen und Diplom-Pädagogen?* In: *Der pädagogische Blick* Heft 3/2000, 137-149.
- Nittel, Dieter (2001): *100 Lebensgeschichten – eine Geschichte? Die Entwicklung der hessischen Erwachsenenbildung aus der Sicht der Zeitzeugen – eine Projektskizze*. In: *Hessische Blätter für Volksbildung*, Heft 1, 69-83.
- Nittel, Dieter (2002): *Professionalität ohne Profession? Gekonnte Beruflichkeit im Medium narrativer Interviews*. In: Kraul, Margret, Winfried Marotzki und, Cornelia Schewpe (Hg.): *Biographie und Profession*. Bad Heilbrunn, 253-286.

- Nittel, Dieter (2003): Pädagogisches Handeln von „Nichtpädagogen“. Rekonstruktion eines narrativen Interviews mit einem Protagonisten der beruflichen Bildung. In: Hessische Blätter für Volksbildung, Heft 3, S 265-276.
- Nittel, Dieter und Cornelia Maier (Hg.) (2006): Persönliche Erinnerung und kulturelles Gedächtnis. Einblicke in das lebensgeschichtliche Archiv der hessischen Erwachsenenbildung. Opladen.
- Nittel, Dieter und Reinhard Völzke (Hg.) (2002): Jongleure der Wissensgesellschaft. Neuwied.
- Oevermann, Ulrich (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionellen Handelns. In: Combe, Arno und Werner Helsper (Hg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt am Main, 70-182.
- Parsons, Talcott (1968a): Professions. In: Sills, David L. (Hg.): International Encyclopedia of the Social Sciences, Bd. 12. New York, 536-546.
- Parsons, Talcott (1968b): The Professions and Social Structure. In: Social Forces (1939). 457-467.
- Rüschemeyer, Dietrich (1980): Professionalisierung. Theoretische Probleme für die vergleichende Geschichtsforschung. In: Geschichte und Gesellschaft, H. 3/1980, 311-325.
- Riemann, Gerhard (2000): Die Arbeit in der sozialpädagogischen Familienberatung. Interaktionsprozesse in einem Handlungsfeld der sozialen Arbeit. Weinheim und München.
- Schütz, Julia (2007): Zwischen Beanspruchung und Burnout: Wechselseitige Zufriedenheitszuschreibungen im System des lebenslangen Lernens. In: Pädagogischer Blick. 15. Jg., Heft 4, 216-225.
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, Joachim, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg, 67-156.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens. In: Kohli, Martin und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart, 78-117.
- Stichweh, Rudolf (1996): Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. In: Combe, Arno und Werner Helsper (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main, 49-69.
- Strauss, Anselm L. (1993): Continual Permutations of Action. New York.
- Strauss, Anselm L. (2001): Professions, Work and Careers. New Brunswick.
- Vath, Reingard (1975): Die Professionalisierungstendenz in der Erwachsenenbildung. Regensburg: Univ. (Dissertation).
- Weingart, Peter (1976): Wissensproduktion und soziale Struktur. Frankfurt am Main.
- Wiese, von Leopold (1955): System allgemeiner Soziologie. Berlin.
- Wilensky, Harold L. (1972): Jeder Beruf eine Profession. In: Luckmann, Thomas und Walter M. Sprondel (Hg.): Berufssoziologie. Köln, 198-218.
- WSF Wirtschafts- und Sozialforschung (2005): Erhebung zur beruflichen und sozialen Lage von Lehrenden in Weiterbildungseinrichtungen. Schlussbericht, Kerpen (Unveröffentlichter Bericht).

Literaturbesprechung

Gabriele Schabacher: Topik der Referenz, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, 412 S., brosch.; €58,00.

Gabriele Schabacher hat eine Untersuchung zur Theorie und Gattungsform der Autobiographie vorgelegt. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg SFB/FK 427 Medien und kulturelle Kommunikation an der Universität zu Köln. Ihre Studie zur *Topik der Referenz* und der Funktion *Gattung* in der gegenwärtigen Autobiographietheorie ist eine überarbeitete Fassung ihrer 2004 an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln eingereichten Dissertation, die 2007 mit dem Offermann-Hergarten-Preis ausgezeichnet wurde.

Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist das beobachtbare Phänomen, dass entgegen aller Verabschiedungen und Todsagungen des Autobiographischen der Markt für Veröffentlichungen, die unter diesem ‚Label‘ firmieren, ungebrochen boomt. Die Gattung ‚Autobiographie‘ erfreut sich augenscheinlich einer ausgesprochenen Beliebtheit; das Format des (auto-)biographischen Erzählens ist mittlerweile zu einer weit verbreiteten Kommunikationsform nicht nur in Form des gedruckten Buches, sondern auch in anderen Medienformaten wie dem TV geworden. Das ‚Biographisieren von Erleben und Handeln‘ (Brose/Hildenbrand) ist so zu einem kommunikativen Phänomen des gegenwärtigen ‚Zeitgeistes‘ avanciert. Es ist wohl auf ihr lebensnahes Empathiepotential und das Gefühl des Lesers, Schicksalsgeschichten scheinbar ‚real‘ miterleben zu können, zurückzuführen, was zur Popularität der Autobiographie beiträgt. Autobiographien werden in der heutigen Mediengesellschaft jedoch nicht nur von herausragenden Persönlichkeiten im letzten Drittel ihres Lebens geschrieben, wie es zu Zeiten der ‚klassischen bürgerlichen Autobiographie‘ der Fall war, sondern der Kreis der Autoren und Autorinnen (oftmals unterstützt von so genannten ‚ghostwritern‘) hat sich sozial stark ausdifferenziert, was dazu führt, dass Autobiographien mittlerweile in allen Alters- und Lebenslagen verfasst werden oder aber unter der Gattungszuschreibung ‚Erfahrungsgeschichten‘ verkauft werden. Die Gattung ‚Autobiographie‘ hat sich sowohl formal als auch inhaltlich heterogenisiert, und das zentrale Motiv der ‚aufrichtigen‘ Darstellung eines Lebens ist nun eine unter vielen anderen Motivationen. Diese Entwicklungen haben nachhaltige Auswirkungen auf die Art und Weise des autobiographischen Erzählens.

Neben dieser Erweiterung des autobiographisch sich selbst präsentierenden Personenkreises und seiner Motive ist in den letzten Jahren auch eine zunehmende ‚Privatisierung‘ historischer Ereignisse und Erfahrungsgeschichten zu beobachten, was aufgrund der jüngsten deutschen Vergangenheit nicht ganz unproblematisch zu sein scheint, wie das prominente Beispiel Martin Walser (‚Ein springender Brunnen‘) unlängst zeigte. Der Nationalsozialismus und mittlerweile auch die DDR bilden den historischen Hintergrund, der autobiographisch auf die eine oder andere Art und Weise lebensgeschichtlich be- und verarbeitet wird. Es gehört zu den wesentlichen Merkmalen von Autobiographien, nicht nur die eigene unmittelbar erlebte Lebensgeschichte, sondern ebenso die darin enthaltenen historischen Erfahrungen mit der Qualität des Faktischen auszuzeichnen und persönliche Erinnerungen historisch zu legitimieren. Mit anderen Worten: Geschichte wird nicht selten zur Projektionsfläche individueller und kollektiver Identitätskonstruktionen.

So reklamieren (auto-)biographische Darstellungen und Texte ihren Anspruch auf ‚Wahrheit‘ und ‚Authentizität‘ und treten nicht selten mit dem Anspruch auf, durch Zeitzeugenschaft und Auratisierung des ‚tatsächlich Vorgefallenen‘ historische Ereignisse und Geschichte wahrhaftiger und lebensnäher vermitteln zu wollen, was nicht nur für die professionelle Zeitgeschichtsforschung angesichts einer um sich greifenden ‚Narrativierung der Historiographie‘ eine provozierende Herausforderung darstellt – und, wie Schabacher am bekannten Fall ‚Wilkomirski‘ und der Shoah-Autobiographik verdeutlicht, zu erheblichen Schwierigkeiten führen kann.¹ Auch die Literatur- und Kulturwissenschaften arbeiten nach zahlreich durchlaufenen ‚turns‘ und der Rezeption kognitionstheoretischer Gedächtnisforschung an einem erweiterten Verständnis des Autobiographischen, dessen frühere dokumentarische Engführungen durch deutlich komplexere und interdisziplinär motivierte Theoriebildungen abgelöst worden sind. Individuell/kollektive Gedächtnisse sowie individuell/kollektive Erinnerungskulturen sind neben performativen Ansätzen die zentralen Erkenntniskategorien, die zwischen Text und Kontext wechselseitig vermitteln sollen. Dass nicht nur die Autobiographisierung von Geschichte problematisch ist, sondern auch umgekehrt die fiktionale Historiographisierung und Biographisierung der Literatur als angrenzende Gattungen zu Kontroversen führen kann, zeigt das jüngst veröffentlichte Werk von J. Littell (‚Die Wohlgesinnten‘), dessen russisches Pendant W. Grossman, der ein ähnlich umfangreiches Epos zum Kampf um Stalingrad zur Chiffre des 20. Jahrhunderts verarbeitet hat (‚Leben und Schicksal‘), vergleichsweise wenig öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, die sich aus diesen Beispielen erkennen lässt, führt Schabacher darauf zurück, dass das historische Autobiographiekonzept – gemeint ist das klassische Modell der autobiographischen Erzählung als kontinuierliche und zusammenhängende Lebensgeschichte einer seiner selbst gewissen Person – schon seit einiger Zeit nicht mehr auf das ‚Label‘ passe, ohne dass sich jedoch dadurch automatisch die Autobiographie als überholt erweise. Kulturwissenschaftliche Neologismen wie ‚AutoBioFiktion‘ (Moser/Nelles) weisen auf die Bestimmungsschwierigkeiten hin, die sich aus der Stellung der Autobiographie zwischen Fakten und Fiktionen ergeben. So stellt sich für Schabacher die zentrale Frage, weshalb die Autobiographie als Gattung trotz ihrer prekären Stellung in den geschichts- und literaturwissenschaftlichen Disziplinen und der zunehmenden öffentlichen Aufmerksamkeit gegenüber autobiographischen Erzeugnissen heute noch funktioniere. Der epistemologische Vorschlag, den die Autorin durch ihre Studie hinsichtlich einer bislang festgefahrenen ‚fact/fictions‘-Unterscheidung unterbreitet, basiert nun auf der Überzeugung, dass die binäre Differenzierung letztlich nicht zugunsten der einen oder anderen Seite empirisch entschieden werden könne. Da das ‚fact/fiction‘-Schema ihrer Auffassung nach permanent in Bewegung sei, bedürfe es vielmehr der Untersuchung seines operationalen ‚Unterscheidungsgebrauchs‘: Ohne Fiktionsverdacht

1 Ein weniger bekanntes Beispiel, ‚Klaras Nein‘ von der französischen Autorin Soazig Aron aus dem Jahr 2003, wagt sich an die fiktionale Darstellung einer Auschwitz-Überlebenden. Dieses Erstlingswerk wurde von der Kritik als ‚gelungenes Wagnis‘ positiv aufgenommen. Anders als Wilkomirski/Dösseker, jedoch zu demselben Themenkomplex, wurde hier von vornherein die Fiktionalisierung des Stoffes hervorgehoben, obwohl die Charakterisierungen einer Auschwitz-Überlebenden und ihre Weigerung, die leibliche Tochter nach der Rückkehr aus den deutschen KZs wieder sehen zu wollen, ‚Authentizität‘ als Stilelement bewusst einsetzt.

keine Faktizität, ohne Faktizität keine Fiktionsvorstellung; beiden, so Schabacher, sei im erkenntnistheoretischen Gebrauch der jeweilige Gegensatz als konstitutiv eingeschriebenes Element zwangsläufig inhärent. Die Schwierigkeit, die sich mal aus der einen, mal aus der anderen Fokussierung ergebe, könne aber zugunsten einer *operationalen* Perspektive durchbrochen werden. Die Konsequenzen, die sich hieraus ergeben, sind für die einer ‚Realität‘ und ‚historischen Objektivität‘ verpflichteten Auffassung weitreichend.

Es handelt sich bei Schabachers Untersuchung also um eine aus den Literatur- und Kulturwissenschaften motivierte Arbeit zur Theorie der Autobiographie mit dem Ziel, die epistemologische Dichotomie ‚fact/fiction‘ zu problematisieren. Im Mittelpunkt steht dabei der Gattungsbegriff ‚Autobiographie‘ als funktionale Zuschreibungskategorie, über die die Autobiographie als solche erst (durch den Leser?) identifiziert werde. Gleichzeitig betritt Schabacher mit dem Aufgreifen der ‚fact/fiction‘-Differenzierung in einem erweiterten Zusammenhang das erkenntnistheoretisch schwer verminte Feld zwischen Literatur- und Geschichtswissenschaften, auf dem die scheinbar unüberbrückbaren Grabenkämpfe um Begriffe wie ‚Geschichte‘, ‚Wahrheit‘, ‚Realität‘, ‚Wirklichkeit‘ u. a. geführt werden. Am bekannten Beispiel des Autobiographischen lässt sich dieser Konflikt als disziplinär eingeschriebene ‚Doppeladressierung‘ der Autobiographie einerseits als ‚historisches Dokument‘, andererseits als ‚literarisches Kunstwerk‘ aufweisen. Es sei allerdings, so hebt Schabacher mit P. de Man hervor, gerade dieses Kriterium der Unentscheidbarkeit, das den Reiz der Autobiographie ausmache, während andere disziplinäre Diskurse wie die Jurisprudenz und die Historiographie zwangsläufig eine Entscheidung und damit Festsetzung dessen, was ‚fact‘ und was ‚fiction‘ sei, zu treffen hätten, um funktionieren zu können. Dies geschehe durch Legitimation in Form institutionalisierter Fachdiskurse – eine wissenssoziologische Auffassung, wie sie bereits von P. Berger/T. Luckmann und jüngst von R. Keller diskursanalytisch weiterentwickelt worden ist. Die disziplinären Konfliktlinien, die hierin angelegt sind, werden von der Autorin im ersten Teil ihrer Untersuchung unter dem Aspekt *Referenzen: Zwischen Geschichte und Literatur* wechselseitig aufeinander bezogen. Dabei geht sie zum einen näher auf die literarischen Kontaminierungen der Geschichtswissenschaften im Anschluss an die Narrativitätsdebatten um H. White ein, zum anderen greift sie in umgekehrter Richtung die *Historifizierung der Literatur* am Beispiel des historischen Romans und der fiktionalen Biographie auf. Zwischen diesen beiden paradigmatisch aufgeladenen Polen geht sie den historisch-semantischen Wandlungen des Begriffspaars *Faktizität/Fiktion* nach und beschreibt die jeweils im Hintergrund wirksamen theoretischen Dimensionen, die dieser epistemologischen Binarität hinsichtlich der Vorstellung und Konstruktivität von Wirklichkeit eingeschrieben sind.

Im zweiten Teil ihrer Untersuchung zeichnet die Autorin die gattungsgeschichtlichen Entwicklungstendenzen der Autobiographie und ihre zunehmenden Theoretisierungen im 20. Jahrhundert nach. Ausgehend von der Vorstellung der 1920er Jahre, bei der Autobiographie handle es sich um ein sozial- und geisteswissenschaftliches Dokument (W. Dilthey/G. Misch), führt das einsetzende theoretische Interesse der 1950er zur ästhetischen Konzeptualisierung der Autobiographie als literarisches Kunstwerk. In den 1970er Jahren werden dann verstärkt gattungsgeschichtliche Definitionen und formale Abgrenzungen vorgenommen, die seit den 1980er Jahren vor dem Hintergrund poststrukturalistischer und dekonstruktivistischer Debatten und

unter dem Eindruck einer zunehmenden Öffnung der Literaturwissenschaften gegenüber Medientheorie und Cultural Studies stärker auf Textualität und kulturelle Performanzen des Autobiographischen abstellen. Dadurch wird autobiographisches Schreiben gleichzeitig zu einem beliebten Untersuchungsgegenstand der Identitäts- und Subjektivitätstheorie, die ihren Fokus parallel zu diesen Entwicklungen auf die Diskursivität und sprachlichen/visuellen Performanzen von Lebensgeschichten verschiebt. Im Zuge dieser theoretischen Nejustierungen und der Auflösung kollektivgeschichtlicher Metaerzählungen geraten außertextuelle Aspekte zunehmend in den Hintergrund. Das Verschwinden klarer Definitionen lässt die offenen und porösen Grenzen gegenüber benachbarten Gattungsformen wie dem Roman deutlich hervortreten. Es zeigt sich jedoch – so ein zentraler Leitgedanke Schabachers –, dass das Format ‚Autobiographie‘ entgegen aller anders lautenden Behauptungen gattungsgeschichtlich nicht als Verfallsgeschichte bezeichnet werden kann, sondern bereits von Beginn an auf der paradoxen Figur einer unentscheidbaren Faktizität/Fiktionsvorstellung beruhe. In der theoretischen und empirischen Ausarbeitung dieses Ansatzes liegt der grundsätzliche Wert der vorliegenden Arbeit.

Die nicht fixierbaren ‚fact/fiction-Bewegungen‘ und die Schwierigkeiten, die sich aus den operationalen Zuschreibungsvorgängen des Autobiographischen ergeben, analysiert Schabacher detailliert im Rahmen des dritten empirischen Teils ihrer Untersuchung zur ‚Anti-Autobiographie‘ *Über mich selbst* von R. Barthes – ein exponiertes und in deutschen Theoriedebatten kaum rezipiertes Beispiel, in dem autobiographisches Schreiben und Theoretisieren kongenial miteinander verbunden werden. Anhand dieses Beispiels kann die Autorin überzeugend darlegen, dass es bei dem Versuch, die Vergangenheit im Rahmen der Gattung ‚Autobiographie‘ in der Schreibgegenwart zu vergegenwärtigen, immer wieder zu Verschiebungen und Doppelungen kommt, die letztlich die Frage nach der Faktizität der Autobiographie und dem unverstellten Zugriff auf die eigene Lebensgeschichte als obsolet erscheinen lassen. Um dies nachzuweisen, werden die unterschiedlichen *Rezeptionsfiguren* als Lesarten des R. Barthes rekonstruiert und ihre begrenzte Aussagekraft aufgezeigt, wodurch sich einmal mehr die fact/fiction-Problematik verdeutlicht. Anschließend widmet sich Schabachers Analyse der autobiographischen *Zweiteilungen in Text und Bild* und der gezielt irritierenden Instrumentalisierung des Bildes am, im oder um den Text bzw. vice versa. Wie bekannte und traditionelle Ordnungsstrukturen des Autobiographischen zusätzlich durchbrochen und verschoben werden, wird durch die Auf-rufung (als Wiedererkennungsmuster) und gleichzeitige Subversion der autobiographietheoretischen Topoi veranschaulicht, in denen das Verfahren des Fragmentarischen, die alphabetische Ordnung als Analogie der illusionären Ordnung einer Lebensgeschichte, der polyperspektivische Wechsel der Pronomina sowie die parergonalen Strukturen als Chiffren der unbestimmbaren Bewegungsmomente ‚fact/fiction‘ instrumentalisiert werden.

Das Fazit geht noch einmal auf das der autobiographischen *Topik der Referenz* von Anfang ihres Bestehens eingeschriebene Paradox ein. Schabacher hebt hervor, dass gerade die Unbestimmbarkeit des Autobiographischen zwischen Fakten und Fiktionen *nicht* zur Auflösung dieses Genre führe, sondern dass vielmehr die unentscheidbare Figur ‚fact/fiction‘ als konstitutives Element des Autobiographischen bestehen bleibe. Die Autobiographie als Label funktioniere eben nicht wegen definitiver Festlegungen/Grenzziehungen in die eine oder andere Richtung, sondern

allein aufgrund ihrer funktionalen Zuschreibungskategorien, die durch bekannte autobiographische Stereotype und Redeweisen hervorgerufen werden. Durch Funktionalisierung und Einsatz textueller und paratextueller Wiedererkennungsmuster, die bei Barthes Lebensgeschichtliches und Autobiographietheoretisches gleichzeitig bedienen, werde die Autobiographie als Gattung angerufen und der Leser ‚als Leser einer Autobiographie‘ konstituiert, wodurch die entscheidende Frage nach ‚fact/fiction‘ ausgeblendet bzw. elegant umgangen und als letztlich unentscheidbar zur Seite geschoben wird. Die ‚Wahrheit‘ der Autobiographie und die Topoi ‚Aufrichtigkeit‘ und ‚Authentizität‘ werden prinzipiell als subjektiv unerfüllbar zurückgewiesen, Kindheitserinnerungen als bloße ‚Imaginationen‘ analysiert, die oberflächliche Referentialisierung von Fotografien als ‚Dokumentierbarkeit des Erzählten im Text problematisiert‘. Durch die Operationen des Aufrufs bekannter Autobiographievorstellungen und deren gleichzeitige Subversion bewege sich, so Schabacher, die Autobiographietheorie weg von ontologischen oder ontogenetischen Konzeptualisierungen, ohne sich aber dadurch selbst überflüssig zu machen. Barthes (zweifellos) autobiographische/autobiographietheoretische Funktionalisierungen zeigen, dass allein das ‚Zitieren‘ von bekannten Mustern genügt, um Gattungszuschreibungen vorzunehmen, ohne darüber eine Aussage treffen zu müssen, ob es sich bei ihnen um eine ‚tatsächliche‘ oder nur simulierte Autobiographie handelt – eine für die von Schabacher vertretene (a-)topische Auffassung des Autobiographischen wohl nachrangige Frage.

Schabachers *Topik der Referenz* ist ein sehr detaillierter und luzider Beitrag zur Autobiographietheorie, der sich auf die operationalen Funktionsweisen autobiographischer Zuschreibungsmuster vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Barthes-Forschung konzentriert. Ihre Analyse lässt sich in dem Versuch zusammenfassen, die Autobiographietheorie von der inhaltlichen Ebene auf die formal-operationale Ebene zu verschieben – was in anti-ontogenetischer Diktion auch als ‚Entessentialisierung‘ bezeichnet werden kann. Sie zeigt, dass Barthes dabei alle Register des Autobiographischen zieht – vom Aufrufen des Körpers, des Selbstzitats, des Bildes, der pronominalen Verschiebungen bis hin zu parergonalen Struktureffekten –, um diese Topoi im irritierenden Schritt des ‚re-entry‘ als subversive A-topik zu unterlaufen. Autobiographie und Anti-Autobiographie bilden bei ihm also die zwei (unentscheidbaren) Seiten derselben Medaille.

Schabachers Untersuchungsergebnisse lassen jedoch trotz ihres erkenntnistheoretischen Werts des Autobiographieproblems einige Fragen offen, die weniger für ihre Disziplin, sondern vielmehr für angrenzende Disziplinen bedeutsam sind: Während im ersten Teil der Untersuchung Fakten und Fiktionen geschichts- und literaturwissenschaftlich beleuchtet und aufeinander bezogen werden, wird im Fazit mit keinem Wort auf die Konsequenzen der Unbestimmbarkeit ‚fact/fiction‘ in Bezug auf die Geschichtswissenschaften (ergänzend: die historischen Biographiewissenschaften) eingegangen. Dies wäre angesichts der abgesprochenen Problematisierung des Faktizitäts-/Wirklichkeitsbegriffs naheliegend gewesen. Spricht man von Funktionalisierungen des Autobiographischen, so kann hier auf eine Reihe weiterer Funktionen des Autobiographischen hingewiesen werden, die sich nicht allein in der Aufdeckung von Zuschreibungsmustern erschöpfen: Denn trotz aller unentscheidbaren erkenntnistheoretischen Probleme haben Autobiographien eine über sie hinausgehende kommunikative Mitteilungsfunktion (wie Wagner-Egelhaaf in ihrem Kompendium zur Autobiographie anmerkt), sie dienen als Rahmungen kollektiver Selbstverständigungen, die

darüber hinaus nur in Bezug auf ein rezipierendes Gegenüber zu denken sind. Der Autobiograph will als solcher wahrgenommen werden; die Motive autobiographischen Schreibens sind nicht darauf zu reduzieren, das bloße Funktionieren oder Nicht-Funktionieren dieses Genres vorzuführen. Hinter allen textimmanenten Finten, Auflösungen, Infragestellungen und Irritationen steckt eine schreibende Person: es ist somit nicht ‚die Hand‘ Barthes‘, die schreibt, sondern es fließen eine Reihe weiterer – bewusster und unbewusster –, wenn auch nicht expliziter Faktoren in den Prozess des autobiographischen Schreibens ein. Ein sehr instruktives Beispiel hierfür findet sich in den einleitenden Bemerkungen bei A. Schütz (‚Problem der Relevanz‘).

Ebenso hätte in der historischen Rekonstruktion des Faktizitätsbegriffs die Alternative des ‚gemäßigten‘ Konstruktivismus und seiner Wirklichkeitsauffassungen im Anschluss an A. Schütz, T. Luckmann u. a. stärker reflektiert werden können, da gerade hier der Wirklichkeitsbegriff eine fundierte soziale/historische/(kulturelle) Ausarbeitung erfährt, die leider im Rahmen der Autobiographietheorie bisher kaum Berücksichtigung gefunden hat. In diesem Zusammenhang erscheint es problematisch, die Autobiographietheorie auf bloße operative ‚Funktionalisierungen‘ des Autobiographischen zu reduzieren, da hierdurch die Gefahr entsteht, die Para-/Textualität zuungunsten außertextueller Einflussgrößen überproportional stark zu betonen, oder, wie J.- C. Kauffmann (‚Erfindung des Ichs‘) sinngemäß schreibt: Identitäten sind Imaginationen auf *materialer* Grundlage – ein Grundsatz, der sicherlich auch für die Autobiographie gilt. Darüber hinaus werden eine nicht unerhebliche Anzahl von Autobiographien in dem (historischen) Bewusstsein entworfen, Geschichte in der Lebensgeschichte sichtbar zu machen und Lebensgeschichte gegen die Geschichte zu verteidigen. Auch wenn Geschichte in der Autobiographie kaum ‚objektiv‘ rekonstruierbar ist, sondern unter ganz anderen Aspekten zu behandeln wäre, so ist es in diesem Zusammenhang wenig hilfreich, allein das ‚Wie‘ der autobiographischen Funktionsweisen zu fokussieren. Die theoretisierende Beschränkung auf exponierte Beispiele wie Barthes, zu denen auch W. Benjamin gehört, ist sicherlich geeignet, Formfragen des Autobiographischen zu klären, nicht jedoch historische oder soziologische Biographieforschung zu betreiben. Die individuelle ‚Rhetorik der Erinnerung‘ ist auch hier wirksam, jedoch muss den normativen und durch soziale Interaktion herausgebildeten Erinnerungsrahmungen, in denen autobiographisches Erzählen stattfindet, theoretisch Rechnung getragen werden und zu einer politischen, sozialen und historischen Verankerung führen. Dies ist zugegebenermaßen nicht die Aufgabe literatur- und kulturwissenschaftlicher Studien.

Es bleibt festzuhalten, dass aufgrund erkenntnistheoretischer Einsichten in die Funktionsweisen und Operationalisierungen autobiographischer Topoi und deren Inversionen nicht zu einem ‚naiven Realismus‘ zurückgekehrt werden kann. Untersuchungen wie die von Schabacher bilden den ‚Mühlstein um den Hals einer blinden Faktengläubigkeit‘, die sich in der autobiographischen Selbstauseinandersetzung verschärft. Aus dieser Perspektive bildet die literatur- und kulturwissenschaftliche Theoriebildung eine notwendige Vorlage weiterer Forschungen. Die fachdisziplinäre Auseinandersetzung mit den Ergebnissen dieser Untersuchung, zu denen nicht nur die Geschichtswissenschaften, sondern auch die Soziologie und Psychologie gehören, stellt sicherlich eine wünschenswerte Herausforderung dar.

LITERATUR

- Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno: Biographisierung von Erleben und Handeln, in: Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualisierung ohne Ende, Leske und Budrich, 1988
- Dilthey, Wilhelm [1906-1911/1927]: Das Erleben und die Selbstbiographie, in: Niggel, Günter (Hg.) Die Autobiographie – Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998
- Misch, Georg [1907/1949]: Begriff und Ursprung der Autobiographie, in: Niggel, Günter (Hg.) Die Autobiographie – Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998
- Moser, Christian/Nelles, Jürgen (Hg.): AutoBioFiktion – Konstruierte Identitäten in Kunst, Literatur und Philosophie, Aisthesis Verlag, 2006
- Wagner-Egelhaaf, Martina: Autobiographie, Verlag J. B. Metzler, 2005

Carsten Heinze

Mitteilungen

Einladung zum 12. Bundesweiten Methodenworkshop zur qualitativen Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung am 6. und 7. Februar 2009 in Magdeburg

Das Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung (ZSM) richtet am 6. und 7. Februar 2009 zum 12. Mal den Bundesweiten Workshop zur qualitativen Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung in Magdeburg aus. Dazu möchten wir Sie herzlich einladen.

Der Workshop bietet in 15 verschiedenen Arbeitsgruppen WissenschaftlerInnen ein Forum, in dem sie nach dem Vorbild von Forschungswerkstätten unter fachlich kompetenter Anleitung an eigenem oder fremdem Datenmaterial aus aktuellen Projekten mittels qualitativer Methoden arbeiten können. Neben den methodischen und methodologischen Fragen stehen die praktischen Probleme des Forschungsalltags im Zentrum der gemeinsamen Werkstattarbeit.

Ausführliche Informationen zum Workshop, den geplanten Arbeitsgruppen und deren GruppenleiterInnen, Anmeldungsmodalitäten sowie Tagungsablauf und -ort finden Sie auf der Homepage des Zentrums für Sozialforschung und Methodenentwicklung (ZMS): www.zbbs.de.

Für Fragen und Informationen können Sie sich an folgende Adressen wenden:

Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung (ZSM):

Gesundheit- Profession- Medien

Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Zschokkestr. 32

39104 Magdeburg

Tel.: 0162-2766759

Fax: 0391-6716502

E-Mail: zsm@ovgu.de

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

- Aleida Assmann, Prof. Dr., Universität Konstanz, Fachbereich Literaturwissenschaft/
Anglistik, Fach D 161, 78457 Konstanz
- Andrea Brockmann, Dr., Osthusener Str. 30, 9329 Wadersloh
- Bernd Faulenbach, Prof. Dr., Biermannsweg 37, 44799 Bochum
- Charlotte Heinritz, Prof. Dr., Alanus-Hochschule – Hochschule für Kunst und Gesellschaft, Fachbereich Erziehungswissenschaft, Institut für empirische Sozialforschung, Johannishof, 53347 Alfter
- Carsten Heinze, Dr., Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Department für Wirtschaft und Politik, Von-Melle-Park 9, 20146 Hamburg
- Bettina Mosbach, Dr., Schultheißstraße 14, 53225 Bonn
- Dieter Nittel, Prof. Dr., Johann Wolfgang Goethe-Universität, Fachbereich Erziehungswissenschaften; Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung, Fach 123, Robert-Mayer-Str. 1, 60054 Frankfurt am Main
- Eva Ochs, Dr., Historisches Institut, KSW, Universitätsstr. 11 (TGZ), 58084 Hagen
- Nicolas Pethes, Prof. Dr., FernUniversität in Hagen, Institut für neuere deutsche und europäische Literatur, Universitätsstr. 11 (TGZ), 58084 Hagen
- Alexander von Plato, Prof. Dr., Thuner Straße 4, 21680 Stade
- Arthur Schlegelmilch, Prof. Dr., Institut für Geschichte und Biographie, FernUniversität in Hagen, Liebigstraße 11, 58511 Lüdenscheid
- Astrid Seltrecht, Dr., Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Erziehungswissenschaft, Erwachsenenbildung/Weiterbildung, Postfach, 55099 Mainz
- Harald Welzer, Prof. Dr., Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, 45128 Essen
- Dorothee Wierling, Prof. Dr., Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Schulterblatt 36, 20357 Hamburg